

Zeitschrift: Beiträge zur nordischen Philologie
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien
Band: 23 (1994)

Artikel: Utopien von Freiheit : die Schweiz im Spiegel schwedischer Literatur
Autor: Naumann, Karin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-858271>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Karin Naumann

Utopien von Freiheit

Die Schweiz im Spiegel
schwedischer Literatur



Karin Naumann

UTOPIEN VON FREIHEIT
Die Schweiz im Spiegel
schwedischer Literatur

Beiträge zur nordischen Philologie

Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft
für skandinavische Studien

23. Band
Karin Naumann
UTOPIEN VON FREIHEIT
Die Schweiz im Spiegel
schwedischer Literatur



HELBING & LICHTENHAHN VERLAG AG
BASEL UND FRANKFURT AM MAIN

Karin Naumann

UTOPIEN VON FREIHEIT

Die Schweiz im Spiegel schwedischer Literatur



HELBING & LICHTENHAHN VERLAG AG
BASEL UND FRANKFURT AM MAIN

1994

Gedruckt mit Unterstützung
der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und der
Firma Sandvik/Schweiz

© Copyright by
Helbing & Lichtenhahn Verlag AG
Basel 1994

Herstellung:
J. J. Augustin, Glückstadt

ISBN 3-7190-1227-1
Bestellnummer 21 01227

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

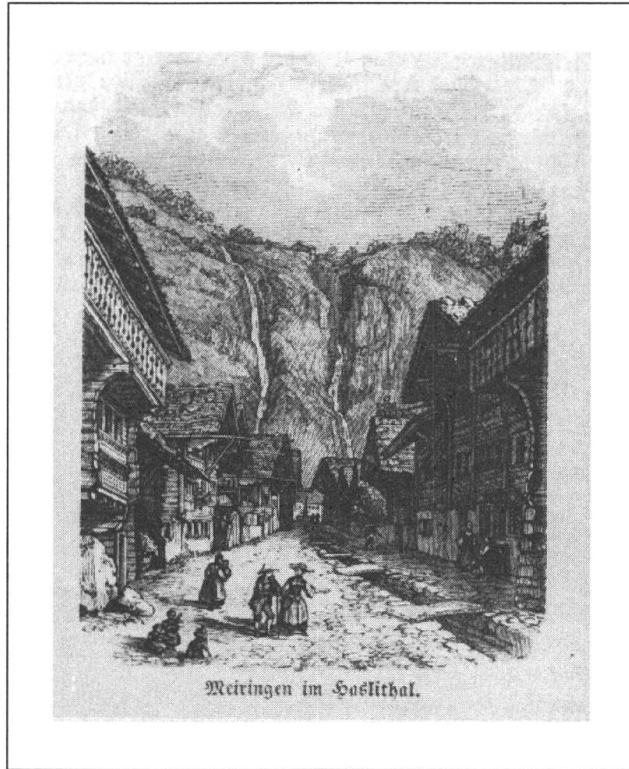
Naumann, Karin:

Utopien von Freiheit – Die Schweiz im Spiegel schwedischer
Literatur / Karin Naumann. – Basel ; Frankfurt am
Main : Helbing und Lichtenhahn, 1994

(Beiträge zur nordischen Philologie ; Bd. 23)

ISBN 3-7190-1227-1

NE: GT



K A R I N N A U M A N N

UTOPIEN VON FREIHEIT.

Die Schweiz im Spiegel schwedischer Literatur

Seht ihr, es gibt keine Landschaften im üblichen Sinne. Es gibt nur Seelen; die Landschaften sind eigentlich Seelen oder grosse Seelenzustände, in denen wir uns bewegen. Zu reisen, das heisst nur den Seelenzustand wechseln, und das, was wir um uns herum sehen, das ist ein Bild der Seele. Wir sehen das, was wir sehen wollen – so ist es ganz einfach.

(Lars Gustafsson, Bröderna, 1960)

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	1
EINLEITUNG	3
I. DIE ÄLTESTEN BEZIEHUNGEN	
1. «Mier Hasler chemen us Schweden u Ffriesland»: Die eidgenössischen Quellen zur schwedischen Herkommenssage	11
2. «Hier finden wir unser Vaterland wieder»: Die schwedischen Quellen zur Einwanderungssage	22
3. Kulturkontakte von der Reformation bis zur Aufklärung	33
4. Ein Universalgelehrter verschafft sich Zugang zu Schweizer Koryphäen: Jacob Jonas Björnståhl	36
II. VON DER ROMANTIK BIS ZUM BÜRGERLICHEN REALISMUS	
1. Auf den Spuren Wilhelm Tells: Die Besucher der romantischen Epoche	44
2. Ständiges Alpenglücken: Karl August Nicander	46
3. Harmonische Alphornklänge und freie Schweizer: Carl Wilhelm Böttiger	55
4. Griesgrämige Schlechtwetterstimmung: Christian Erik Fahlcrantz	61
5. In der Heimat Pestalozzis: Jonas Herman Ekendal	64
6. Beschwingte Rhythmen und Edelweiss: Carl Snoilsky	66
7. Bänkellied mit Alpenmotiv: <i>Alpens ros</i>	73
8. Eine Frühfeministin an der Wiege der Freiheit: Fredrika Bremer	75
III. DIE EMIGRANTEN UM DIE JAHRHUNDERTWENDE	
1. Der Titan als Idylliker: August Strindberg	84
2. Strindberg und Heidenstam auf Schloss Brunegg	97
3. Ein stattlicher Edelmann schaut auf Helvetien herab: Verner von Heidenstam	105
4. Vom Berge verzaubert: Oscar Levertin	110
5. Ein Leben in der Verbannung: Ola Hansson	118
IV. DIE ALPENLANDSCHAFT VOM SANATORIUMSFENSTER AUS	
1. Der Humorist Gustaf Mattsson	129
2. Bahnbrecherin des lyrischen Modernismus: Edith Södergran	133
3. Im Schatten des Todes: Die Sanatoriumsromane von Johan Beck-Friis und Sven Stolpe	144

V.	DREI REISESCHILDERUNGEN	
	1. Zürich aus der Sicht eines Gelehrten: Fredrik Böök	149
	2. Fast wie der Baedeker: Frank Heller	153
	3. Europabetrachtung aus neutraler Warte: Eyvind Johnson	158
VI.	ZWEI KRITISCHE STIMMEN	
	1. Die Heimstätte der Urbürgerlichkeit: Arvid Brenners Zürcher Roman	167
	2. Im Disneyland Europas: Jacques Werup	175
VII.	ANSICHTSKARTEN AUS HELVETIEN: PANORAMEN UND KLISCHEES BIS IN UNSERE GEGENWART	
	1. Schwedisch-schweizerische Literaturbeziehungen im zwanzigsten Jahrhundert: Ein Resümee	182
	2. Pär Lagerkvists Seelenlandschaft	184
	3. Lyrische Impressionen: Karl Asplund	187
	4. Am Genfersee und in der Innerschweiz: Emilia Fogelklou und Margaret von Bismarck	188
	5. Symbolträchtige Winterlandschaft: Lars Gustafsson persönlich	190
	6. Alpenszenerie als Wohnkulisse: Jan Myrdal und Carl Fredrik Reuterswärd	194
	7. Historischer Schauplatz Schweiz: Pär Rådström und Sigrid Combüchen	197
	8. Schlussbild mit Toblerone und Kronenhalle: Bodil Malmsten und Jörn Donner	200
	RÜCKBLICK	202
	LITERATURVERZEICHNIS	204
	PERSONENREGISTER	217

VORWORT

Im Jahre 1963 wurde in Stockholm und in Bern eine umfassend dokumentierte Ausstellung über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Schweden und der Schweiz gezeigt. Genau dreissig Jahre später hat erneut ein vielfältiges und gegenseitiges Kulturaustauschprojekt «Schweden-Schweiz 1993» Gestalt angenommen. Es hat zum Ziel, die kulturellen Kontakte zwischen den zwei Staaten zu vertiefen und steht unter dem Patronat der Botschaften beider Länder sowie des Schwedischen Instituts und der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia.

Vorliegende Untersuchung ist als ein Beitrag zu diesem Kulturaustauschjahr gedacht. Das Material und die Zusammenstellung der Zitate basieren grösstenteils auf einem Literaturseminar, gehalten an der Universität Bern im Wintersemester 1989/90. Es war mein Anliegen, durch eine reichhaltige Auswahl von literarischen Werken aus verschiedenen Epochen und Richtungen und gestützt auf zahlreiche Originalzitate ein möglichst variiertes Bild von der Schweiz in der schwedischen Literatur im Wandel der Jahrhunderte zu präsentieren – jedoch ohne Anspruch auf Vollständigkeit, was den gegebenen Rahmen völlig gesprengt hätte. Aus Platzgründen musste auch auf die Erwähnung von mehreren Reisebeschreibungen aus dem 19. Jahrhundert verzichtet werden; ausserdem sind einige Kriminalromane sowie Reisebücher, die aus dem literarischen Rahmen fallen, nicht beachtet worden.

Die schwedischen Werktitel werden im Original zitiert. In Klammern folgt jeweils die deutsche Übersetzung. Sofern Übersetzungen im Druck vorliegen, ist das Erscheinungsjahr angegeben. Übersetzungstitel und Textzitate werden dann unverändert übernommen. In allen anderen Fällen stammen die Übersetzungen von der Verfasserin.

Es sei hier nicht versäumt, der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und der schwedischen Firma Sandvik/Schweiz für die grosszügige finanzielle Unterstützung zu danken, die den Druck dieser Studie ermöglicht hat. Professor Oskar Bandle möchte ich ganz besonders für Anregungen und konstruktive Kritik danken. Grosser Dank gebührt auch meinem Mann, Hans-Peter Naumann, für die zeitaufwendige sprachliche Durchsicht des Manuskripts. Zuletzt geht mein Dank an lic. phil. Susanna Flühmann für das schwierige Mitlesen der Korrekturen.

Wetzikon im März 1993
Karin Naumann

EINLEITUNG

Die Wurzeln schwedisch-schweizerischer Wechselbeziehungen reichen zurück bis weit ins Mittelalter, und nicht von ungefähr entspringen die frühesten Zeugnisse einer Verbindung zwischen der Alpennation und dem Norden dem reichen Schatz von Mythos und Sage. So wurde in Schweden von einem geheimnisvollen unterirdischen Strom zwischen dem Vätternsee und dem Bodensee erzählt, durch den ein im Vättern Ertrinkender sich retten könne, um im Bodensee wieder aufzutauchen und dort unversehrt ans Land zu steigen! Obwohl diese volkstümliche Überlieferung auf eine Namensverwechslung mit dem an den Vätternsee grenzenden Bottensjön zurückgeführt werden kann, ist sie doch durchaus bezeichnend für tief liegende kollektive Vorstellungen über alte Zusammenhänge zwischen den beiden Ländern.

Eine andere Beziehung stellt die bekannte Erzählung vom Apfelschuss dar, die keineswegs in der Schweiz, sondern um 1200 erstmals auf nordischem Boden aufgezeichnet wurde, um schliesslich auf verschlungenen Pfaden der Tellensage und damit der nationalen Tradition von der Entstehung der Eidgenossenschaft zuzuwandern.¹ Noch bemerkenswerter vielleicht sind die Stammessagen der Schwyzer und Haslitaler, nach denen die ersten Bewohner der Urkantone schwedischer Herkunft gewesen sein sollen. Diese im Volksbewusstsein zäh verwurzelte Überzeugung hat im Laufe der Jahrhunderte nicht nur eine beachtliche Zahl von Geschichtsforschern beschäftigt, sondern es gibt auch zu denken, dass selbst aufgeklärte schwedische Besucher der Schweiz in ihren Reiseberichten immer wieder eigentümliche Übereinstimmungen zwischen den eigenen Landsleuten und den Bewohnern des Oberhaslitals in bezug auf Aussehen, Kleidung, Charakter, Sitten und sogar Sprache wahrgenommen haben wollen.

Als prägende Kraft für die Vorstellung von der schwedischen Abstammung der Urschweizer dürfte die Namensähnlichkeit, die schon in den alten lateinischen Landesbezeichnungen anklingt, eine nicht geringe oder vielleicht sogar ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Obwohl die Gefahr einer Verwechslung heute am ehesten im Italienischen und Spanischen gegeben ist, werden die Nationalitätsbegriffe «Schweden» – «Schweiz» auch andernorts häufig durcheinandergebracht.

Diese Erfahrung dürfte vielen Schweizern wie Schweden gemeinsam sein, wenn sie beileibe nicht nur in Mittelmeerländern, sondern beispielsweise in Süd- oder Nord-

¹ Dazu grundlegend H. DE BOOR, *Die nordischen, englischen und deutschen Darstellungen des Apfelschussmotivs*, Aarau 1947 (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt. III, Bd.1); M. WEHRLI, *Der Schweizer Humanismus und die Anfänge der Eidgenossenschaft*. In: Schweizer Monatshefte 47 (1967/68), S.127-146. Zuletzt H.-P. NAUMANN, *Tell und die nordische Überlieferung. Zur Frage nach dem Archetypus vom Meisterschützen*. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 71 (1975), S.108-128.

amerika auf ihre Nationalität hin befragt werden. Anlässlich der Weltausstellung 1992 in Sevilla stellte der schwedische Pavillonchef mit leiser Resignation in einem Zeitungsinterview richtig, dass Schweden *nicht* identisch mit der Schweiz sei. Und eine leider wahre Anekdote mag die Verwirrung selbst auf höchster Ebene illustrieren. Als nämlich der schwedische Unternehmerverein «Executive Club» – so die schwedische Tageszeitung «Dagens Nyheter» vom 14.4.1991 – den Ex-US-Präsidenten Ronald Reagan als Redner einlud, soll die positive Antwort aus den Staaten gelautet haben: «Das nächste Mal, wenn ich die Schweiz besuche, werde ich gern einen Tag in Stockholm verbringen.»

Die direkten Kontakte zwischen beiden Nationen waren in ihren Anfängen wohl eher zufälliger Natur oder verdankten sich der Initiative hervorragender Einzelpersonlichkeiten. Der in Einsiedeln geborene und zeitweilig als Stadtarzt in Basel tätige Paracelsus, dessen spekulative medizinische wie philosophische Ideen auch in Schweden nachhaltig wirkten, dürfte während seiner Wanderzeit zusammen mit dem dänischen Invasionsheer 1520 bis nach Stockholm gelangt sein. Wenige Jahrzehnte später wurden dem Basler Geographen Sebastian Münster für sein grosses Werk *Cosmographia* (1544) vom persönlichen Ratgeber des Königs, Georg Norman, wichtige Angaben über den Norden übermittelt. 1589 erreichten die ersten Zeitungsberichte aus Basel und St. Gallen schwedische Leser.²

Mit Beginn des 17. Jahrhunderts gestalteten sich die Beziehungen lebhafter. Paracelsische Gedanken konnten sich die Schweden etwa ab 1600 an der Universität Uppsala aneignen, oder man zog nach Basel, wo sich der erste schwedische Student, ein Mediziner, im Jahre 1605 immatrikulieren liess. Gleichzeitig kamen die Bildungsreisen junger schwedischer Adliger nach dem Kontinent in Mode. Zwar wurde der eigentliche Studienaufenthalt meist an einer deutschen Universität absolviert, aber die anschliessende Grand Tour der Aristokraten führte nicht selten über Schweizer Gebiet. Die älteste uns erhaltene Reisereportage über die Schweiz, 1603 in lateinischer Sprache verfasst und aus der Feder des erst sechzehnjährigen Edelmanns Gabriel Oxenstierna stammend, bietet ein repräsentatives Zeugnis einer solchen Kavaliertour im Geiste der Zeit. Ein anderes Beispiel aus diesem Genre ist der Reisebrief, den der spätere schwedische Monarch Karl X. Gustav im Jahre 1639 aus Basel schrieb.

Zu nachhaltigen Verbindungen literarischer Art sollte es jedoch erst im 18. Jahrhundert kommen. Rousseaus Werk rief eine Schwärmerei für das Alpenland hervor, die sich unmittelbar auf eine ideologieschwangere Hinwendung zur eigenen schwedischen Vorzeit übertrug. Von nun an wurde die Schweiz zum Inbegriff der Freiheit und Gleichheit, wobei die Rousseausche Idealisierung der einfachen und freiheitsliebenden Hirtenbevölkerung sich ohne weiteres zur Kennzeichnung der tugendhaften skandinavischen Vorfahren, der «Hirten-Scythen», zu eignen schien.³

² Vgl. I. ANDERSSON, *Schweiz och Sverige genom tiderna. Kring en arkivutställning*. In: *Meddelanden från Svenska riksarkivet* 6 (1963), S.12f.; L. HAAS, *Schweden und die Schweiz. Ein Rückblick in die Vergangenheit*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 14 (1964), S.39ff.

³ Vgl. dazu M. LAMM, *Upplysningstidens romantik. Den mystiskt sentimentala strömningen i svensk litteratur*, Bd. 1, Stockholm 1918, S.235-319.

Wenn in dieser Epoche auch der Zürcher Idylliker Salomon Gessner im Norden eifrige Bewunderer und Nachahmer fand, so kann eine schwedische Kulturgeschichte kaum geschrieben werden, ohne dass man die Namen Lavater und Pestalozzi erwähnt. Mit führenden Kulturpersönlichkeiten wie Gessner, Bodmer und Breitinger, aber auch mit Rousseau und Albrecht von Haller, traf während eines mehrmonatigen Schweizer Aufenthalts der Sprachforscher und Handschriftensammler Jacob Jonas Björnstähl im Jahre 1773 zusammen, dessen anschaulicher Reisebericht beredtes Zeugnis eines regen wissenschaftlichen Verkehrs zwischen schwedischen und schweizerischen Gelehrten ablegt.

Aber nicht nur in Literatur und Wissenschaft haben Schweizer auf das geistige Leben Schwedens im 18. Jahrhundert eingewirkt. Der Münzstecher Johann Karl Hedlinger war fast dreissig Jahre lang in Stockholm tätig, der Waadtländer François Beylon hatte eine äusserst einflussreiche Position als Berater am königlichen Hof inne, der Musiker Edouard Du Puy zeichnete sich als brillanter Geiger in der Hofkapelle und zugleich als Komponist, Dirigent und Sänger an der Königlichen Oper aus, und der Zürcher Maler Johann Heinrich Füssli schliesslich, um nur ein weiteres Beispiel zu nennen, unterhielt enge freundschaftliche Beziehungen zu dem bekannten schwedischen Bildhauer Johan Tobias Sergel.

Mit seinem zwölfjährigen Auslandsaufenthalt, noch als enzyklopädische Gelehrtenreise angelegt, hatte der oben erwähnte Björnstähl zum erklärten Ziel, allgemeine Weltkenntnis zu erwerben und fremde Sprachen zu erlernen – ein typischer Erweis übrigens für das Bildungsbewusstsein und den Bildungsdrang des aufstrebenden Bürgertums der Aufklärungszeit. Erst gegen die Jahrhundertwende erfolgte aber in Schweden die *ästhetische* Entdeckung der Schweiz als Landschaft, die mit der erwachenden Begeisterung für die Schönheitswerte der eigenen Gebirgswelt eng einherlief. Auslöser war wiederum das von Rousseau vorgeprägte empfindsame Naturgefühl – aber nicht allein, denn von prominenten Schweizbesuchern wie Goethe und später Byron und Shelley gingen zusätzliche Impulse aus, die sodann den poetischen Begriff von der Schweiz als «Landschaft der Freiheit» mitprägten. Als dichterischer Höhepunkt dieser mythischen Verschränkung von Freiheit und Landschaft erzielte Schillers *Wilhelm Tell* – in schwedischem Sprachgewand 1823 erschienen – durchschlagende Wirkung und trug ebenso zum Lob der Alpennatur wie zum aufblühenden Tourismus bei. Von nun an steht fast ausschliesslich das ästhetische Erlebnis der malerisch-romantischen Schweizerreise im Mittelpunkt, und ab 1830 wimmelt es förmlich von schwedischen Reisebeschreibungen wechselnder Qualität, von denen nur die allerwenigsten literarischen Anspruch erheben dürfen.

Zu typischen Vertretern dieser romantischen Reisewelle mit viel Gebirgspanorama, Sonnenuntergang und Landschaftsgold zählen die beiden Lyriker Karl August Nicander und Carl Wilhelm Böttiger. Sie reisten in der Nachfolge des weit berühmteren Romantikers Atterbom, als sie zu der inzwischen fast obligatorisch gewordenen Pilgerfahrt junger Dichter nach dem Süden aufbrachen. Wenn Nicanders überaus empfindsame Stimmungsbilder der Schweiz bisweilen in die Nähe des Stereotyps rücken, so leben sie doch durch ihre beschwingte Leichtigkeit und einen gewissen naiven Charme. Ebenso zeittypische Schöpfungen sind Böttigers Schweizer Gedich-

te, die den Heldenmut des freien Bauern besingen oder liebevoll pastorale Alphornidyllen ausmalen. Aber auch einen späten Vertreter der ausklingenden Romantik, Carl Snoilsky, hat die Alpennatur zu stimmungsvollen lyrischen Schöpfungen beflügelt.

Die Hoffnung, in der freien Waadtländer Kirche «das Ursprungswort des Protestantismus» zu finden, hatte in den 1850er Jahren die international bekannte Romanautorin und Frühfeministin Fredrika Bremer zu einem längeren Aufenthalt in der Schweiz bewogen. Ihr intensives Interesse galt aber nicht zuletzt auch der langen Freiheitstradition und einer Gesellschaftsordnung, die sie als mustergültig betrachtete. Ihre Reiseerinnerungen wurden ein Erfolgsbuch, das sogleich in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

In der zweiten Hälfte der 1880er Jahre – ein gutes Jahrzehnt nach den vielzitierten Vorlesungen des Dänen Georg Brandes über die Emigrantensliteratur – wurde die Schweiz zum Schauplatz eines geistesgeschichtlichen Phänomens, das man vielleicht mit dem Begriff «Fernwirkung» umschreiben könnte. Innerhalb der Grenzen der Eidgenossenschaft kam es zu einer folgenreichen Konstellation bedeutender schwedischer Dichter, welche für die gesamte Literaturentwicklung ihres Landes von grundlegender Bedeutung werden sollte. So wählten August Strindberg und Verner von Heidenstam – jeder von ihnen der Führer einer literarischen Schule – die Schweiz als freiwilliges Exil. Der Lyriker und Literaturkritiker Oscar Levertin suchte in Davos von einer Lungenkrankheit Heilung und kehrte später mehrfach in seine geliebte Alpennatur zurück, um hier Inspiration für einige seiner schönsten Gedichte zu finden. Auch der nach 1889 nahezu ständig im Ausland lebende Schriftsteller Ola Hansson fand für längere Perioden Ruhe und Erholung in der Eidgenossenschaft.

In den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende schien das Leben im Exil für skandinavische Künstler jeder Art eine beliebte Existenzform zu sein. Genauer betrachtet waren es aber vielfach gesellschaftliche Gründe, welche gerade junge Literaten zum Verlassen der Heimat bewogen und bezeichnenderweise die freie Schweiz als Emigrationsziel wählen liessen. Denn nicht nur den radikalen Geistern unter ihnen galt das kulturelle Klima Schwedens als äusserst reaktionär, einengend und muffig.

Für eine ansonsten so kritische Person wie Strindberg wurde die Schweiz bald zum Idealland, ja zu einem Paradies der Freiheit und der Lebensfreude. Wie vor ihm einst Fredrika Bremer sah er in der kleinen Nation eine realisierte Utopie und das Vorbild für ein zukünftiges Europa. Ähnlich wie Strindberg betrachtete auch Heidenstam den «glücklichen Weltwinkel» als eine Art verwirklichten Zukunftstraum mit idealer Staatsverfassung und weitgetriebener bürgerlicher Gleichheit. Im Refugium Schweiz konnte sich der damals stark nihilistisch orientierte Jungliterat künstlerisch zu entfalten beginnen, nicht zuletzt dank anregendem Gedankenaustausch mit dem älteren Dichterkollegen Strindberg auf dem Aargauer Schösschen Brunegg. Heidenstams Schweizer Reiseskizzen waren ursprünglich als Liebeserklärung an das «kleine, vortreffliche Volk» konzipiert. In ihrer Endfassung zeugen sie allerdings von einer eher ambivalenten Haltung des schwedischen Aristokraten gegenüber seinem Gastland.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts weilten auch andere schwedische und finnlandschwedische Autoren gezwungenermassen im «Sanatorium Europas», um in Gedichten, Essays oder Romanen ihre Eindrücke dieses eigentümlichen Milieus zu verarbeiten. Die Erinnerung an einen solchen Aufenthalt hält die glühende lyrische Vision *O mina solbrandsfärgade toppar* (1918; ‘Oh, meine sonnenbrandfarbigen Gipfel’, 1977) der jungen finnlandschwedischen Sanatoriumspatientin und Lyrikerin Edith Södergran fest, die als das vielleicht schönste Zeugnis der Faszination von der Schweizer Bergwelt in unserem Jahrhundert gelten darf.

Auch zu einer Zeit, als infolge des beginnenden Massentourismus das Interesse an der Reiseliteratur europaweit zurückging, wurde die lange Tradition der Schweizer Bücher in Schweden durch drei temperamentmässig wie inhaltlich sehr unterschiedliche Berichte fortgesetzt. Für den Literaturprofessor Fredrik Böök steht 1932 in seinem Reisebändchen das Land der Schulen und Universitäten im Vordergrund, während Frank Hellers wohlinformierte und zum Teil humorvolle Landesbeschreibungen die Grenze zwischen literarischer Reiseschilderung und praktischem Reiseführer verwischen. In den persönlich gehaltenen Tagebuchnotizen des Romanciers Eyvind Johnson, entstanden während eines zweijährigen Aufenthalts in der Eidgenossenschaft kurz nach Kriegsende 1947–49, bekennt der Verfasser, dass er in seiner Jugend davon geträumt habe, einmal als Uhrmacher im Idealstaat Schweiz zu leben.

In den Chor schwedischer Lobeshymnen haben sich nach der Jahrhundertmitte freilich auch ein paar kritische Stimmen gemischt. Nur wenige Jahre nach Johnsons Huldigung an das freiheitsliebende und politisch wache Schweizervolk brachte Arvid Brenner einen Roman heraus, der einen durchaus negativen Schatten auf die schweizerische Nachkriegsgesellschaft wirft, der er rücksichtslosen Neukapitalismus, ahnungslose Herrenmentalität und falsche Idyllvorstellungen nachsagt. Gut zwanzig Jahre später suchte dann der Südschwede Jacques Werup «das demokratische Land Traum» als missbrauchte Utopie und als ein verlogenes «Disneyland der Wirklichkeit» zu entlarven.

In den letzten Jahrzehnten hat die Schweiz als Reiseziel zusehends an Attraktion verloren und ist daher immer seltener Gegenstand literarischer Betrachtungen geworden. Wo dies in Romanen, Novellen, Gedichten vereinzelt doch geschieht, ist die Landschaft zu einem dekorativen Ansichtskartenmotiv herabgesunken, das sich gerade noch als malerische Einrahmung eines Handlungsverlaufs verwenden lässt. Nach wie vor aber begegnet uns in der schwedischen Literatur ein Land mit grandiosen Panoramen, einer immer strahlenden Sonne und ständigem Alpenglühen, weit weg von Schnee und Regenwetter – eine Ausnahme bildet im Grunde nur Lars Gustafsson –, und scheinbar unbeeinflusst von den kritischen Auseinandersetzungen eines Arvid Brenner oder Jacques Werup leben die von den Romantikern geprägten idealisierenden Vorstellungen klischeehaft weiter, ohne dass das von einer Bremer oder einem Strindberg zutiefst persönlich empfundene Erlebnis einer demokratischen und freiheitsbewussten Schweiz im Idealzustand wiederholt würde.

Das Bild von einem anderen Land wird geformt durch die «Erfahrung der Fremde», d.h. durch die tatsächliche Wahrnehmung der fremden Wirklichkeit, welche

ergänzt wird durch mentalgeschichtliche Zusammenhänge, durch gesellschaftliche und kulturell vorgegebene Vorurteile und Ideologien der eigenen Nation sowie durch die individuellen Erwartungen, mit denen ein Reisender ausgerüstet ist. Auf diese Weise entstand bereits vor rund 200 Jahren das kollektive Image einer von freiheitsliebenden Einwohnern bevölkerten, demokratischen und aussergewöhnlich naturschönen Schweizer Alpennation. Zu den wiederkehrenden nationalen Stereotypen gehörten denn auch bald fast durchwegs positive Eigenschaften wie «demokratisch gesinnt», «fleissig», «pflichtbewusst», «zuverlässig», «sauber und proper», «freundlich und genügsam», während auf das Negativkonto praktisch nur die Attribute «geizig», «kühl» und «berechnend» gingen.

Vergleicht man dieses herkömmliche Bild mit dem literarischen Einfallswinkel der letzten Jahrzehnte, so ergibt sich noch immer ein weitgehender Konsens hinsichtlich der landschaftlichen Schönheiten und ihres Erholungswerts. Als politisch verstandene Freiheitsutopie hingegen scheint Helvetia ihre Rolle ausgespielt zu haben, obwohl gerade diese Einschätzung bei so radikalen Geistern wie Fredrika Bremer, August Strindberg und Eyvind Johnson an oberster Stelle gestanden hat. Eine Erklärung für die total verschiedenartige Perspektive, aus der diese Autoren im Vergleich zu Arvid Brenner und Jacques Werup die Eidgenossenschaft betrachten, mag im Tatbestand begründet liegen, dass sie sozial weitgehend getrennte Welten thematisiert haben: Während sich die einen in ländliche Abgeschiedenheit zurückzogen, haben sich die anderen mit dem städtischen Bürgertum der Finanz- und Industriepplätze auseinandergesetzt.

Aber auch die Vorstellung vom vielbeschworenen Nationalcharakter des Eidgenossen hat in letzter Zeit gewisse Retuschen erfahren müssen. 1990 heisst es beim Finnlandschweden Jörn Donner in seinem Reisejournal *Rapport från Europa* (1990; 'Bericht aus Europa'): «Es herrscht eine wunderbare Ordnung in der Schweiz... Die Züge gehen pünktlich, die Gesellschaft funktioniert, die Kühe weiden» (S. 18). Diese Worte eines vielbereisten Europakenners lassen eine Wandlung und zugleich eine Verschiebung des heutigen Schweizbilds erkennen. An die Stelle von «Freiheitsliebe» und «demokratische Gesinnung» sind als Bewertungskriterien «Ordnungssinn» und «Pünktlichkeit» gerückt. Zu diesen Schweizerstereotypen haben sich indessen weitere Komponenten gesellt, die nicht unbedingt mit positiven Konnotationen verbunden sind. Nunmehr gilt die Schweiz in verbreiteter schwedischer Vorstellung als «perfektionistisch», «kapitalistisch», «(übertrieben) idyllisch», «brav-bieder», ja sogar geradezu als «rückständig». An dieser gewandelten Einstellung, die im *Freiheitsparadies* von damals nur noch ein *Steuerparadies* sieht, haben die Massenmedien mit der Popularisierung eines stark vereinfachenden oder gar verzerrenden Nationalstereotyps zu einem nicht zu unterschätzenden Anteil beigetragen.

In der an sich spärlichen Berichterstattung der schwedischen Presse über die Eidgenossenschaft tauchten in den letzten Jahren neben vereinzelten objektiv-sachbezogenen Artikeln auch Berichte auf, in denen neben der Wertschätzung für «die prächtige Schweiz» unterschwellig ein kritischer oder gar herablassender Ton zu spüren war, wenn beispielsweise «die selbstgefällige Perfektion» und «das blöken-de Idyll» zitiert wurden (Dagens Nyheter, 21.1.1990) oder selbst die Landschaft als

«proper und wohlgeordnet» beschrieben wurde (Dagens Nyheter, 4.5.1990). Und in einem ausführlichen, geradezu boshaften Artikel, wiederum in der Stockholmer Tageszeitung «Dagens Nyheter» (13.1.1991), wurde unter der Überschrift «In der Schweiz ist Geld eine Naturkraft» die «disziplinierte Mittelmässigkeit» eines Volkes, bei dem «Vorsicht und Versicherung» als Grundregel gelte, ins Lächerliche gezogen. Im Jahre der Siebenhundertjahrfeier der Eidgenossenschaft widmeten die beiden grössten schwedischen Tageszeitungen der Jubilarin zwar ausführliche Artikelserien, stellten diese jedoch, nicht ohne ein Fünkchen Schadenfreude, unter Rubriken wie «Drogen und Armut im reichsten Land der Welt» (Dagens Nyheter, 17.11.1991) oder «Das Bild von der wohlgeordneten Schweiz erlischt» (Svenska Dagbladet, 19.10.1991). Als symptomatisch kann ebenfalls eine Prognose zum Thema Frauenemanzipation im schwedischen Radio im Juli 1991 gelten, in der vorausgesagt wurde, dass der Frauenanteil der Schweizer Professorenschaft beim gegenwärtigen Tempo erst in 9.125 Jahren gerade 40% ausmachen werde! Kein Wunder bei dieser skeptischen Grundeinstellung, dass nach dem Nein der Schweiz zum EWR-Vertrag die Kritik an der isolationistischen und reaktionären Haltung des Landes in den schwedischen Medien noch massiver geworden ist.

Besonderes Interesse verdient im Zusammenhang mit der Nationalitätenstereotypisierung die Frage nach der Verflechtung des nationalen Selbstbildes der Schweden mit Bewertungsurteilen über die Schweizer Bevölkerung, wie sie gerade bei der Charakterisierung der Bewohner des Oberhaslitals in auffälliger Weise zum Ausdruck kommt. In diesen Texten sticht ein extremer und zugleich beschämender Ethnozentrismus ins Auge, wenn den Haslitalern von den schwedischen Autoren durchwegs die vorgeblich besten Eigenschaften des eigenen Volkes zugesprochen werden. Als Beurteilungsmassstäbe müssen nicht nur äussere Merkmale wie «blond», «blauäugig», «grossgewachsen», «schlank» und «schön» (!) herhalten, sondern zudem heraushebende Wesensarten wie «tapfer», «bescheiden», «fröhlich», «freiheitsliebend», «zuverlässig» und «gottesfürchtig» – alles Eigenschaften, die als eigentlich «schwedisch» eingestuft und dementsprechend von den Berichterstattern als Beweis für die skandinavische Abstammung der Talbewohner angeführt werden. In dieser «Chauvinismus-Falle» verfängt sich sogar die sonst so objektive Fredrika Bremer bei der begeisterten Beschreibung der «gutmüthigen und tüchtigen Leute».

Diese anmassende Selbsteinschätzung darf man wohl am ehesten als einen späten Ausläufer jenes Nationalbewusstseins betrachten, dessen Wurzeln bis ins 15. und 16. Jahrhundert zurückreichen, als Männer wie Ericus Olai und Johannes Magnus in ihren Geschichtsschroniken die Schweden zum edlen Ursprungsvolk Europas erklärten. Die Vorstellung von einer schwedischen «Urheimat», die während der Zeit der schwedischen Grossmachtstellung im nördlichen Europa ihre sonderbarsten Blüten trieb und in Olof Rudbecks grossangelegter *Atlantica* (1679-1702) ihren hyperpatriotischen Höhepunkt erreichte, hat indessen im Laufe der Jahrhunderte für ein Verwandtschaftsgefühl zwischen Schweden und Schweizern, auch historisch-politisch, eine nicht geringe Rolle gespielt, wie aus dem ersten Kapitel dieser Darstellung hervorgeht.

Schweden und die Schweiz: zwei europäische Geschwisterstaaten, die weit auseinanderliegen, aber auffallend viele Parallelen aufweisen. Beide sind sie neutrale

Nationen mit einer verhältnismässig geringen Bevölkerungszahl, beide sind sie seit bald zwei Jahrhunderten vom Krieg verschont geblieben. Sie sind hochentwickelte Wohlfahrtsstaaten mit dem in etwa höchsten Lebensstandard auf der ganzen Welt, zudem berühmt für ihre Naturschönheit, sie sind beide beliebte Einwanderungsländer mit den daraus resultierenden gleichartigen Problemen; beide ringen sie im Augenblick mit den gleichen Ängsten vor einem nationalen Identitätsverlust in einem geeinten Europa, beide sind selbstbewusste, traditionsreiche Demokratien, auch wenn sie bei der Wahl ihres politischen Modells ganz verschiedene Wege eingeschlagen haben. Dennoch scheint die Kenntnis vom anderen Land sowie der Wille zur gegenseitigen Kenntnisnahme auf beiden Seiten erstaunlich gering zu sein.

An diesem Verhältnis haben meines Erachtens nicht einmal so einschneidende Prozesse wie die Zusammenarbeit in der EFTA oder die 1988 erfolgte Fusion zweier Industriegiganten wie ASEA und Brown Boveri & Cie. AG etwas zu ändern vermocht. Wie tief und unüberbrückbar der Graben zwischen beiden Kulturen tatsächlich klafft, offenbart sich gelegentlich blitzartig und völlig unvermittelt, wie z.B. an einem trüben Novembertag im Mani Matter-Jahr 1992, als nach der Ausstrahlung eines berndeutschen Lieds im schwedischen Radio der Moderator mit selbstsicherer Stimme erklärte, man habe soeben Rätoromanisch gehört!

Trotzdem kann man sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass es im Grunde weniger um einen Mangel an Aufmerksamkeit und Anerkennung in den Beziehungen beider Länder zueinander geht, als vielmehr um eine Art von Konkurrenzkampf und «Geschwisterneid». Mein aufrichtiger Wunsch wäre es, mit dieser Studie über das Bild der Schweiz in der schwedischen Literatur zu einem Abbau der Vorbehalte und zu einer Annäherung zwischen den beiden Schwestern Svea und Helvetia beizutragen.

I. DIE ÄLTESTEN BEZIEHUNGEN

1. «Mier Hasler chemen us Schweden u Ffriesland»: Die eidgenössischen Quellen zur schwedischen Herkommenssage

In der Rütli-Szene seines *Wilhelm Tell* lässt Schiller den alten Stauffacher die Geschichte von der Herkunft der Eidgenossen erzählen:

Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
– Es war ein grosses Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Theurung.
In dieser Noth beschloss die Landsgemeinde,
Dass je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlasse – das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein grosser Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis dass sie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt –
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam,
Da sass ein Mann, und wartete der Fähre –
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden – Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken *Schwytz*,
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald
Mit weitverschlungenen Wurzeln auszuroden –
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja bis an's Weissland hin,
Wo, hinter ewgem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken *Stanz* erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken *Altorf* in dem Thal der Reuss –
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk,
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem

In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwytzer Männer sich heraus,
Es giebt das Herz, das Blut sich zu erkennen.

Hier hat ein uralter und sich aus mancherlei Quellen speisender Sagenstoff seine dichterische Gestaltung erfahren. Vom «Lande gegen Mitternacht» sollen sie gekommen sein, die Schweden und Ostfriesen, «sechstausend streitbare Männer, grosse Leute gleich den Riesen, mit Weib und Kindern, Haab und Gut», wie Johannes von Müller 1786 in seinem Buch *Die Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft* (1. Buch, S. 394) in Anlehnung an Schweizer Chroniken und ältere Geschichtswerke zu berichten weiss. Ein Teil der Einwanderer soll sich in Schwyz angesiedelt haben, während der Rest über den «schwarzen Berg», d.h. über den Brünig, bis ins «Weissland», das heutige Haslital, weitergezogen sei.

Dieser alte Völkerwanderungsmythos hat – trotz begründeter Skepsis seitens der modernen Geschichtswissenschaft – mit erstaunlicher Zähigkeit bis in unsere Tage weitergelebt, und zwar sowohl in Schweden wie in der Schweiz. Wer heute im Verkehrsbüro des Haslitaler Örtchens Meiringen Informationsmaterial über die Gegend verlangt, erhält prompt einen *Auszug aus der Chronik der Oberhasli Lokalgeschichte* mit detaillierten Angaben über die alte Herkunftssage. Und in einem dem Haslital gewidmeten Heft, *Heimatwerk. Blätter für Volkskunst und Handwerk*, aus dem Jahre 1942 heisst es immerhin: «Noch heute weiss jeder Urähni und jeder blonde Bub im Hasliberg: dass er ein Nachkomme jenes Schwedenstammes ist, der einst aus dem Lande gen Mitternacht in dieses schöne wilde Tal gekommen ist» (S. 2).

Obwohl sich die schweizerische Historiographie bereits seit dem 16. Jahrhundert mit der volkstümlichen Überlieferung vom Ursprung der Innerschweizer beschäftigt hat, ist bis heute eine Reihe von Unklarheiten damit verbunden. Mehrere Fragen drängen sich auf: Wie weit reicht das Wissen um die Herkunftssage zurück, zu welcher Zeit soll die vermeintliche schwedische Einwanderung in die Schweiz stattgefunden haben, aus welchem Grund und aus welcher Gegend wären die Schweden aus ihrer Heimat aufgebrochen, wann erfolgte die erste schriftliche Fixierung und auf wen geht sie zurück?

Aus verschiedenen Quellen weiss man, dass beiden Völkern die Auswanderungssage zumindest seit dem Spätmittelalter allgemein bekannt gewesen sein muss. Auf den beiden berühmten Konzilien von Konstanz (1414–18) und Basel (1431–49) trafen sich hochgestellte Vertreter beider Länder. Es ist u.a. belegt, dass der schwedische Abgesandte am Basler Konzil, Nils Ragvaldsson, Bischof von Växjö und späterer Erzbischof von Uppsala, im Jahre 1434 eine wohlformulierte Rede in lateinischer Sprache hielt, in welcher er den obersten Rang in der Versammlung für sich beanspruchte. Als Begründung wies er auf die grossen Taten der Goten während der Völkerwanderungszeit hin, welche nebst anderen berühmten Volksstämmen wie die Geten, die Vandalen und die Sachsen ursprünglich aus Schweden gekommen seien. Deshalb sei sein Vaterland «ceteris regnis antiquius, fortius et nobilis», d.h. älter, mächtiger und edler als alle anderen Reiche, und es gebühre dem König der Schwe-

den und Goten der erste Platz am Konzil.¹ Die Ansprache soll laut Augenzeugenberichten grosses Aufsehen erregt haben und dürfte, wenn nicht den direkten Anstoss geliefert, so doch zumindest zur Mythenbildung um die Verwandtschaft zwischen Schweden und Schweizern beigetragen haben.

Die Vorstellungen über eine Schwedenherkunft scheinen im 15. und 16. Jahrhundert im Bewusstsein der Innerschweizer Bevölkerung lebendig gewesen zu sein, aber auch in Schweden dürfte eine volkstümliche Überlieferung von der nordischen Abstammung zum festen Traditionsgut gehört haben. So berichtet beispielsweise Johannes Stumpf in seiner Chronik aus dem Jahre 1548, dass Schweizer Kaufleute auf Messen oder wo sie sonst mit Schweden zusammenkämen, diese fragten, «ob ſy auch in jren Jarbüchern etwas anzeigung findind / daß ein volck von jnen in diſe land außzogen ſeye.»² Dies würden die Schweden bejahen, was Stumpf als Beweis für die nordische Kenntnis der Überlieferung wertet.

Auf Schweizer Boden findet sich der erste schriftliche Nachweis über eine schwedische Abkunft der Schwyzer im *Weissen Buch von Sarnen*, das der damalige Obwaldner Landschreiber Hans Schriber 1470/72 angelegt haben soll. Das *Weisse Buch* enthält Urkundenabschriften, die für das Land Unterwalden ob dem Kernwald von Bedeutung waren, ausserdem u.a. einen Bericht über den Ursprung des Dreiländerbundes und der Eidgenossenschaft. Dort heisst es: «Dar nach ſind kömen lüt von Sweden gan Swytz, das dera da heim ze vil was, die enpfiengen von dem Römſchen Rÿch die frÿheit, und würden begabet, da ze bliben, ze rüten und da ze wönen.»³

Auf die Schwedenherkunft der Innerschweizer beruft sich zum ersten Mal ausführlicher die kleine Schrift *Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*, die anonym erschienen ist und aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen dürfte. Erhalten ist das *Herkommen* freilich nur in Abschriften - zwei in lateinischer und fünf in deutscher Sprache - vom Ende des 15. bzw. aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, während das lateinische Original seit langem als verschollen gilt.

Nach den Abschriften zu urteilen, muss dieser gelehrte Traktat recht verbreitet gewesen sein. Er stiess indessen wegen seiner zahlreichen historischen Irrtümer und Verwechslungen von Anfang an auf Widerspruch. Dennoch hat das kleine Denkmal die Historiker und Volkskundler bis in unsere Gegenwart immer wieder zu intensiver Beschäftigung gereizt, wobei Probleme der Datierung und der Verfasserschaft im Vor-

¹ W. SÖDERBERG, *Nicolaus Ragvaldis tal i Basel 1434*. In: *Samlaren* 17 (1896), S.187-195. Ausführlich dazu auch G.P. MARCHAL, *Die frommen Schweden in Schwyz: das «Herkommen der Schwyzer und Oberhasler» als Quelle zum schwyzerischen Selbstverständnis im 15. und 16. Jahrhundert*, Basel 1976, S.68ff.

² J. STUMPF, *GEmeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten Landen und Völckeren Chronick wirdiger thaaten beschreybung*, Zürich 1547, S.178.

³ H. G. WIRZ, *Das Weisse Buch von Sarnen*, Aarau 1947 (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt.III, Bd.1.), S.3.

dergrund standen. Lange wurde das *Herkommen* dem Landschreiber von Schwyz und späteren Luzerner Gerichtsschreiber Johannes Fründ zugeschrieben, der den Traktat um 1440 verfasst haben könnte. Später wurde die Urheberschaft dem Autor der *Strettlinger Chronik*, Eulogius Kiburger, nachgesagt, der um 1450 als Pfarrherr zu Einigen und seit 1456 als Leutpriester zu Worb beurkundet ist. Nach letztem Forschungsstand wird jedoch davon ausgegangen, dass das Werklein mit hoher Wahrscheinlichkeit von Heinrich Gundelfingen, Chorherr von Beromünster, stammt und in die 1480er Jahre fallen dürfte. Ob es sich dabei um die Geschichtsklitterung eines belesenen Frühhumanisten handelt, der den Einwanderungsstoff zu einer politischen Streitschrift genutzt hat, oder um die erste schriftliche Fixierung einer weitverbreiteten und volkstümlichen Wandersage, gehört zu den bisher ungelösten Fragen, die dieses hochinteressante Zeugnis stellt.⁴

Etwas verkürzt und in moderne Sprachform gebracht, lässt sich der Inhalt des *Herkommens* wie folgt zusammenfassen:

In nordischen Landen herrschte einst grosse Hungersnot. König Cisbertus von Schweden und Graf Christoffel von Ostfriesland ordneten deshalb an, dass je der zehnte Mann, wie ihn das Los treffe, auswandern müsse. Zuerst wurde das Los alle Monate und später alle Wochen gezogen. Auf diese Art mussten 6000 Schweden und 1200 Ostfriesen mit ihren Weibern und Kindern die Heimat verlassen.

Die also Vertriebenen ballten sich zu einem Heerhaufen und zogen unter den Hauptleuten Swicerus, Remus und Wadislaus dem Rhein entlang landaufwärts. Obwohl sich ihnen die französischen Herzöge Priamus und Peter von Mos entgegenstellten, wussten sich die Heimatlosen durchzuschlagen. Sie kamen an das «brochen birg» oder «Freckmünd» (Pilatus) in damals österreichisches Gebiet und besiedelten mit Erlaubnis eines habsburgischen Grafen den Pilatussee, bis gegen das lombardische Gebirge

Die von Wadislaus Geführten aber zogen in «das tal enent den swarzen bergen» (Brünig) und setzten sich an der Aare fest. Nach ihrer ehemaligen Heimat taufte sie das Tal Hasnis, woraus später der Name Hasli wurde. Unermüdlicher Fleiss und reger Unternehmungsgeist lichteten die waldreiche Wildnis und machten sie fruchtbar.⁵

Eine Reihe von Geschichtsschreibern hat bereits im 16. Jahrhundert zum *Herkommen* und zur Schwedenthese kritisch Stellung genommen, darunter so berühmte Chronisten wie Petermann Etterlin, Aegidius Tschudi und Johannes Stumpf. Vor allem der Luzerner Gerichtsschreiber Etterlin hat die Wandersage in seiner 1507 erschienenen *Kronika von der loblichen Eydtgnoschaft* ausgiebig gewürdigt. Diese älteste gedruckte Schweizergeschichte wurde hoch geschätzt und fand rasch weite Verbreitung. Aus ihr schöpfen die meisten nachfolgenden Chronisten.

⁴ Es soll hier nicht auf die äusserst komplizierte Forschungslage eingegangen werden. Verwiesen sei nur auf die grundlegende Bearbeitung und Neuedition des *Herkommens* in: A. BRUCKNER, *Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*, Aarau 1961 (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt.III, Bd.2).

⁵ Zitiert nach F. RINGGENBERG, *En Adler steid uf yser Fahnen... Chronik der Oberhasli- und Meiringer-Lokalgeschichte*, 2.Aufl., Meiringen 1975.

Etterlin wendet sich jedoch gegen den Verfasser des *Herkommens*, indem er behauptet, dass nur die Schwyzer schwedischer Abstammung, die Urner dagegen Goten oder Hunnen und die Unterwaldner vertriebene Römer seien. Seine Chronik weist beträchtliche Abweichungen vom *Herkommen* auf – so fehlt zum Beispiel die Benennung des schwedischen Königs ebenso wie der dritte Heerführer der Auswanderer, und die Besiedlung des Haslitals ist gar nicht erwähnt. Im Zentrum steht bei Etterlin der für die Namengebung der neuen Heimat ausschlaggebende Zweikampf der beiden Brüder Schwit und Scheyg, ein Motiv, das wiederum im *Herkommen* fehlt. Vieles deutet darauf hin, dass Etterlin seiner Abstammungslegende eine ältere Vorlage zugrunde gelegt hat, möglicherweise ein altes Schwyzer Landbuch. Diese verlorengegangene Quelle könnte mit der von seinen Zeitgenossen erwähnten *gemeinen Schwyter Chronik* identisch sein, die womöglich von dem soeben erwähnten Johannes Fründ nach mündlicher Quelle aufgezeichnet wurde.⁶

Hier seien die einschlägigen Passagen bei Etterlin nach Bruckners Neuedition zitiert:

Also glich darnach in denselben zyten begab sich ein große unmäßige türe, die in ein land kam, das genant was und noch ist Schwedia. Da was aber der lütten so vil in dem selben land, das sy narung halb nit beliben moechtnt, und kam darzuo, das sy ein andern uß dem selben lande meren muostent mit der meren hand, uff wem des also mitt der meren hand viel, er were rich oder arm, die selben muostent wichen und hinweg zyehen. So findet man in den altten waren hystorien, daruß ich danne dißes zum kürztisten ouch uß gezogen und genomen hab, das der selben lütten, so also das land rumen muosten von hungers nott, ob den fünff tusigen were on wib und kynde etc.

Also zugent sy in dem namen gottes uß irem lande, machtnt und schwuorent ein püntnis zuo samem, das sy wolttent by einandern sterben und genesen, und stuond ir sinne überland gen Rom.

(...)

Also zugent sy gegen hohen tütschen landen zuo und kament in gegne nit ferr von dem vinstren walde, das man yetz nennet zuo unser frowen zuo Einsidlen, da ließent sy sich nider in einem tal, heißet Brunnen, da gar nützet was, anders dann ein hüpsche wilde und was kein wonung nyena da selbs umb dann ein hüßle, da einer inne saß, der des fars wartet, dann es ist alwegen ein straß und ein far da selbs gewesen.

(...)

Do giengent sy in den welden hin und har, besahent die landschafft und fundent da hübsch holtz, frisch guot brunnen und ein toügenlich gelegenheit, die als sy beducht, wann es erbuwen wer, irem lande in Sweden nit ungleich, und wurdent ye mit einandren ze rat, dz sy da selbs wolten verharren und ein botschafft hinweg schicken, soliche gegne und wilde von dem Riche ze entpfachent, als ouch beschach.

(...)

Do fieng yeglicher an in sinem teyle ze hacken, ze rütten und ze werben, damit sich dann yeglicher vermeinent, zuom besten ze neren. Als nun sölichs allem beschach, da warent zweyn brueder, die warent mechtig irs lybs als helden und des gantzen volcks fuerer unnd houptlüt, an dem ende ir aller obren. Die wurdent nun mit eynandren uneis umb den namen des landes, dann yeglicher meint, es solte im nach genempt werden, und hieß der ein brueder Schwit

⁶ Vgl. A. BRUCKNER, *Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*, S.53f. und S.66ff.

und der ander Scheyg. Do wolt eintweder dem andren nachlassen, dann das sy eins wurdent, das sy mit eynandren solttent kempffen, welcher des kampffs oblag, dem solt dann das land nach heißen und genempt werden. Also lag der Schwitt sinem bruoder des kampffs ob und gewan den. Do ward das lande im nach genempt Schwitz, als es ouch noch hüt by tag heißt. Also sind die frommen und wit vernampten lütte von Schwytz har kommen. (S.90f.)

Ein zusätzliches Indiz für die volkstümliche Verbreitung der Abstammungssage liefern die beiden sogenannten Ostfriesenlieder, die mit grösster Wahrscheinlichkeit das *Herkommen* als Quelle benutzt haben. Von ihnen trägt ein kürzerer und vermutlich älterer Text den Titel *Lied von der Herkunft der Hasler aus Ostfriesland*. Es wird einem Berner Oberländer Dichter namens Bendicht Gletting zugeschrieben und ist in einem einzigen frühen Druck von 1551 erhalten.⁷ Das zweite dieser Sagen- oder Historienlieder, das trotz seines beachtlichen Umfangs weit bekanntere *Lied vom Ursprung und Herkommen der alten Schweizer*, hat sich zumindest langlebiger lokaler Beliebtheit erfreut, und es soll noch zu Anfang unseres Jahrhunderts in manchen Schulen vorgetragen worden sein.⁸

Über Verfasserschaft und Entstehungszeit dieser längeren, volle 77 Strophen enthaltenden und mit ausschweifenden – und zum Teil haarsträubenden – historischen Details ausgeschmückten Liedfassung der Einwanderungssage lässt sich keine Klarheit gewinnen. Auch die Überlieferungsgeschichte ist verworren, erhält aber ihre besondere Pointe dadurch, dass man sich ausgerechnet in Schweden um die Bewahrung des Textes verdient gemacht hat. Nachdem bereits 1797 in Uppsala ein gewisser Jacob Ek das Lied in eine akademische Abhandlung einbezogen hatte, wurde der Graf Axel Emil Wirsén aufmerksam und liess sich durch Vermittlung des schwedischen Gesandten in Paris das Material zu einer eigenen Untersuchung bei der «Geschichtsforschenden Gesellschaft» in Bern beschaffen. Ihm wurde tatsächlich ein Auszug des *Herkommens* nach dem Meiringer Landbuch von 1534 zugänglich gemacht, ausserdem aber eine Abschrift des *Ostfriesenlieds*, die er im Anhang zu seiner Dissertation von 1828, *De Colonia Suecorum in Helvetiam deducta* ('Über die von den Schweden in Helvetien angelegten Siedlungen'), erstmals veröffentlichte.⁹ Auf Wirséns Abdruck griff zuerst Ernst Ludwig Rochholz in seiner 1835 erschienenen *Eidgenössischen Lieder-Chronik* zurück, während Ferdinand Vetter 1877 im Anhang zu einer kritischen Untersuchung *Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler* einen bis dahin unbekanntem Druck aus dem Jahre 1665 wiedergibt.¹⁰ Neben ande-

⁷ O. GREYERZ, *Das Volkslied der deutschen Schweiz*, Frauenfeld 1927, S.138.

⁸ Siehe hierzu F. VETTER, *Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland*, Bern 1877, S.44; L. TOBLER, *Schweizerische Volkslieder*, Frauenfeld 1917, S.XV.

⁹ Davon berichtet E. L. ROCHHOLZ, *Eidgenössische Lieder-Chronik*, Bern 1835, S. 397 f.

¹⁰ Die Abhandlung ist interessanterweise in einer Berner Gratulationsschrift zur vierten Säkularfeier der Universität Uppsala abgedruckt.

ren von Vetter nachgewiesenen Varianten deutet auch dieser Liederdruck auf eine fest verwurzelte und lebendige Volksüberlieferung der Innerschweizer Ursprungsthese.

Alle Versuche, das Lied einem bestimmten Verfasser zuzuweisen, sind bisher gescheitert. Nach Rochholz nennt eine unverbürgte Tradition einen gewissen Pfarrer Ringwaldt von Hasli um 1500 als Urheber, der sich jedoch in den Namensverzeichnissen der Pfarrei nicht auffinden lässt. Möglicherweise liegt eine Verwechslung mit dem evangelischen Kirchenliederdichter Bartholomäus Ringwaldt aus Deutschland vor. Ebenso unsicher bleibt der Hinweis auf den Volksdichter Gwer Ritter von Hasli und Frutigen, der vom Berner Rat 1556 die Erlaubnis erhielt, «die 2 gestelt lieder (...) in truck ußgan ze laßen», oder auf den von Ferdinand Vetter ins Spiel gebrachten Hasliberger Matthys Zwald, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts gelebt hat.

Hier sollen einige Strophen dieses bemerkenswerten Zeugnisses in seinem überlieferten Sprachgewand wiedergegeben werden, und zwar nach der Druckfassung von 1665. Als Melodie nennt der Druck die des Chorals *Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn*:

Ein schön Lied
vom Vrsprung vnd Herkommen
der
Alten Schweitzeren
insonderheit
dess Lands Hassle in Weyssland
Auss alten Chronicken gezogen

1. O Mildter GOTT in deinem Reich,
Wie führst dein Vrtheil gwaltiglich,
Dem Reichen wie dem Armen!
Wer zu dir schreyt in aller Noth,
So bist du doch der gütig GOTT,
Vnd thust dich sein erbarmen.
(...)

3. Wie das beschehen vor alter Zeit.
Ein Königreich in Schweden leit,
Von hinnen weit ablegen;
Da wahr ein Thewre vber die mass,
Sie funden nichts auff keiner Strass:
Das thäten sie hertzlich klagen.

4. Die Thewrung hat gewehrt so lang,
Das man in Schweden kein Nahrung fand
Vnd in dem Land Ost-Friesen:
Da hand sie glitten grosse Noht;
Mancher starb durch gross Hunger-noht:
Das konten sie nicht kiesien.
(...)

7. Da gab es ein verjrrte sach,
 Darinn hat man ein Looss gemacht,
 Man dorfft nicht weiter fragen:
 Welchen es traff, der musst darvon,
 Er wahr Baur oder Edelmann;
 Da halff kein weynen noch klagen.
8. All Monat ward das Zihl gesteckt;
 Gar manchen Menschen es erschreckt,
 Das man sie thät vertreiben;
 Sie hatten gar ein grosse Klag;
 Sie mussten ziehn mit aller Haab,
 Mit Kinden vnd mit Weiben.
 (...)
11. Auss Ost-Friesen zoch ein gross Schar,
 Kamend mit den Schweden dahar,
 Die sach nahmen sie zhanden;
 Sie mussten ziehen vberall,
 Auss Bergen vnd auss tieffe Thal,
 Von Stätten vnd von Landen.
12. Drey Hauptleut wurden bald erwöhl,
 Sechs tausend Mann wurden gezehlt,
 Auff die das Looss war kommen:
 Die dorfften bleiben nimmermeh,
 Dassselb thät ihn im Hertzen weh;
 Der HErr besucht die Frommen.
 (...)
32. Sie zogen bey dem Rhein hinauff;
 Dess Volcks dess war ein grosser hauff;
 Ein Glegenheit sie funden
 Im Herrtzogthumb zu Osterreich;
 Dieselb war jhrem Lande gleich,
 Darauss sie waren kommen.
33. Der Obrist, Sweitzerus genant,
 Der hat gebätten vmb das Land,
 Dass man jhn das liess reuten;
 Er hat viel Schaffe, Ross vnd Rind,
 Darzu viel Weiber vnd auch Kind,
 Darzu viel starcker Leuten.
34. Die Gegend hiess das Brochenbirg,
 Daran da wuchs gut Fleisch vnd Milch,
 Vnd auch viel schönes Korne:
 Schweitzerus nach ward es genant,
 Ist manchem Menschen wol bekandt,
 Auss Schweden war er erboren.
 (...)

36. Sie warent in dem Handel streng;
Sie dunckt, das Land wölt werden zeng,
Thäten sich wol berahen:
Ein theil zog gegem schwartzen Birg,
Der jetzt Brünig genennet wird:
Ist jhnen wol gerahten.
37. Sie zogen vber das Birg gerüst,
Auff GOtt warent sie woll getröst,
Auff den stund jhr Vertrawen,
Vnd zogen hin wol in das Thal,
Drauss rinnt ein Wasser, heisst die Aar,
Das thäten sie fleissig bawen.
(...)
41. Ein Fürstlich Statt ist Hassle gnant,
Ist glegen weit in Schweden Land,
Die thut man weit erkennen;
Daher sind sie am ersten kon,
Das thut in ihrer Cronick stohn:
Drumb thut mans Hassler nennen.
42. sLand hand sie bsessen rühwiglich
Vnd lobten GOtt im Himmelreich,
Er hat sie ausserkohren,
Vnd jhnen diss Land geben ein,
Das sie darinnen sollen seyn:
Auss Schweden sinds geboren.
(...)
69. dWohnung ist Hassle in Weyssland,
Manchen Menschen wolbekandt,
Auff den heutigen Tage:
Auss Schweden vnd Friesen ist jhr Gschlecht,
Wie ich solchs hab vernommen recht;
Ab jhn führt man kein Klage.
70. Als sie das Land hand eingenon,
Vnd an dHerrschaft von Bern sind kon
Als willig Vnderthanen,
Sind frölich mit jhn zogen dran,
Mit manchem edlen kühnen Mann,
sie hielten fest zusammen.
(...)
72. Ihr Kleidung war von grober Zwilch,
Vnd jhr nahrung Fleisch, Käss vnd Milch,
Thäten sich darmit speisen;
Reuthawen war jhr Geigenbogen,
Damit hand sie die Kind'r erzogen,
Starck Leuht gleich wie die Riesen.
(...)

74. Diss Lied zu gutem ist gedicht,
 Damit ein jeder sey bericht,
 Dass er sich hüt vor Sünden,
 Denck, was sein Vordern glitten hand,
 Ehe sie sind kommen ins Hassle Land,
 wie die Croneck thut verkünden.¹¹

Wie tief die Sagenüberlieferung im Volksbewusstsein verwurzelt gewesen sein muss, geht auch aus einem Landsgemeindebeschluss im alten Landbuch von Schwyz hervor, der die Aufforderung an die Landsgenossen enthält, beim Mittagsläuten am Ostermontag 1531 fünf Vaterunser und fünf Ave Maria zu beten, zum Andenken an «unser fromen Altvordern Harkommen, wie die uss Schwedyen von Hungers nott wegen mitt dem Loss ussgetryben»¹². Bemerkenswert ist weiterhin die Tatsache, dass am alten Rathaus in Schwyz ein prachtvolles Fresko den Zweikampf der beiden nordischen Brüder Schwit und Scheyg und nicht, wie man etwa erwarten könnte, die Tellensage dargestellt haben soll. Diese «Schwedenbilder» sollen nach dem Brand von 1642 wieder aufgemalt worden sein, was wiederum für die zähe Lebendigkeit der Tradition spricht.¹³ Ausserdem findet sich das Motiv der «sagenhaften Besiedelung der Innerschweiz» in der Bilderchronik des Wettinger Abtes Christoph Silberysen aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts.¹⁴ Zu erwähnen ist schliesslich, dass die schwedische Autorin Fredrika Bremer bei ihrem Schweizbesuch im Jahre 1856 noch «zwei künstlerisch nicht sehr hochstehende Frescogemälde» am Landungssteg in Brunnen vorfand, wovon das eine den Rütlichwur und das andere zwei Kämpfer zeigte, letzteres mit der Beschriftung: «Swieter besiegt Sven und gründet Schwyz.»¹⁵

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Landnahme in der Innerschweiz mit von Norden ausgehenden historischen Aktivitäten zu verbinden, sei es mit einer – höchst unwahrscheinlichen – schwedisch-friesischen Einwanderung in damals noch römisches Territorium im Jahre 380 n.Chr. oder gar mit den Wikingereinfällen ins fränkische Reich im 9. Jahrhundert. Jedoch dürfte die Frage nach einem wie auch immer gearteten realen Hintergrund für die Schwedenherkunft heute erledigt sein. Schon 1846 hatte ihr Johann Rudolf Burckhardt den historischen Boden entzogen, als er auf die Unmöglichkeit hinwies, die schwyzerische Ursprungsthese und die Besied-

¹¹ Zitiert nach F. VETTER, *Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler*, S.37ff.

¹² G. P. MARCHAL, *Die frommen Schweden in Schwyz*, S.81.

¹³ G. P. MARCHAL, *Die frommen Schweden in Schwyz*, S.91, Anm.77; Vgl. auch L. HAAS, *Schweden und die Schweiz*, S.36, Anm.6.

¹⁴ Ausgabe von W. MUSCHG – E. A. GESSLER, *Die Schweizer Bilderchroniken des 15. und 16. Jahrhunderts*, Zürich 1941, Abb.185 und 187.

¹⁵ F. BREMER, *Reisebilder aus der Schweiz und Italien*, Bd.1, Stuttgart 1861, S.135.

lungsgeschichte der Urkantone miteinander zu verbinden¹⁶ – übrigens kein leichtes Unterfangen zu jener Zeit, denn «ein Angriff dagegen kam wie einst derjenige gegen die Tellensage nahezu einem Anschlag gleich»¹⁷. Die Quellenkritik des Historikers ist jedoch die eine, die Zähigkeit der Volksüberlieferung die andere Seite, wenn noch im Jahre 1966 ein Meiringer Lokalchronist in bezug auf die Herkunftssage feststellen kann: «An die tausend Jahre lang wurde sie mündlich vom Vater dem Sohne weitergegeben.»¹⁸

Wo aber liegen die Wurzeln dieser so zählebigen Volkstradition? In erster Linie ist wohl damit zu rechnen, dass die Anbindung der Schwyzer an die Schweden ein Konstrukt des Frühhumanismus aus dem 15. Jahrhundert ist. Die Auffassung von Skandinavien als dem «Mutterschoss der Völker», wie sie von den Geschichtsschreibern Jordanes und Paulus Diaconus her bekannt war, könnte auch für die Alemannen Anlass gegeben haben, die Urheimat im skandinavischen Norden zu suchen. Eine willkommene Stütze dazu bot die lateinische Namensähnlichkeit von *Suicia* (Schwyz) und *Suecia* (Schweden).¹⁹ Nicht weniger leichtfertig wurde übrigens noch im 19. Jahrhundert mit vermeintlichen Namenbezügen umgegangen, als man das Namenglied *Hasli* mit dem schwedischen Ortsnamen *Hasle* in Västergötland identifizierte und damit die eigentliche Ursprungslandschaft der Haslitaler gefunden zu haben glaubte.²⁰

Eine zweite Möglichkeit deutete 1877 Ferdinand Vetter an, der die alemannische Überlieferung für den Ausläufer verbreiteter germanischer Völkerwanderungssagen hielt: «Die schwyzerisch-haslerische Überlieferung ist der Rest einer süd-alamannischen Wandersage, welche neben und nach den Wandersagen der Gothen, Langobarden, Gotländer, Sweven für sich bestand und mit diesen auf der allgemein germanischen Wandersage beruhte.»²¹

Wenn dies richtig ist, dann könnte sich der schweizerische Frühhumanismus ebensogut dieser alemannischen Sagentradition bemächtigt und ihr jene Ausformung verliehen haben, wie sie uns in den Chroniken des Spätmittelalters begegnet und wir sie noch in den späten Liederdrucken wiederfinden.

¹⁶ J. R. BURCKHARDT, *Untersuchungen über die erste Bevölkerung der Alpengebirgs, insbesondere der schweizerischen Urkantone, des Berner Oberlandes und des Oberwallis*. In: Archiv für Schweizer Geschichte 4 (1846).

¹⁷ A. BRUCKNER, *Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*, S.12.

¹⁸ F. RINGGENBERG, *En Adler steid uf yser Fahnen*, S.4.

¹⁹ A. BRUCKNER, *Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*, S.66f.; Vgl. auch G. P. MARCHAL, *Die frommen Schweden in Schwyz*, S.94, sowie G. KURZ – C. LERCH, *Geschichte der Landschaft Hasli*, Meiringen 1979, S.37.

²⁰ A. E. HOLMBERG, *Haslidalen och en liten färd i Schweiz, också en resebeskrifning*, Stockholm 1851, S.102; Vgl. auch A. E. WIRSÉN, *De Colonia Suecorum in Helvetiam deducta*, Uppsala 1828, S.XXVIII.

²¹ F. VETTER, *Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler*, S.34.

2. «Hier finden wir unser Vaterland wieder»: Die schwedischen Quellen zur Einwanderungssage

In Schweden ist das Wissen um den mutmasslichen schwedischen Ursprung der Innerschweizer ebenfalls seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts schriftlich belegt, und es wurde sogar gelegentlich versucht, daraus politisches Kapital zu schlagen. So berief sich beispielsweise der schwedische König Gustav Adolf im Jahre 1631 auf die Stammesverwandtschaft beider Völker, als er die Eidgenossen veranlassen wollte, mit ihm ein Bündnis zu schliessen.²²

Doch bereits 1555 verrät ein sogenanntes königliches *Plakat über die Armut des Bauernstandes*, erlassen von König Gustav Vasa, dass die Kenntnis von der Sage auch in Schweden zum offiziellen Allgemeingut gehörte. Darin heisst es:

So ist auch geschehen in alten Zeiten vor einigen hundert Jahren, als sich das Volk hier im Reiche auch sehr vermehrte, dass das Land sie alle nicht gut ernähren und erhalten konnte; da wurde durch die Obrigkeit, die regierte, im Einvernehmen übereingekommen, (...) dass ein ansehnlicher Haufen von Leuten, (wie in allen alten Geschichten und Chroniken bezeugt ist) hier aus dem Reiche ziehen und geeignete Länder und Orte suchen sollten, wo sie sich ernähren, durchbringen und niederlassen könnten, was auch geschah, so dass hier zu jener Zeit eine ansehnliche Zahl von Leuten aus dem Reiche zogen, die sich das Heer der Goten nannten; sie zogen durch ganz Deutschland und durch mehrere Länder und Reiche, bis sie ins Swisserland kamen, wo sie sich niederliessen und noch heute sesshaft sind.²³

Die erste Nachricht über eine Abkunft der Schweizer von den Schweden stammt vom Uppsalaer Dekan und späteren Theologieprofessor Ericus Olai. In seiner um 1470 abgeschlossenen *Chronica regni Gothorum* ('Chronik des Gotenreichs') verweist er am Anfang auf die Bezeichnung seines Vaterlandes als «Zwerike», d.h. 'duo regna' oder 'zwei Reiche' als Namen für die beiden vereinigten Reiche der Schweden und Goten. Daraus leitet er den Namen der vornehmsten Stadt der Schweizer, «quod ciuitas principalis Suitensium», die von den «Suecis», d.h. 'Schweden' oder Goten, gegründet sein soll und den Namen «Zwerik», in lateinischer Sprache 'Turegum', also 'Zürich', trage. In einem weiteren Schritt behauptet er, dass die Schweizer das Land aufgeteilt hätten in ein östliches, «Österreich», und ein westliches, «Swecia».²⁴

²² C. J. BENZIGER, *Schwedisch-schweizerische Beziehungen in der Vergangenheit*. In: *Zeitschrift für Schweizer Geschichte* 2 (1922), S.186ff.

²³ Übersetzt nach dem schwedischen Originaltext in A. E. WIRSÉN, *De Colonia Suecorum in Helvetiam deducta*, S.IIf.

²⁴ Das entsprechende lateinische Zitat findet sich bei J. SVENNUNG, *Zur Geschichte des Goticismus*, Uppsala 1967, S.44. Das lateinische Originalmanuskript wurde 1615 in Stockholm gedruckt. Vgl. auch die schwedische Übersetzung *The Swenskes och Göthes historie*, Stockholm 1678, S.15f.

Es ist die Vermutung vorgebracht worden, dass Ericus Olai diese Information direkt am Basler Konzil 1438 erhalten haben könnte, oder eben von jenem schwedischen Propagandaredner, Nicolaus Ragvaldi, der sich auf die gotisch-schwedische Herkunft vieler Germanenvölker berufen hatte.²⁵

Etwas genauere Auskunft zum Herkunftsgedanken gibt an die hundert Jahre später der nach Rom ins Exil gegangene Erzbischof von Uppsala, Johannes Magnus, in seiner 1554, posthum gedruckten *Historia de omnibus Gothorum Sueonumque regibus* ('Geschichte aller Reiche der Goten und Schweden'). Er setzt für eine gotisch-schwedische Auswanderung das Jahr 72 n.Chr. an und führt aus, dass sich die Auswanderer, nachdem ihnen Pommern zu klein geworden sei, in drei mächtige Heerhaufen aufgeteilt hätten. Danach wäre das eine Heer nach vielen Mühsalen und langer Wanderung in die unwirtlichen Alpen gelangt, wo ihre Nachfahren nun leben würden und aus Schweden auch den Namen übernommen hätten. Als zusätzlichen Beweis für die Stammesverwandtschaft beider Völker führt er schliesslich das besondere Wohlwollen der Schweizer gegenüber den Schweden an, das ihm selbst wenige Jahre zuvor zuteil geworden sei.²⁶

An ganz anderer Stelle liefert Johannes Magnus die Begründung für die Auswanderung und schildert zugleich ihren ersten Verlauf, wobei seine Darstellung weitgehend mit der auf Schweizer Boden überlieferten Herkunftsmassage übereinstimmt. Teuerung und Hungersnot werden erwähnt; letztere wird allerdings nicht durch Dürre, sondern durch die Kriegsverpflichtungen der Bauern erklärt: «weil die Ackerleute die Pflugscharen in Schwerter verwandelt hatten.»²⁷ Die Auslosung findet statt, wonach die zum Wegzug Genötigten zwei Hauptleute wählen, die mit ihrem Volk übers Meer setzen und nach Süden ziehen. Nachdem sie sich mit viel «Krieg und Schlachten, Mühsal und Ungemach» durch mehrere Länder durchgeschlagen haben, lassen sie sich schliesslich zwischen den Alpen und Apenninen, «intra alpes § Apenninum» nieder.²⁸ Dieser höchst interessante Parallelbericht scheint von der Wissenschaft bisher wenig Beachtung gefunden zu haben.

Im 17. und 18. Jahrhundert haben sich verschiedene schwedische Gelehrte mit dem Thema befasst, wenn auch nicht im gleichen Ausmass wie die Schweizer. Der Geschichts- und Juraprofessor Johan Loccenius gibt u.a. im Jahre 1647 Schwyz als

²⁵ A. BRUCKNER, *Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*, S. 23, S.36f. Vgl. auch L. HAAS, *Schweden und die Schweiz*, S.35, Anm.4.

²⁶ J. MAGNUS, *Historia de omnibus Gothorum Sueonumque regibus*, Rom 1554, Lib.V, Cap. II, S.167f. Die erste schwedische Übersetzung *Swea och Götha Cronica* erschien in Stockholm 1620.

²⁷ J. MAGNUS, *Historia de omnibus Gothorum Sueonumque regibus*, Lib.VIII, Cap. XVII, S.272.

²⁸ J. MAGNUS, *Historia de omnibus Gothorum Sueonumque regibus*, Lib. VIII, Cap. XVII, S. 273.

die erste Stätte an, wo sich die ausgewanderten Schweden niedergelassen haben sollen.²⁹ Der vielgereiste Graf Bengt Oxenstierna erwähnt in einer seiner Schriften ausdrücklich den schwedischen Ursprung der Urschweizer und zitiert dabei ein Lied, das er in den Schweizer Bergen gehört haben will:

Wer wissen will, woher wir kommen sein
Von Schwedenland sind wir heran.³⁰

Mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, etwa gleichzeitig mit der Entdeckung der Schweiz als Reiseland und der wachsenden Alpenromantik, beginnt die Auswanderungsgeschichte eine immer stärkere Anziehungskraft sowohl auf Historiker wie Schriftsteller auszuüben. Zu wissenschaftlichen Zwecken werden vom königlichen schwedischen Sekretär Samuel von Rosenstein während eines Schweizbesuchs Abschriften aus alten Chroniken gesammelt. Dieses Material wird dann vom bereits erwähnten Uppsalaer Professor Jacob Ek in seiner 1797 gedruckten Abhandlung *De Colonia Suecorum in Helvetiam egressa* ('Über die nach Helvetien ausgewanderten schwedischen Siedler') verarbeitet.³¹

Ein deutliches Zeugnis vom lebhaften Interesse in Gelehrtenkreisen liefert die schon mehrfach zitierte Dissertation *De Colonia Suecorum in Helvetiam deducta* ('Über die von den Schweden in Helvetien angelegten Siedlungen'), in der versucht wird, eine historische Verbindung zwischen den Schweden und der Bevölkerung des Haslitals unter Beweis zu stellen. Die Abhandlung wurde 1828 gedruckt und wird oft dem Dichter und Geschichtspräsidenten Erik Gustaf Geijer zugeschrieben. Aus dem Titelblatt geht hervor, dass dieser bei der Verteidigung am 13.6.1828 den Vorsitz führte, die Schrift selbst trägt aber den Verfassernamen des småländischen Freiherrn Axel Emil Wirsén.³² Wirsén stützt sich vor allem auf den Text des *Herkommens* aus dem Meiringer Landbuch von 1534 sowie auf das *Ostfriesenlied*, zugleich aber auch auf die älteren Vorarbeiten von Ericus Olai und Johannes

²⁹ J. LOCCENIUS, *Antiquitatum sveogothicarum* ('Schwedogotische Altertümer'), Stockholm 1647, Lib. III, Cap. 8.

³⁰ A. E. WIRSÉN, *De Colonia Suecorum in Helvetiam deducta*, S.V. Wirsén lässt allerdings die Frage offen, ob mit Bengt Oxenstierna ein gewisser «Reise-Bengt» (1591-1643) gemeint ist, oder der gleichnamige Sohn dessen Halbbruders (gest. 1702), der ebenfalls längere Reisen durch Europa unternommen haben soll.

³¹ Siehe E. L. ROCHOLZ, *Eidgenössische Lieder-Chronik*, S.397. Vgl. auch F. VETTER, *Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler*, S.14.

³² B. HENNINGSSON behauptet allerdings in seiner Diss. *Geijer som historiker*, Uppsala 1961 (*Studia Historica Upsaliensia* 5), S.67, dass diese Dissertation nach damaliger akademischer Praxis doch nicht von Wirsén selbst, sondern zum grössten Teil von seinem Doktorvater, eben dem Geschichtspräsidenten Geijer, geschrieben sein soll. Ein weiteres Kuriosum in diesem Zusammenhang ist, dass auch ein zweiter Druck dieser Abhandlung mit dem Druckjahr 1827 existiert, auf dessen Titelblatt das Datum der Disputation mit dem 14.12.1827 angegeben wird.

Magnus. Ausserdem findet er in verschiedenen Schweizer Chroniken sowie beim Historiker Johannes von Müller vielfach Rückhalt für seine Theorien. Dabei kommt er zum Schluss, dass eine schwedische Landnahme in Schwyz und Oberhasli tatsächlich stattgefunden habe, jedoch nicht bereits während der frühen Völkerwanderung der Goten, sondern im Zusammenhang mit dem Normannenzug des Ragnar Lodbrok im 9. Jahrhundert.

In einem auch für eine vorwissenschaftliche Arbeit recht ungewöhnlichen Zusatz wird der Augenzeugenbericht eines aus dem Oberhaslital zurückgekehrten schwedischen Besuchers zitiert, der auf zahlreiche Übereinstimmungen zwischen den Schweden und den Haslitalern aufmerksam zu machen scheint. Vor allem seien die Holzzäune in der Oberhasligegend «ganz schwedisch», eine Beobachtung, die in den folgenden Jahrzehnten von anderen schwedischen Reisenden öfters wiederholt wird. Ausserdem würden die Holz- und Handarbeiten sowie der Kopfputz der Frauen an Schweden erinnern. Die Bewohner seien fröhlich, nett und arbeitssam – alles Charakterzüge, von denen auch die Schweden überzeugt sind, sie zu besitzen! Das Tal selber habe viel Ähnlichkeit mit den schwedischen Provinzen Småland oder Dalekarlien, sei aber etwas wilder und malerischer. Hinzu komme noch als Beweis die verbreitete Auffassung in der Bevölkerung selber, von den Schweden abstammen. Schliesslich meint der Berichterstatter, mehrere schwedische Wörter im Haslidialekt entdeckt zu haben. Als Beispiel führt er die Wörter «hus», «strid», «frihet», «sommar», «vinberg» und «ögeblick» auf. Der Möchtegernphilologe übersieht jedoch dabei gänzlich, dass es hier um ganz allgemeine Gemeinsamkeiten zwischen dem nord- und dem südgermanischen Sprachraum geht. Verschiedene schwedische Wörter germanischer Herkunft, wie «strid», «hus», «dyr» (schweizerdeutsch 'tüür'), weisen eine verblüffende Ähnlichkeit mit schweizerdeutschen Mundarten auf, da sie (im Gegensatz zu den für die Entwicklung der späteren hochdeutschen Schriftsprache ausschlaggebenden mitteldeutschen Dialekten) nie eine Diphthongierung der langen Vokale *i*, *u*, *ylü* ('Streit', 'Haus', 'teuer') durchgeführt haben. Die widersinnigen Etymologien der Doktorarbeit wurden auch von zeitgenössischen Sprachforschern als inkorrekt bemängelt.³³

Am Wahrheitsgehalt der Herkommenssage hegt auch der eben angeführte Historiker und klassische schwedische Lyriker Erik Gustaf Geijer keinen Zweifel. Im ersten Band seiner dreibändigen schwedischen Geschichte 1832 nimmt er zur Wanderhypothese positiv Stellung:

Indem nach Auswanderung der gothischen Völker die Franken und Sachsen im nördlichen Deutschland mächtig werden und von daher ihre Herrschaft weiter erstrecken, wird dieselbe Sage vernommen; Beide leiten ihre Abstammung von den nordischen Völkern her. Die Vorstellung von Skandinavien als einer Werkstätte und Wiege der Nationen lässt sich dergestalt Jahrhunderte hindurch in der Geschichte wahrnehmen, gewinnt durch die

³³ A. E. WIRSÉN, *De Colonia Suecorum in Helvetiam deducta*, S.25f. Vgl. auch B. HENNINGSSON, *Geijer som historiker*, S.249.

Streifzüge der Normänner fernere Bestätigung und ist in den Alpen noch nicht erloschen, woselbst die Einwohner des Haslithals noch jetzt auf ihre schwedische Herstammung bestehen.³⁴

Auch Geijer gibt die Überbevölkerung als Grund für die Auswanderung an, die einem Teil der Bevölkerung durch das Los aufgezwungen worden sei, und er verlegt ebenfalls die Ereignisse in die Zeit der Wikingerzüge.

Nicht anhand von gelehrten Theorien, sondern durch eigene Erkundigungen an Ort und Stelle wollte der Pfarrer und Altertumsforscher Axel Emanuel Holmberg den Verwandtschaftsverhältnissen nachgehen, als er sich zu diesem Zweck im Jahre 1849 im Haslital aufhielt. Seine Ergebnisse hat er in der Untersuchung *Hasslidalen och en liten färd i Schweiz* (1851; 'Das Haslital und eine kleine Fahrt in der Schweiz')³⁵ vorgelegt.

Holmberg trägt in seinem Buch eine geradezu überwältigende Menge an scheinbaren Fakten und Beobachtungen zusammen, die ihn in seinem Glauben an eine schwedische Einwanderung ins Haslital zusehends bestärken. Dabei misst er dem ausgeprägten Stolz der Talbewohner auf ihre schwedische Abstammung grosse Bedeutung bei. Überall wird er als Landsmann begrüsst, und er hebt hervor:

Unter der Haslibevölkerung gibt es wahrscheinlich keinen einzigen, der die Tradition ihrer schwedischen Herkunft nicht kennt, und recht wenige, die ihr keinen Glauben schenken. (Hasslidalen, S.82)

Nach dreiwöchigen Nachforschungen kommt der Altertumskundler zum Ergebnis, dass die Herkommenssage vorbehaltlose Glaubwürdigkeit verdiene, und er fasst zusammen:

Die Beweise für diesen Sachverhalt, welche ich hier vorgelegt habe, sind ausreichend, um mir die unerschütterliche Überzeugung von der Wahrheit dieser Tradition einzuflössen, und – wie ich es fast zu glauben wage – meinen Lesern ebenfalls. (Hasslidalen, S.102)

Zur Stütze seiner Beweisführung greift Holmberg dann doch noch auf die schriftlichen Überlieferungen zurück; u.a. hat er die Gelegenheit gehabt, das Originalmanuskript des Meiringer Landbuches von 1534 mit der Herkommenssage, das später verschollen war und erst 1923 wieder aufgefunden wurde, zu studieren. Darin sieht er, trotz der zahlreichen historischen Irrtümer, eine wichtige Bestätigung der Einwanderungsthese, zumal – wie er betont – die gleichzeitige Verbreitung in *beiden*

³⁴ E. G. GEIJER, *Geschichte Schwedens*, Bd.1, Hamburg 1832, S.11. Der entsprechende schwedische Originaltext findet sich in *Svenska folkets historia*, 1, Samlade skrifter, Teil 1, Abt.2, Bd.2, Stockholm 1851, S.13f. Vgl. auch B. HENNINGSSON, *Geijer som historiker*, S.249.

³⁵ Im folgenden werden im Text die schwedischen Werkstitel im Original zitiert. In Klammern folgt jeweils die deutsche Übersetzung. Sofern Übersetzungen im Druck vorliegen, ist das Erscheinungsjahr angegeben. Übersetzungstitel und Textzitate werden dann, wenn nichts anderes vermerkt ist, direkt übernommen.

Ländern schon im Spätmittelalter für ihre Ursprünglichkeit spreche. Einen zusätzlichen Baustein zu seinem Beweisgebäude liefert ferner die auffallende Ähnlichkeit des Tales mit gewissen Berggegenden in Schweden.³⁶ So sollen beispielsweise die nordischen Kolonisten nach einer in Meiringens Nachbarort Guttannen mündlich tradierten Sagenvariante beim ersten Anblick des Oberhaslitals ausgerufen haben: «Hier wollen wir uns niederlassen, denn dies ähnelt unserem Vaterland» (Haslidalen, S.83).

Ein förmlicher Katalog an vortrefflichen äusseren wie inneren Merkmalen der Haslibewohner soll gemäss Holmberg die enge Verwandtschaft mit den Schweden nur noch offensichtlicher machen: Sie seien grosswüchsig, blauäugig und blond, mit feinen Gesichtszügen, die Männer zudem geschmeidig und ungewöhnlich stark, die Frauen von besonderer Schönheit. Ihr Charakter zeichne sich durch Seelenadel, Freiheitsliebe, Mut, Treue, Ehrlichkeit, Offenheit und Freundlichkeit, Sittlichkeit und Fleiss sowie durch eine fröhliche und frische Gemütsart aus – da muss sich ja jeder Schwede und jede Schwedin auf der Stelle wiedererkennen!

Holmbergs Schrift stellt die eingehendste schwedische Untersuchung über das Haslital und die Herkommenslegende dar, und sie enthält zweifellos, trotz aller ethnozentrischen Übertreibungen, viel Wissenswertes über die Region. Der Verfasser ist im Grunde ein guter Beobachter, lässt sich aber allzuoft von seiner Neigung leiten, überall schwedische Zusammenhänge zu sehen. So beschreibt er beispielsweise interessante Charakteristika der Gegend, wie die besondere Bauweise der Holzhäuser mit den typischen, nordisch anmutenden, vorstehenden Oberbauten, den sogenannten Laupten (schwed. 'loft'), weiterhin die speziellen «schwedischen» Holzzäune und die stark an gewisse schwedische Provinzen erinnernde Frauentracht, schliesslich noch die besonderen Hochzeitsbräuche und die denen seiner Heimat gleichenden Holzschnitzereien oder gar die «nordisch» klingenden Kuhreigen. Geradezu absurd wirkt jedoch in diesem Zusammenhang die Erwägung, ob die nordischen Einwanderer wohl aus ihrem Vaterland die Weinreben mitgebracht hätten – eine entsprechende, jedoch mit Skepsis vorgebrachte Parallelstelle findet sich ebenfalls bei Wirsén.³⁷

Neben Holmberg hat das Haslital eine nicht geringe Zahl von schwedischen Dichtern angelockt, die in ihren Reisebeschreibungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert den rätselhaften Ursprung der Bevölkerung erörtern und eine auffallende Ähnlichkeit betreffend Sprache, Kleidung und Bräuche zwischen den Haslitalern und ihren eigenen Landsleuten entdeckt zu haben meinen.

Als erster geht Jacob Jonas Björnståhl, der die Eidgenossenschaft 1773 aufsuchte, auf die vermeintliche schwedische Herkunft der Oberhasler ein. In einem seiner Reisebriefe berichtet er von einer «gothischen Kolonie»:

³⁶ A. E. HOLMBERG, *Haslidalen och en liten färd i Schweiz*, S.82f. und 44f.

³⁷ A. E. HOLMBERG, *Haslidalen och en liten färd i Schweiz*, S.54; A. E. WIRSÉN, *De Colonia Suecorum in Helvetiam deducta*, S.25.

... die, vielleicht seit Odens Zeit, im Kanton Bern wohnt, und, welches noch mehr ist, eifrig behauptet, dass sie Schweden sind, und unter ihrem Anführer Hassler, und zwar, wie einige behaupten, vor Christi Geburt, (wiewohl andre der Meynung sind, diese Wanderung sey später geschehen) um Hungersnoth willen, Schweden verlassen haben. Sie wohnen im Thale Hassli, oder Oberhassli, und ihr vornehmster Ort ist das Dorf Meyringen.³⁸

Mit dem berühmten Schweizer Universalwissenschaftler Albrecht von Haller – von dem übrigens vermerkt wird, dass er Schwedisch gut beherrsche und Schweden liebe – diskutierte der schwedische Gelehrte in Bern über die merkwürdige Mundart des Tales. Diese, wie überhaupt das Berndeutsche, scheint nebenbei den Schweden öfters Kopfzerbrechen bereitet und sie zu den eigenartigsten Schlussfolgerungen bewogen zu haben. So behauptet beispielsweise Holmberg in seiner Schrift, dass im Berner Oberland ein plattdeutscher Dialekt gesprochen werde! Björnsthål seinerseits gibt an:

Im ganzen Thale wird eine besondere Sprache geredet, die weder deutsch noch französisch ist. Die Leute selbst behaupten schlechterdings, dass sie schwedisch sprechen, und sie lieben die schwedische Nation unglaublich stark. (Briefe, 3, S.190)

Auf Björnsthåls Frage hin verneinte jedoch Haller, dass er «Schwedisches in ihrer Sprache gefunden habe» (S.190). Von anderer Seite erfuhr Björnsthål wiederum, dass der Haslitaler Dialekt ein Überbleibsel des Keltischen oder des Ostfriesischen sein könnte.

In den Jahrzehnten, die auf Björnsthåls Schweizreise folgten, tauchten in der schwedischen Literatur gelegentlich Hinweise auf die allgemeine Bekanntheit der Tradition auf. So z. B. bei dem Frühromantiker Thomas Thorild, einem Vorboden des schwedischen Götizismus, der über ein Jahrzehnt lang als Professor und Bibliothekar in Greifswald tätig war. In einer Strophe aus seiner *Götha-Manna Sång eller Dahlvisor* (1805; 'Gothen-Männer-Lieder oder Dalekarlien-Weisen') mit dem Titel *Gamla äran* ('Die alte Ehre') wird kurz auf die Verwandtschaftsverhältnisse angespielt. Dort heisst es: «In der Schweiz beim Tosen der Kaskaden / immer noch der Schweden-Name schallt» (Samlade skrifter, S. 243).

Kaum verwunderlich ist es, dass die geheimnisvolle Legende um das Haslital auf ein so schwärmerisches Gemüt wie den romantischen Dichter Karl August Nicanter grösste Faszination ausüben sollte. Er stattete im Jahre 1827 Meiringen einen Besuch ab und widmet der Herkunftssage in seinen Reiseerinnerungen *Minnen från Södern* (1831; 'Erinnerungen aus dem Süden') eine ausführliche Betrachtung.

Einleitend wird das «magische, entzückende Gemälde» des Tales, umgeben von abenteuerlichen, wilden und schneebedeckten Alpen und mit dem schönen Dorf Meiringen im Mittelpunkt, beschrieben. Beeindruckt von dessen idyllischer Schönheit,

³⁸ J. J. BJÖRNSTÅHL, *Resa til Frankrike, Italien, Sweitz, Tyskland, Holland, Ängland, Turkiet och Grekland*, 6 Bde., Stockholm 1780-85. Hier zitiert nach der deutschen Ausgabe, *Briefe auf seinen ausländischen Reisen*, 3, Rostock/Leipzig 1781, S.189f.

stellt er hochgestimmt fest: «Ich war wie in einem Vaterland, so glücklich und heimisch bei meinem ersten Eintritt in die Gegend von Meiringen» (Minnen från Södern, 1, S.206).

Überall wird Nicander, wie auch andere Schweden vor und nach ihm, wie ein Landsmann empfangen, und er kann sich bei Wanderungen im Tal eindeutig vom festen Glauben der Bevölkerung an ihre schwedische Abstammung überzeugen. Von seinem Gastwirt erhält er auf Anfrage eine gut hundertjährige Abschrift des *Ostfriesenlieds* und aus dem Meiringer Dorfarchiv unter gewissen Sicherheitsvorkehrungen zudem einen dicken Pergamentband ausgeliehen, nämlich das alte *Landbuch und Chronik zu Hasli* aus dem Jahre 1534, das auch Holmberg gut zwei Jahrzehnte später in die Hände bekommen sollte. Nicander studiert beides gründlich und liefert eine gekürzte Version der Herkunftssage auf schwedisch in einer wirkungsvollen Interpretation, die der holprigen und fast nicht lesbaren Wort-für-Wort-Übersetzung Holmbergs weit überlegen ist. Auch ihm erscheint die Einwanderungssage als eine historisch bewiesene Tatsache, und er fasst sein Urteil folgendermassen zusammen:

Aber den vornehmsten Rückhalt für meinen Glauben an die Wahrhaftigkeit der Tradition sehe ich im eigenen Glauben der Bevölkerung, in deren Aussehen, in deren Bräuchen und in ihrem Temperament. Die Bewohner des Haslitals sind der Statur nach stärker und wohlgestalteter, ihrer Gesichtsbildung nach schöner und in ihrer Lebensart bescheidener und fleissiger als die übrigen Schweizer. Sie haben meistens blaue Augen, blonde Haare, einen frischen Teint und eine fröhliche Gemütsart. Ihre Sprache ist weicher und gleichwohl klangvoller als die ihrer Nachbarn. Die nordische Selbstsicherheit in Verbindung mit innerem Ernst offenbart sich in Sprache und Handlung. (Minnen från Södern, 1, S.210)

Schliesslich verweist Nicander auf die Frömmigkeit, die Treue und die Freiheitsliebe dieses Volksstamms, der seiner Meinung nach grosse Ähnlichkeit mit den Dalekarliern aufweise. Ausserdem erinnern ihn die Sonntagstracht der Frauen und gewisse Holzbauten an Schweden. Die vielen vortrefflichen Eigenschaften und Körpermerkmale, welche sowohl Holmberg als auch Nicander an der Haslibevölkerung rühmen, kehren mehr oder weniger identisch in sämtlichen schwedischen Reiseschilderungen wieder. Für einen heutigen Leser befremdend ist dabei der unverhüllte Chauvinismus, mit dem das Lob durchwegs gespendet wird!

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war das Interesse für «die schwedische Kolonie» bei den schwedischen Besuchern noch immer rege. Der Lehrer Jonas Herman Ekendal, der um 1850 dreimal durch die Schweiz reiste, nimmt in seinen Reisenotizen Bezug auf die Erkenntnisse Holmbergs im Haslital, wo sich, wie er schreibt:

. . . ein Schwede in allem wiedererkennen soll, was sein Auge erblickt, an den Gesichtszügen der Menschen, an ihrer Körperhaltung und Sprache, an Gebäuden, Sagen, Liedern und Traditionen, ja, sogar an den Holzzäunen.³⁹

³⁹ J. H. EKENDAL, *Resa genom Danmark, Tyskland och Schweiz åren 1849, 1850 och 1852*, 3, Uppsala 1855, S.373f.

Am Anfang ihres langen Aufenthalts in der Schweiz sah sich keine andere als Fredrika Bremer 1856 veranlasst, das Haslital persönlich aufzusuchen, wobei auch sie viele Gemeinsamkeiten mit ihrer Heimat entdeckte. Eine Abschrift des *Ostfriesenlieds* lehnte sie jedoch als zu jung und historisch unzuverlässig ab. Die bekannte Romanschriftstellerin und erste Frauenrechtlerin Schwedens beschloss, statt sich in alten Urkunden zu vergraben, andere Spuren zu erkunden und den Kontakt mit der Bevölkerung zu suchen, wobei sie genuine schwedische Züge im Volkscharakter der Talbewohner zu entdecken glaubte. Ferner würden die Haslitaler den Bauern in der südschwedischen Küstenprovinz Blekinge ähnlich sehen. Bei ihrem Vergleich konzentrierte sich Fredrika zunächst auf die Kleidung und die Namengebung, aber sie fragte auch nach «eigenthümlichen Manieren, Liedern und alten Gebräuchen» in der Gegend. In ihren sechsteiligen Reiseerinnerungen *Lifvet i gamla verlden* (1860-62; 'Reisebilder aus der Schweiz und Italien', 1861) kommentiert sie die Ergebnisse ihrer Nachforschungen folgendermassen:

In diesem Bezirk herrscht bei Hochzeiten ein Brauch, den ich in keiner andern Gegend der Schweiz getroffen habe, nämlich dass beim Hochzeitmahl sowohl Eltern als Gäste dem Brautpaar Geschenke an Vieh oder Geld machen. Das Volk liebt Musik und starke körperliche Uebungen. Es sind gutmüthige und tüchtige Leute; sie fürchten Gott, glauben aber zugleich an Kobolde und dergleichen Naturgeister, an Beschwörungen und Zaubereien. Sie lieben die Freiheit über Alles. Sie glauben fest an ihre schwedische Abkunft, und die Gebildeteren interessiren sich sehr für Schweden und freuen sich jedesmal so oft sie etwas Neues von da hören. (Reisebilder, 1, S.98)

Und in einer zusätzlichen Anmerkung zum Thema heisst es noch:

Wie echt schwedisch alle diese Züge sind, wird Jeder zugestehen, wer den schwedischen Nationalcharakter näher kennt. Ich konnte jedoch in den Kirchenbüchern keine schwedischen Namen finden. Aber die Ähnlichkeit, welche die Tracht der Frauenzimmer, besonders was den Kopfputz betrifft, mit der in gewissen schwedischen Provinzen darbietet, überraschte mich, und ich glaube, dass es unter günstigeren Umständen nicht sehr schwer sein würde, in den Sitten, Gebräuchen und Ueberlieferungen der Haslithäler weitere Spuren zu finden. (Reisebilder, 1, S.98f.)

An die zwanzig Jahre später berichtet eine Zeitgenossin Strindbergs in ihrem Reisetagebuch von einer Reise im Sommer 1875 durch «das Hassloi-Tal». Der damals tonangebenden Stockholmer Kulturpersönlichkeit und international beachteten Autorin Anne Charlotte Leffler fallen «die schwedischen Holzzäune» der Gegend ebenso auf wie der landschaftliche Anklang an Schweden. Letzteres soll auch nach Lefflers Auffassung der Grund für die dortige Besiedlung der schwedischen Auswanderer gewesen sein.⁴⁰

⁴⁰ A. CH. LEFFLER, *En självbiografi grundad på dagböcker och brev*, Stockholm 1922, S.57.

In ähnlicher Weise erwähnt der Lyriker Oscar Levertin, in den Jahren vor und um die Jahrhundertwende mehrmaliger Besucher auf der fünf Wanderstunden von Meiringen entfernten Engstlenalp:

. . . das Hasli-Tal, dessen mystische Zusammenhänge mit Schweden – ebenso mystisch wie die des Bodensees mit dem Vätternsee – bereits meine Verwunderung auf der Schulbank weckten, als ich vom schwedischen Dialekt und von den schwedischen Holzzäunen der Gegend las.⁴¹

Aber nicht einmal Strindberg liess es sich nehmen, das sagenumwobene Tal kurz vor Ende seines zweiten Schweizer Aufenthalts selbst in Augenschein zu nehmen.⁴² Mit Fotoapparat ausgerüstet, begab er sich im November 1886 dorthin, um an Ort und Stelle eine Zeitungsreportage für «Ny illustrerad Tidning» zusammenzustellen.⁴³

Als letzter widmet der Exilautor Frank Heller dem Sagenstoff grössere Aufmerksamkeit, wenn er in seinem Reisebuch *Resa i Schweiz* (1948; 'Schweizerreise', 1949) Schillers *Wilhelm Tell* zum Ausgangspunkt für die Erörterung der schwedischen Ansiedlung in Schwyz nimmt und seine eigene Einstellung zur Überlieferung wie folgt erläutert:

Die Sage ist zweifellos verblüffend in ihrer Genauigkeit und in keiner Weise unwahrscheinlich. Die Parallele zwischen «Schwyz» und «Schweden» drängt sich ja auf. Der Volkscharakter in beiden Ländern ist der gleiche, das Volksgemüt in vielen Stücken ebenso, der Ernst, die Ehrlichkeit, die Verslossenheit. Sollten wir Schweden wirklich in ferner Vorzeit die Schweiz gegründet haben? Hoffen wir es... (Schweizerreise, S.109)

Und wie steht es heute in beiden Ländern mit dem Wissen um das, was sich einst die alten Hirten erzählten?

In Schweden wurde das Thema während der letzten Jahrzehnte in einigen Zeitungsartikeln wieder aufgegriffen, und noch im Jahre 1985 erhielt die eigenartige Wanderlegende eine informative Erläuterung in einem Rundfunkvortrag im schwedischen Radio. Ansonsten dürfte sich unter den Schweden die Kenntnis nunmehr auf einige wenige Geschichtsexperten beschränken.

Etwas anders sieht es erwartungsgemäss in der Schweiz aus. Schillers *Wilhelm Tell* hat in den Schulen noch nicht seine Rolle ausgespielt. Im Haslital selbst wurde dem Mythos von der schwedischen Einwanderung durch verschiedene Einzelinitiativen zu einer gewissen Wiederbelebung verholfen. Der Meiringer Pfarrer Otto Hopf rief 1892 in seinem Büchlein *Geschichten aus der Vergangenheit des Haslithales* die Tradition wieder ins Bewusstsein. Die Schrift, die auch *Ein schön Lied*

⁴¹ O. LEVERTIN, *Resebref*, Samlade skrifter, 23, Stockholm 1908, S.150.

⁴² A. STRINDBERG, *Brev*, 6, Stockholm 1958, S.97, 103.

⁴³ Ein Artikel von Strindberg über das Haslital ist nie in jener Zeitung erschienen. Die von ihm gemachten Fotos wurden Nordiska Museet übergeben, wo sie heute nicht mehr auffindbar sind.

vom Ursprung und Herkommen der Alten Schweitzeren insonderheit dess Lands Hassle in Weissland, d.h. das altbekannte Ostfriesenlied, enthält, wurde sehr beliebt und während langer Zeit viel gelesen. Eine ähnliche Wirkung hatte ein Theaterstück, das 1934 zur 600-Jahrfeier von Bern-Oberhasli aufgeführt wurde.⁴⁴ Das Festspiel mit dem Titel *Isen im Fiir* wurde von Fritz Ringgenberg in Hasli-Deutsch verfasst und mit einem neuen Hasli-Lied versehen, dessen Anfang lautet: «Sie sägen, dass vor alte Zyten / mier Hasler syge wyt har chun / uf Rossen und uf Wäge z'ryten.»⁴⁵

Heute scheint jedoch das Bewusstsein in der Haslitaler Bevölkerung um ihre vermeintliche nordische Herkunft im Verblassen begriffen zu sein. Stichprobenartige Fragen an die Bewohner von Meiringen und Guttannen während einer Arbeitswoche im März 1992 ergaben, dass man in der älteren Generation im allgemeinen noch sehr wohl über den Sagenstoff Bescheid weiss; die Jüngeren gaben dagegen mehrfach an, noch nie von ihrer Stammesverwandtschaft mit den Schweden gehört zu haben.

⁴⁴ Obige Angaben verdanke ich der freundlichen Mitteilung von Herrn Andreas Würzler in Meiringen.

⁴⁵ F. RINGGENBERG, *Isen im Fiir. Festspiel zur 600-Jahrfeier Bern-Oberhasli*, Meiringen 1934, S.49.

3. Kulturkontakte von der Reformation bis zur Aufklärung

Nach allem was wir wissen, waren die direkten Kontakte zwischen beiden Ländern im 15. und 16. Jahrhundert noch recht sporadisch. Von regeren Beziehungen kann man erst ab etwa 1600 sprechen. Das allerfrüheste Zeugnis schwedischer Touristik stammt allerdings bereits aus dem Jahre 1514, als sich der erste uns bekannte schwedische Badegast in Baden im Kanton Aargau einfand. Seine Reiseeindrücke konnte er jedoch nicht mehr an die Heimat vermitteln, da er bald wegen Mordes an einem Appenzeller hingerichtet wurde.⁴⁶ Gegen Anfang des 17. Jahrhunderts war es die Universität Basel, die zunehmend Skandinavien anzuziehen begann, und von nun an führten auch die Kavaliersreisen schwedischer Adliger des öfteren durch die Schweiz.

Aus dem Jahre 1603 stammt ein Reisebericht des erst sechzehnjährigen Edelmanns Gabriel Oxenstierna, der in Begleitung seines älteren Bruders Axel, des später berühmten Reichskanzlers von Schweden, eine ausgedehnte Fahrt durch Süddeutschland und die Schweiz unternommen hatte. Zu jener Zeit erfreute sich die bereits im 16. Jahrhundert aufgekommene Grand Tour junger Aristokraten auch in Schweden zunehmender Beliebtheit, obwohl sie noch nicht, wie im übrigen Europa, zur Mode geworden war. Es wurde aber allmählich üblicher, dass die «peregrinatio academica», d.h. das Wandern von einer Universität an die andere, verbunden mit dem Studium der klassischen Philologie, der Philosophie und auch oft der Theologie, die Ausbildung der jungen schwedischen Aristokraten abschliessen sollte. Da Schweden selbst nur über die höchst bescheidene Uppsalaer Akademie verfügte, schickten manche Edelleute ihre Söhne zur Vervollständigung ihrer Erziehung und Bildung für mehrere Jahre ins Ausland, «dass die weissheit den Edlen ein sehr hohe zierdt unnd sie politische Sachen zu regieren verständig unnd qualificiert mache»,⁴⁷ wie es in einem zeitgenössischen Bericht heisst. Von den Schweden bevorzugt waren vor allem Universitäten des evangelischen Deutschland, wie Rostock, Greifswald, Jena und Wittenberg.⁴⁸ Eine solche zeittypische Kavalierstour war es auch, die Gabriel und Axel Oxenstierna in die Schweiz führte, nachdem die Brüder einen vierjährigen Studienaufenthalt in Rostock, Wittenberg und Jena absolviert hatten, den

⁴⁶ L. HAAS, *Schweden und die Schweiz*, S.44.

⁴⁷ F. DE LA NOUE, *Discours oder Beschreibung und ussführliches rätliches bedencken von allerhande wo wol politische als kriegssachen*, Frankfurt a.M. 1592, S.148f. Hier zitiert nach P. J. BRENNER, *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*, Frankfurt a.M. 1989, S.199.

⁴⁸ E. WRANGEL, *Forskningar om svenskarnas universitetsstudier i Tyskland*. In: *Samlaren* 25 (1904), S.1ff. Vgl. auch P. O. WIKNER, *Förteckning öfver svenskar inskrifna vid tyska universitet under 1500-talets senare hälft*. In: *Samlaren* 25 (1904), S.7ff.

sie mit einer mehrmonatigen Rundreise beenden wollten, «um die ‘Humore’ der Völker zu studieren»⁴⁹.

Gabriel Oxenstiernas Beobachtungen über Basel, Luzern, Zürich und Winterthur sind in Form eines lateinischen Briefes verfasst, der sich an einen Freund in Rostock richtet. Im Mittelpunkt dieser wohl ältesten schwedischen Reisereportage aus der Schweiz stehen freilich recht kritische Kommentare über die religiösen Verhältnisse – wie wäre es von einem lutherisch orthodoxen Zeitgenossen Gustav Adolfs auch anders zu erwarten! Zwingli sei ein Schwarmgeist, heisst es, und in Basel seien alle Menschen entweder Calvinisten oder pseudoevangelisch. Jedoch beeindruckt die schöne Lage der Stadt, zudem der Wein vortrefflich und die Preise billig seien.⁵⁰

Literarisch zu wertende Verbindungen zwischen Schweden und der Alpenrepublik entwickelten sich in ihren Anfängen verhältnismässig langsam. Allerdings fallen im 17. Jahrhundert die Ideenimpulse ins Gewicht, die mit den Lehren Paracelsus’ nach dem Norden drangen und ihre Spiegelungen im Werk Georg Stiernhielms und Urban Hiärnes erfuhren. Zu kontinuierlichen Kontakten kam es aber erst im 18. Jahrhundert. Rousseaus Anstösse zogen auch in Schweden eine bis über die Romantik hinausreichende Naturschwärmerei nach sich, und die Namen Lavater, Pestalozzi und Salomon Gessner gehören zum festen Bestandteil der schwedischen Einflussgeschichte. Vom regen Verkehr zwischen Gelehrten und Künstlern beider Nationen zeugen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nicht nur umfangreiche Korrespondenzen, sondern auch vermehrte Besuche in beiden Richtungen.

Die Resonanz, die Rousseaus Schriften in Schweden fanden, bewirkte gleichzeitig eine Art nationale Renaissance, verbunden mit einer sentimental Verehrung des freien, tugendhaften Bauern und einer Aufwertung der schwedischen Vorzeit, die rückblickend nun im verklärten Schimmer eines goldenen Zeitalters gesehen werden konnte. Jahrhundertlang hatte die Schweiz eher als lästiges Hindernis auf dem Wege nach Italien gegolten, und die Versuche schweizerischerseits, eben diese Vorurteile abzubauen, hatten zunächst wenig Erfolg gehabt. Grössere Wirkung war allerdings Albrecht von Hallers Lehrgedicht *Die Alpen* (1729) vergönnt, dessen poetische Lobpreisung auf die Schönheit des Gebirges und auf das glückliche Landleben seiner Bewohner das neue Naturgefühl und die Rousseauische Kulturkritik vorwegnahm. Als dann Rousseau selbst den uralten Traum vom unverdorbenen Naturvolk in einem zeitlos glücklichen Gebirgsarkadien lancierte, wurde die Alpenrepublik mit einem Male zu einer neu zu entdeckenden Wunderlandschaft.

In Schweden war der Boden für solches Gedankengut schon längst vorbereitet, einmal durch die gegen den moralischen Verfall der Aufklärungszeit gerichteten patriotischen Strömungen, aber auch durch bereits vorhandene Darstellungen eines nationalen Goldalters, wie Olof Rudbecks monumentales Werk *Atland eller Manheim*

⁴⁹ Zitiert nach N. AHNLUND, *Till Axel Oxenstiernas ungdomshistoria*. In: *Personhistorisk tidskrift* 15 (1913), S.182.

⁵⁰ N. AHNLUND, *Till Axel Oxenstiernas ungdomshistoria*, S.184ff. Das Manuskript, *Palm-sköldska samlingen* 371, befindet sich in der Universitätsbibliothek zu Uppsala.

(1679-1702; 'Atland oder Manheim') oder Olof von Dalins vierbändige Geschichte *Svea Rikes Historia* (1747-62; 'Geschichte des Reiches Schweden', 1756-63). Vor allem waren es Dalins Schilderungen der schwedischen Vorfahren im ersten Band seines Geschichtswerks, drei Jahre vor Rousseaus erstem *Discours* erschienen, die wesentlich zum unmittelbaren und durchgreifenden Erfolg der Ideen des Genfers in Schweden beitrugen. Die nahezu totale Übereinstimmung zwischen den alten «Hirten-Scythen» Dalins und den von Rousseau verherrlichten Naturvölkern führte zu einer intimen Verschmelzung des neuen Naturevangeliums mit der einheimischen Begeisterung für die nordische Vergangenheit.⁵¹ Im nationalromantisch idealisierenden Geist konnten demnach die ersten schwedischen Rousseau-Anhänger Gustaf Fredrik Gyllenborg und Johan Fischerström das freiheitsliebende, wackere Volk des alten «Manhem», d.h. des ehemaligen Schweden, folgendermassen charakterisieren: «Es war tapfer, verlässlich in der Freundschaft und ebenso treu und redlich wie die Schweizer unserer Zeit.»⁵²

Aus dem schwedischen Literaturleben jener Epoche ist Salomon Gessner nicht wegzudenken. Der Zürcher Idylliker wurde durch den gelehrten Bibliothekar und Publizisten Carl Christoffer Gjörwell (den Grossvater des weit berühmteren Romantikers Carl Jonas Love Almqvist) im Jahre 1763 in Schweden eingeführt. In den folgenden Jahrzehnten wimmelte es in sämtlichen Zeitschriften förmlich von poetischen Stücken in Gessners pastoralem Stil. Im Mittelpunkt dieses wahren Heiligenkultes stand Gjörwell selbst, der sein Heim in einen Tempel für den Schweizer Dichter umgewandelt und sich mit einer treuen Schar von Gleichgesinnten umgeben hatte. Doch nicht nur für eine grosse Zahl von Gessner-Epigonon, sondern auch für zwei bekannte Frühromantiker ist das Schaffen des Zürchers richtungsweisend gewesen: für Bengt Lidner und Thomas Thorild. Der bekannte Literaturhistoriker Martin Lamm geht sogar so weit zu behaupten, dass Gessner zur Verfeinerung der nordischen Lebensart beigetragen und eine Aufwertung der Häuslichkeit in Schweden eingeleitet habe.⁵³

Der Kristallisationspunkt für den damaligen wissenschaftlichen Austausch zwischen beiden Ländern war Albrecht von Haller in Bern, welcher während seiner Göttinger Zeit sogar die schwedische Sprache erlernt hatte. Der berühmte Berner stand in regem Briefwechsel mit mindestens einem Dutzend Schweden; er tauschte mit ihnen Informationen aus über das Neueste auf medizinischem Gebiet, er diskutierte naturwissenschaftliche Fachfragen mit den renommiertesten schwedischen Wissenschaftlern und tritt sich zeitweise heftig mit Carl von Linné über botanische Probleme. Auch mit schwedischen Dichtern hatte er Kontakt: Die Lyrikerin Hedvig Charlotta Nordenflycht, die ihn sehr verehrte, schickte ihm ihre Gedichte zur Beurteilung.⁵⁴

⁵¹ Ausführlich hierzu M. LAMM in seinem Kapitel *Vår första svenska rousseauism*. In: *Upplysningstidens romantik*, 1, S.235-319.

⁵² Zitiert nach M. LAMM, *Upplysningstidens romantik*, S.313.

⁵³ Es ist bemerkenswert, dass Lamm in *Upplysningstidens romantik* dem Gessner-Einfluss in Schweden unter dem Titel *Det borgerliga Arkadien* ein umfangreiches Kapitel widmet.

⁵⁴ L. HAAS, *Schweden und die Schweiz*, S.66ff.

4. Ein Universalgelehrter verschafft sich Zugang zu Schweizer Koryphäen: Jacob Jonas Björnsthål

Ein grosser Bewunderer Albrecht von Hallers war der schwedische Sprachforscher und Handschriftensammler Jacob Jonas Björnsthål, der «le grand Haller» im Jahre 1773 aufsuchte und ihn so beurteilte:

Haller ist ohnstreitig der grösste und gründlichste Mann, den wir auf allen unsern Reisen getroffen haben. Es ist eben so schwer zu sagen, was er weiss, als was er nicht weiss; ich habe ihn in Sachen, wo ichs nicht erwartete, eben so bewandert gefunden, als in den Wissenschaften, worin ihn die ganze Welt für Meister erkennt, Zergliederungskunst, Steinkunde, Dichtkunst, Physiologie u.s.w. Er kennt die persische und chinesische Geschichte, ja alle Morgenländer, wie er den Norden kennt. Ich setze mir zu Hause mancherley Fragen in allen Materien auf, wo ich Schwierigkeiten finde: er löset sie alle so richtig, dass ich noch keinen Boden bey ihm habe finden können. Zuverlässig bin ichs auch nicht, ders unternehmen will oder kann, eines Hallers Tiefe zu messen. Schwedisch hat er zu Göttingen vom Lector Roseen in Gothenburg gelernt. Alle Reden und Memoriale hat er gelesen, die bey dem letzten Reichstage in Stockholm gedruckt worden sind. (...) Fast alles schwedische liest er, was heraus und ihm zu Händen komt, eben das gilt von italienischen, deutschen, französischen und englischen Werken. Kein Wörterbuch hat er in diesen Sprachen, so erstaunend gross auch seine Büchersammlung ist; er selbst ist ein lebendiges Wörterbuch, hat ein unglaubliches Gedächtnis, unermesslich viel gelesen, einen scharfen Verstand und ein gutes Herz: von Wuchs ist er gross, hoch und ziemlich dick, hat einen grossen Kopf, rundes volles Gesicht und hohe Stirne, grosse blaue Augen voll Feuer, spricht mit einem freundschaftlichen Tone, und sieht lächelnd aus, sagt oft artige und gedankenreiche Einfälle, kurz, er ist recht ein grosser, schöner Mann, was man französisch *un bel homme* nennt: er sitzt allzeit in seiner Bibliothek an einem grossen, länglichen mit Büchern und Papieren belasteten Tische; hier ists, wo er Fremde annimt. (...) Haller ist zu gross, um von Lilliputern gesehn, erkannt und geliebt zu werden: er komt mir vor als zu hoch auf einen Berg oder in die Wolken gestellt, um ohne Fernrohr gesehen zu werden ...⁵⁵

Und ein zusätzlicher Vergleich zwischen Haller und Voltaire, mit dem Björnsthål zweimal zuvor zusammengetroffen war, fällt klar zu Hallers Vorteil aus.

Björnsthål, ein mit geradezu enzyklopädischem Wissen ausgerüsteter Gelehrter, machte als Hauslehrer zweier junger Adliger eine Bildungsreise durch ganz Europa, die sich über zwölf Jahre, von 1767 bis 1779 hinzog. Die Schweiz durchreiste er im Herbst 1773 und studierte dabei das Land gründlich. Obwohl sein vieljähriger Auslandsaufenthalt dem Broterwerb diente, stand er doch ganz im Zeichen der Gelehrtenreise, die im Aufklärungszeitalter als Mittel der Wissensaneignung und zur Förderung der persönlichen Weltkenntnis immer beliebter wurde. So bekannte

⁵⁵ J. J. BJÖRNSTÅHL, *Briefe auf seinen ausländischen Reisen*, 3, Rostock/Leipzig 1781, S.145ff. In der deutschen Ausgabe, auf die im folgenden verwiesen wird, behandeln die Bde. 3 und 5 den Besuch in der Schweiz.

z. B. Herder 1769 am Ende seiner Reise nach Frankreich, als Björnståhl bereits seit zwei Jahren im Ausland unterwegs war: «Wie anders lernt man die Welt kennen; je weiter man in sie tritt: jeder Schritt ist Erfahrung; und jede Erfahrung bildet.»⁵⁶ Und fünfzig Jahre früher hiess es in der deutschen moralischen Wochenschrift «Der Patriot»: Man reise, «um desto gründlicher in den Wissenschaften sich zu unterrichten, den politischen Zustand eines Landes, und dessen Angelegenheiten, die Kräfte eines Staats, Beschaffenheit der Regierung, Gesetze und Verordnungen, die Sitten, Neigungen und Gebräuche der Einwohner etc sich bekannt zu machen.»⁵⁷ Um möglichst viel von einer solchen Reise zu profitieren, legte man gewöhnlich ein Verzeichnis der Personen, Universitäten, Bibliotheken usw. an, die man besuchen wollte.

Insofern sind Björnståhls Reisebriefe, an den oben erwähnten Bibliothekar Gjørwell gerichtet, ein typischer Ausdruck für den gelehrsamem Reisebericht der Aufklärung, aber auch für das gegenseitige landeskundliche Interesse jener Epoche. Der wissbegierige Schwede soll ein seltenes Geschick und eine besondere, von Zeitgenossen bezeugte Aufdringlichkeit, aber zugleich auch einen gewissen gewinnenden Charme besessen haben und sich überall auf seinen Reisen den Zugang zu den hervorragendsten Kulturpersönlichkeiten und Gelehrten verschafft haben, um sie dann – fast hundert Jahre, ehe das Interview erfunden wurde – gründlich zu interviewen.⁵⁸ So konnte also der Gessnerianer Gjørwell knapp zwei Jahre vor Johann Wolfgang Goethes berühmter erster Schweizer Reise, teils durch Augenzeugenberichte, teils durch detaillierte Gesprächswiedergaben aus Zürich, interessante Einzelheiten über genau die gleichen Koryphäen erfahren, die Goethe später ebenfalls aufsuchte. Auf der Zürcher Besuchsliste standen selbstverständlich Namen wie Gessner, Bodmer, Breitinger und Lavater, aber Björnståhl zögerte ebensowenig, Voltaire auf Ferney, Haller in Bern, ja sogar Rousseau in Paris aufzusuchen.

Als kleines Kuriosum kann in diesem Zusammenhang erwähnt werden, dass Björnståhl etwa ein halbes Jahr nach seinem Zürich-Aufenthalt mit eben demselben «Göthe, juris Doctor und sehr artigen Mann» in Frankfurt zusammentraf, wobei dieser dem bibliophilen Schweden zum Eintritt in die geschlossene Stadtbibliothek verhalf. Drei Monate später – im Juli 1774 – sah er Goethe wieder, diesmal in Begleitung von Lavater. Bei jener zweiten Begegnung galt jedoch Björnståhls Interesse ausschliesslich dem berühmten Schweizer, der sich übrigens ausbat, dessen Gesicht als Beispiel für die Physiognomie eines Reisenden abzeichnen zu dürfen. Dem bereits bekannten jungen deutschen Dichter widmete Björnståhl dagegen wenig Aufmerk-

⁵⁶ Zitiert nach W. GRIEP – H.-W. JÄGER, *Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen*, Heidelberg 1986 (Neue Bremer Beiträge 3), S.95.

⁵⁷ W. GRIEP – H.-W. JÄGER, *Reisen im 18. Jahrhundert*, S.46.

⁵⁸ C. FEHRMAN, *En svensk resenär hos Rousseau och Voltaire*. In: *Svensk litteraturtidskrift* 32 (1969), S.23ff.; Vgl. auch A. ÖSTERLING, *Jacob Jonas Björnståhl. Minnes-teckning*, Stockholm 1947, S.4.

samkeit und verpasste somit die Chance, den Verfasser des *Götz von Berlichingen* und *Werther* einem schwedischen Publikum zu präsentieren.⁵⁹

Björnståhls Reisenotizen wurden von Gjörwell gesammelt und unter dem Titel *Resa til Frankrike, Italien, Sweitz, Tyskland, Holland, Ängland, Turkiet och Grekland* (1780-85; 'Briefe auf seinen ausländischen Reisen', 1777-83) in sechs Bänden postum herausgegeben. Das Werk wurde nicht nur in Schweden stark beachtet, sondern umgehend durch Übersetzungen ins Deutsche, Holländische, Dänische, Italienische und teilweise ins Französische einem grösseren europäischen Publikum zugänglich gemacht, was einen deutlichen Fingerzeig auf die zeittypische Hochschätzung von Reiseliteratur gegen Ende des 18. Jahrhunderts liefert.

Aus einfachen Verhältnissen stammend, hatte Björnståhl schon früh wegen seiner ausserordentlichen Begabung die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Dank Gönnern, aber auch durch seinen unermüdlichen Fleiss und unter grossen Entbehnungen, konnte er das Gymnasium in Strängnäs absolvieren und sich anschliessend an der Universität Uppsala immatrikulieren. Hier studierte er – charakteristisch für das Universalitätsstreben der Aufklärungszeit – sowohl klassische Sprachen als auch Naturwissenschaften, um sich sodann auf Orientalistik zu spezialisieren. Bei seiner Abreise war er bereits sechsunddreissig Jahre alt und Dozent für Arabisch in Uppsala, aber er hielt seine Ausbildung noch längst nicht für abgeschlossen. Drei Jahre verbrachte er mit Studien in Paris, ein Jahr in Rom, ein halbes Jahr in Holland, ein Jahr in London und, nachdem er sich von seinen beiden Disziplinen verabschiedet hatte, fast drei Jahre in Konstantinopel. Bevor er eine geplante neuerliche Reise in den Vorderen Orient antreten konnte, erkrankte er in einem kleinen griechischen Dorf nahe am Olymp schwer an der Ruhr und verstarb am 12. Juli 1779. Die Nachricht von seiner soeben erfolgten Ernennung zum ordentlichen Professor für orientalische Sprachen und Griechisch an der südschwedischen Universität Lund hatte ihn nicht mehr erreicht.⁶⁰

Björnståhls Eindrücke von der Schweizer Reise, welche die meisten Kantonshauptstädte berührte, sind sicherlich vom Zeitgeist geprägt, aber sie unterscheiden sich durch ihre kritische Distanz, ihre Direktheit und Lebhaftigkeit der Darstellung oft wohltuend von den schablonenhaften Reiseprotokollen des folgenden Jahrhunderts, was wohl teilweise durch den Umstand zu erklären ist, dass die Reisebriefe meist bei Aufenthalten in Gasthöfen ohne vorherige Entwürfe verfasst wurden. Als Handschriftensammler registriert der Schwede zwar minutiös die vorhandenen Bücherbestände und Sammlungen, als Berichterstatter liefert er ebenso detaillierte – bisweilen etwas ermüdende – Angaben zum zeitlichen und örtlichen Verlauf der Reise und bringt Mitteilungen über Neuigkeiten aus der gelehrten Welt. Seine aufmerksamen und anschaulichen Augenblicksbeobachtungen von Land und Leuten, die mit der merkwürdigen Naivität seiner Kommentare aus der Sicht des späten 18. Jahrhunderts kontrastieren, zeichnen sich jedoch durch rasches Tempo und Humor aus. Sie dürften heute vielleicht noch am meisten interessieren.

⁵⁹ Vgl. C. FEHRMAN, *En svensk resenär hos Rousseau och Voltaire*, S.28f.

⁶⁰ J. J. BJÖRNSTÅHL, *Resebrev, Urval, inledning och kommentarer av Christian Callmer*, Stockholm 1960, S.7ff.

Der Hauslehrer ritt am 30. August 1773 zusammen mit einem seiner Zöglinge auf Mauleseln über den Mont Cenis. Der erste Halt auf dem Weg in die Schweiz galt der (damals noch nicht zur Eidgenossenschaft gehörenden) Stadt Genf, wo man einen Monat lang verweilte, um vor allem Bibliotheken aufzusuchen und sich über die religiösen Verhältnisse zu unterrichten. Wirklich schöne Büchersammlungen und Handschriften suchte Björnstahl hier freilich vergebens, auch scheint es ihm an Gärten, Palästen, Türmen, Gemälden und Bildsäulen zu fehlen, und er kann sich nicht restlos für die Stadt begeistern: «Genf hat von weiten für den, der es zuerst sieht, wenn er von Italien kommt, kein grosses Ansehen» (Briefe, 3, S.41). Überhaupt vermisst der «Weltbürger», wie er sich fortan selbst bezeichnet, in der ganzen Schweiz die Pracht und den Reichtum, vor allem was die Kirchen und ihre Liturgie betrifft; dagegen rühmt er den Zustand der Wissenschaften in ganz Helvetien:

Inzwischen muss ich noch eine Anmerkung vom Zustande der Wissenschaften in der Eidgenossenschaft anführen, welcher sehr blühend ist. Denn erwägt man die Unbequemlichkeit und Kälte des Landes, wie auch die Grösse desselben im Verhältnisse gegen andre Länder, so haben sich die Schweizer in Wissenschaften und Gelehrsamkeit weit mehr, als irgend ein anderes Volk, hervorgethan. (Briefe, 3, S.198)

Von Genf aus ging die Fahrt weiter nach der «angenehmen Stadt» Lausanne, ebenfalls noch nicht im Bund, wo man viel orthodoxer sei als in Genf. Zutiefst beeindruckt von der malerischen Stadt, schreibt der Schwede:

Die Aussichten sind hier unvergesslich. (...) Die Reize der Lage, die Schönheiten der Weinberge, sind hier durchaus nicht zu beschreiben. (Briefe, 3, S.128f.)

Unterwegs zwischen Lausanne und Bern fällt dem Reisenden wiederholt die Ähnlichkeit mit seiner Heimat ins Auge:

Von Lausanne reiseten wir den kleinen Jura hinunter, und kamen durch einen Wald, der völlig Schweden glich; hier sahen wir, seitdem wir aus dem Vaterlande gereiset sind, zum erstenmal Gärdesgårdar und Grindar (d.h. 'Holzzäune' und 'Gattertüren', Anm. der Verfasserin). (Briefe, 3, S.132)

Die Gegend zwischen Murten und Bern erinnert ihn noch stärker an die nordische Natur, was sogleich den Sprachforscher veranlasst, auf die Namensähnlichkeit der beiden Nationalitätsbezeichnungen und die häufige Verwechslung von Schweden und Schweizern zurückzukommen:

Von hier reiset man durch einen Wald nach Bern. Der Weg ist schön und sandig. Hier sind wieder schwedische Zäune und Hecken, der Wald ist voll Tannen und Föhren, wir glaubten im Vaterlande zu seyn; es war uns lustig zu sehen, wie wohl es eintrifft, dass man uns in Italien so oft für Schweizer genommen, weil *Svezzese* und *Svizzero* so ähnlich lauten, da die Schweden (*Svezzesi*) in Italien nicht so bekannt sind, nimt man das nächste und bekanntste. (...) An einigen Stellen nahmen sie uns auch für Schotten, *Scozzesi*; oft verwechselten sogar die Gelehrten *Suecia* und *Suevia* und schrieben *Suevi*, als wären wir aus Schwaben gewesen. (Briefe, 3, S.136f.)

Bei der Ankunft in Bern beschreibt Björnståhl als erster Schwede seinen Eindruck von der freiheitlichen Schweiz, an der er das Ausbleiben von umständlichen Reiseformalitäten besonders hochschätzt: «Kein Visitiren noch Aufhalt wie in andern Ländern: alles ist frey, und so gehts die ganze Schweiz von Genf an durch und durch» (Briefe, 3, S.137). Die Stadt selbst findet er gross und schön, ebenso ansprechend ihre Lage an der vorbeifliessenden Aare, und die Bewohner seien artig und aufrichtig. Nachdem er die Berner Regierungsform untersucht hat, lobt er ausserdem «die Gerechtigkeitsliebe und Unparteylichkeit der Regierung und obrigkeitlichen Personen» (Briefe, 3, S.139f.).

Björnståhl kommentiert auch das Naturschauspiel von der Terrasse in Bern aus und dazu noch den «reizenden Spaziergang, Enge genannt» (Briefe, 3, S.143). Seine Ausführungen bleiben aber ziemlich nüchtern im Vergleich zu denen seiner schwedischen Nachfolger, die durch den Anblick des Alpenpanoramas von eben diesen Aussichtspunkten in grenzenloses Entzücken versetzt werden. Er bezeichnet den Rundblick von der Münsterterrasse lediglich mit einem Wort als «vortrefflich». Seine Be- und Verwunderung gilt vielmehr der architektonischen Leistung angesichts des Bauwerks:

Diese Terrasse wurde etwa im Jahre 1411 gemacht; es ist doch merkwürdig, dass man schon damals zu Anfang des 15ten Jahrhunderts in der Schweiz einen so ansehnlichen Bau hat aufführen können. (Briefe, 3, S.141)

Höchst interessant und gelegentlich für einen heutigen Leser belustigend sind die Beobachtungen des Sprachforschers aus dem Jahre 1773 zur schweizerdeutschen Mundart. So beschreibt er an einer Stelle das Schweizerdeutsche:

Die Schweizer haben nicht nur eine harte Aussprache, (ihr K und Ch holen sie tief aus der Kehle, mehr noch als die Araber) auch die Worte selbst sind verschieden. Manche Oberdeutsche, die hieher gekommen sind, und ihre Sprache gesprochen haben, sind nicht verstanden worden; einige haben geglaubt, sie sprächen Französisch, sie haben Dollmetscher gebrauchen müssen. Eben so haben Schweizer mir gesagt, so lange sie sich auch in Deutschland aufgehalten, und so viel Mühe sie sich gegeben hätten, rein zu reden, habe man sie doch an ihrer Aussprache so gleich für Schweizer erkannt. (Briefe, 3, S.135)

Geradezu köstlich ist Björnståhls Kommentar zur Sprache eines Zürcher Bauern: «Seine Sprache ist ein gebrochnes Deutsches von der Art, wie es in dieser Gegend gesprochen wird; es kommt dem Schwedischen näher als dem Deutschen» (Briefe, 5, S.6). Als Beweis für diese wahrhaftig umwälzende These führt er das schweizerdeutsche Beispiel «ga» für schwedisch 'gå', also 'gehen', an, sowie den Ausdruck «rotwelsch sprechen» für das schwedische Äquivalent 'han talar Rotwälska'. Leider fällt zumindest letzteres Zeugnis dahin, da das Wort 'rotwälska' – was Björnståhl übersieht – eine der zahlreichen deutschen Entlehnungen ins Schwedische seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ist.

Jener «philosophische Bauer», den Björnståhl auf dessen Pachtgut zwei Stunden von Zürich entfernt aufgesucht hatte, war der bekannte Jakob Gujer, genannt «Chlyjogg». Er war zu seiner Zeit zu einer solchen Sehenswürdigkeit geworden, dass

es geradezu zum Reiseprogramm der Fremden gehörte, wenn sie nach Zürich kamen, auch einen Besuch bei diesem ländlichen Philosophen abzustatten, der so überzeugend Rousseaus Lehre von der Überlegenheit des natürlichen Menschen zu bestätigen schien. Diesen Mann suchte zwei Jahre später Goethe ebenfalls auf, was einiges über die weitgehende Standardisierung der damaligen Bildungsreisen aussagt. Ein Vergleich zwischen den Reisebriefen Björnståhls und Goethes macht dennoch den grossen Unterschied in der Wahrnehmung und Darstellung des fast gleichzeitigen Reiseerlebnisses deutlich, und Goethe erscheint hier zweifellos als der «modernere» Geist der beiden. Bei Björnståhl fehlen weitgehend die ästhetische Komponente und das subjektive Erlebnis, die bei Goethe bereits in den Vordergrund treten, in den schwedischen Reiseschilderungen jedoch erst ab etwa 1820 in der Spätromantik zur Geltung kommen sollten.

Ende Oktober war Björnståhl in Zürich angekommen, einer Stadt mit der «einemnehmendsten Lage, die man sich je vorstellen kann» (Briefe, 5, S.1), aber seiner Meinung nach nicht so schön wie Bern, und auch schlecht gepflastert und ohne Arkaden. Hier legte er also seine zahlreichen Prominentenvisiten ab, bevor er seine Schweizreise mit einem Besuch in Schaffhausen nebst einem Abstecher zum Rheinfall und einem längeren Aufenthalt in Basel abschloss. Der Wasserfall am Rhein machte auf ihn aber «bey weitem nicht den majestätischen Eindruck, als der Wassersturz bei Tivoli» (Briefe, 5, S.28), und er hält es für wahrscheinlich, dass der Rheinfall sogar vom schwedischen Trollhättan übertroffen werde (dessen Wasserfälle er jedoch bekennt, selber nie gesehen zu haben!). Diese Gegenüberstellung kehrt übrigens in späteren Reiseberichten häufig wieder und fällt dann in der Regel zuungunsten des Rheinfalls aus, was einem heutigen Beobachter äusserst verwunderlich erscheint! Der auch hier in seine Fusstapfen tretende Goethe ist dagegen durchwegs begeistert vom «Schaum stürmenden Sturz des gewaltigen Rheins»⁶¹.

In Björnståhls Gelehrtenjournal der Spätaufklärung finden sich auch wiederholt Überlegungen zur Lebensweise und zum Nationalcharakter der Helvetier. Mit seinem ausgeprägten Sinn für das Praktische interessiert sich der schwedische Besucher auch für die Landwirtschaft. Er beschreibt ausführlich, wie die Kühe im Oktober mit ihren grossen Schellen um den Hals von den Bergweiden herunterkommen und ist dabei von ihrer Wohlgenährtheit und Grösse überrascht. Dies beweise deutlich, meint er, «was für grossen Nutzen Alpen und Gebirge in der Haushaltung und dem Handel haben, welches mancher kaum denken sollte» (Briefe, 3, S.130). Den Zustand des Ackerbaus findet er überall vortrefflich, und er betont, dass dies vom hohen Ansehen des Landmannes herrühre. Die hohen Berge, die sonst als etwas Unnützes angesehen werden, schätzt er als die eigentliche Schatzkammer des Alpenstaates und begründet dies durch folgende Überlegung:

Die Berge sind die Wiesen der Einwohner, und da ihre erhabene Oberfläche in der That von grösserem Umfange ist, als ein eben so grosser Platz flachen und ebenen Landes seyn kann, so hat die Schweiz mehr Viehweide, als man sich wohl vorstellt. (Briefe, 3, S.183)

⁶¹ J. W. v. GOETHE, *Goethes Schweizer Reise 1775*, Hrg. K. Koetschau – M. Morris, Weimar 1907, S.17.

Am meisten schätzt er jedoch die ordentliche und regelmässige Lebensart der Bevölkerung – auch bei späteren Reisenden Gegenstand ausgiebiger Lobreden –, so dass er am Ende seinen Gesamteindruck des Volkscharakters folgendermassen zusammenfassen kann:

Reinlichkeit und Nettigkeit trifft man bey den Schweizern in vorzüglichem Maasse an; selbst auf dem Lande bey den Bauerleuten muss man sich darüber verwundern. Ihre Häuser sind hübsch, und werden sowohl von innen als von aussen in guter Ordnung gehalten. Sie selbst sind wohl gekleidet; man findet keine Arme und Kümmerliche unter ihnen, niemand in Lumpen und Lappen, wie in Italien. (Briefe, 3, S.215)

Die positive Grundeinstellung zur Eidgenossenschaft hält indessen diesen wachen und kritischen Beobachter nicht davon ab, manch negative Bemerkung, etwa mit Blick auf die Stellung der Schweizer Frau oder die bereits spürbaren Nebenwirkungen des Tourismus, zu machen. Unter anderem bemerkt er, dass die Bernerinnen keinen Zugang zur dortigen Bibliothek haben, und er betont auch mehrmals die ungewöhnlich zurückgezogene Stellung der Frau in Bern, aber auch in Basel und anderswo in ganz Helvetien:

Das schöne Geschlecht lebt hier sehr eingezogen; doch nicht so sehr, als anderswo in der Schweiz, wovon man uns bereits überzeugt hat. Denn hier haben wir die Ehre gehabt, in verschiedenen Gesellschaften mit Frauenzimmer umzugehen, ob man solches gleich von der öffentlichen Bibliothek, wie ich bereits erzählt habe, gänzlich ausgeschlossen hat. Die Schweizer wollen nämlich nicht erlauben, dass das Frauenzimmer öffentlich erscheine; deswegen sieht man sie hier auch nicht so allgemein, als in Italien, Frankreich, Genf, Lausanne u.s.w. Um aber diesen Verlust zu ersetzen, ist das Frauenzimmer auf ein artiges Mittel verfallen, im Zimmer eingeschlossen, mit allen, die auf der Strasse vorbegehen, in Gesellschaft zu seyn, und zwar ohne ans Fenster zu gehen und gesehen zu werden. Können Sie wohl errathen, wie sie dies anfangen? Doch ich fordre von Ihnen zu viel, wenn ich Ihnen solche Räthsel vorlege, die nur das schöne und verschmitzte Geschlecht aufzulösen vermag. Ich wills Ihnen sagen: auswendig am Hause haben sie zwey Spiegel hingestellt, von denen der eine nach dem einen, der andre nach dem andern Ende der Gasse gekehrt ist: sie stehen so, dass sie sich vorwärts überneigen, folglich in solcher Stellung, dass das Frauenzimmer, wenn es bey seiner Arbeit oder dem Putztische sitzt, jedermann sehen kann, der vorbegeht oder fährt, und zwar zu beyden Seiten des Hauses die ganze Gasse hinauf. (Briefe, 3, S.195f.)

Bereits zu Björnstahls Zeit genossen die Schweizer Gasthäuser hohes Ansehen; jedoch galt die Schweiz schon damals als teures Reiseland, was aus der Feststellung eines deutschen Zeitgenossen, August Ludwig Schlözers, nur allzu deutlich hervorgeht: «Kein Land in Europa prellt die Reisender barbarischer als die Schweiz. Die Reiseschriftsteller scheinen bestochen, es zu verschweigen.»⁶² Eine Passage aus

⁶² Zitiert nach B. I. KRASNOBAEV, *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforchung*, Berlin 1980 (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa 6), S.13. Der deutsche Historiker und

Björnståhls Reisebriefen zeigt, dass er diese Auffassung durchaus teilt, die auch in den Reisebeschreibungen nachfolgender schwedischer Besucher des öfteren wiederkehren wird:

In der Schweiz ist es sehr theuer zu reisen. Dies muss man nicht bloss von den Wirthshäusern verstehen, die übrigens vorzüglich gut und reinlich sind, und wo man auch gute Aufwartung und Bedienung in Essen und Trinken sowohl, als in andern Stücken hat; sondern es kommt auch daher, dass hier keine regelmässige Posten im Gange sind. (Briefe, 3, S.213)

Dies führe dazu, erklärt er weiter, dass man die Kutschen immer von einer Stadt zur anderen mieten und ausserdem noch den Rückweg vergüten müsse; zudem sei man gezwungen, bei jeder Überfahrt über eine Brücke einzeln zu bezahlen und, im Gegensatz zu Italien, das teure Essen in den Gasthäusern selbst anzuschaffen. Dafür seien aber die Strassen ungemein sicher und gut – wie in Schweden!

Die Devise des wissbegierigen Schweden, der seine Eindrücke mit offenen Sinnen aufgesogen hat, war: «sehen und lernen». Seine Reisechronik bietet mit ihrer Mischung von leidenschaftlicher Faktenanhäufung und spontaner Unvoreingenommenheit, von persönlichem Erlebnis in einer zum Teil drastischen Beschreibweise, noch heute eine unterhaltsame Lektüre. Man kann sich mit Recht fragen, welche Rolle diese faszinierende und hochbegabte Persönlichkeit im schwedischen Kulturleben wohl gespielt hätte, wäre sie nicht frühzeitig durch den Tod entrissen worden.

Björnståhls Reisebriefe stellen den umfangreichsten und farbigsten schwedischen Bericht über die Eidgenossenschaft überhaupt dar, und sie begründen zugleich in der schwedischen Literatur die Tradition der «Schweizer Bücher», die sich vor allem im 19. Jahrhundert besonderer Beliebtheit erfreuten und noch vor einigen Jahrzehnten ihre letzten Ableger fanden. Im Vergleich zu seinen Nachfolgern ist der Verfasser ausdrücklich bemüht, seinem Journal einen Anschein der nachprüfbaren Faktizität zu verleihen. Trotzdem finden sich schon hier die ersten Ansätze jener romantisch-idealisierenden Auffassung der Schweiz, welche dann, verbunden mit Alpenglühennostalgie und dem von Rousseau eingehauchten Freiheitspathos, im Zeitalter der Romantik voll ausgebildet wird, um mit wenigen Abwandlungen bis in unser Jahrhundert fortzuleben.

Publizist Schlözer arbeitete 1755-57 als Lehrer in Stockholm und Uppsala und war während dieser Zeit Schüler des berühmten schwedischen Sprachforschers und Politologieprofessors Johan Ihre.

II. VON DER ROMANTIK BIS ZUM BÜRGERLICHEN REALISMUS

1. Auf den Spuren Wilhelm Tells: Die Besucher der romantischen Epoche

War das Alpenland schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nicht zuletzt durch Rousseaus Ausstrahlung, zu einem beliebten Reiseziel geworden, so erhielt die aufblühende Begeisterung in Schweden erst recht einen nachhaltigen Impuls durch die 1823 erschienene Übersetzung von Schillers Drama *Wilhelm Tell*, das in weiten Kreisen, und nicht nur in den literarischen, lebhafteste Resonanz erfuhr. Von nun an führte ein steter Strom schwedischer Touristen in die Schweiz, welche mit eigenen Augen die Heimat der Freiheit und der Vaterlandsliebe sehen wollten. Zahlreiche schwedische Reisebeschreibungen aus dem 19. Jahrhundert – viele von ihnen allerdings ohne literarischen Wert – berichten von den Fahrten der Nordländer in die Eidgenossenschaft. Zu nennen wären hier die Aufzeichnungen des weltberühmten Chemikers Jöns Jacob Berzelius 1819, das Reisetagebuch des adligen Künstlers Carl Stephan Bennet, der im Spätjahr 1834 die Schweiz besuchte, oder die Reiseskizzen des Kronprinzen und späteren Monarchen Oscar II. aus dem Jahre 1861.

Aber auch für die eigentliche Literaturentwicklung Schwedens während der romantischen und spätrömantischen Epoche spielte die Eidgenossenschaft eine besondere Rolle. In der Zeit des Rokoko hatte die idyllische, gepflegte Gartenlandschaft als Naturideal dominiert. Unter dem direkten literarischen Einfluss Rousseaus, der ja die Auffassung von der Schweiz als Inbegriff der Naturschönheit geprägt hatte, bahnte sich am Ausgang des 18. Jahrhunderts eine Aufwertung der Alpennatur an, die zugleich eine romantisierende Hinwendung zu den Schönheitswerten der eigenen Gebirgswelt im nördlichen Lappland mit sich brachte. Die Begeisterung für die Wildheit der Berge, die nun plötzlich als Inspirationsquelle grandioser Gefühle und der sehnsüchtigen Ekstase galten, wurde nach und nach zu einem literarischen Modetrend. Ab jetzt wurden helvetische Motive in der Lyrik immer häufiger, und sie sollten sich bald einen festen Platz in der schwedischen Literatur erobern. Dieser übersteigerte Alpenenthusiasmus nahm um die Jahrhundertwende jedoch ein solches Ausmass an, dass sich originellere Geister gelegentlich zum Widerspruch veranlasst sahen, wie etwa der Künstler und Kunstwissenschaftler Carl August Ehrensvärd in seiner *Resa til Italien* (1786; 'Reise nach Italien'):

Seine Augen wurden von den alpinen Bergen befreit; sie besitzen zwar Schönheit aus der Ferne, aber wenn man bei ihnen ist, empfindet man ein Gefühl der Verwüstung. Berge sind Überreste einer zerfallenden Oberfläche auf einem Planeten. ¹

¹ C. A. EHRENSVÄRD, *Resa til Italien, 1780, 1781, 1782*, Stockholm 1923 (Skrifter utg. av Svenska Vitterhetssamfundet, X:1), S.39.

Noch ablehnender fällt in einem Reisebrief aus dem Jahre 1801 der Protest des Philosophen Benjamin Höijer gegen die sentimentale Lobpreisung der Alpen aus:

Die Schönheit ist überhaupt nicht die, wie sie in diesen Bergen proklamiert wird; die Monotonie verdirbt alles, ungeachtet all dessen, was man geschrieben hat, z.B. über die vier Jahreszeiten, die man angeblich alle zur gleichen Zeit sehen soll, etc. Die Natur ist zu karg und abschreckend. (...) Von der unbeschreiblichen Seligkeit und der Serenität der Seele, vom Schweigen aller Passionen und der Herrschaft der Weisheit in der hohen reinen Luft, der Schwester des Himmels, von alledem habe ich nichts gefunden...²

Zusammenfassend stellt Höijer dann tatsächlich fest, dass die Schweiz ohne ihre originellen Berge, Kaskaden und dergleichen eine gelungene Imitation der Schönheit Schwedens wäre!

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts entwickelte sich, wie erwähnt, bald die Tradition der romantischen Bildungsreise, die den jungen Dichter nach dem klassischen Süden führen sollte. Meist wurden Italien und Rom als selbstverständliche Reiseziele angesteuert, aber die Schweiz wurde als Zwischenstation auf der Route bewusst eingeplant. Die schwedischen romantischen Italienfahrer reisten in der Nachfolge Goethes, Shelleys und Byrons; zudem hatten sie Winckelmanns Schriften zur Kenntnis genommen und die entsprechenden Anstöße empfangen. Spätestens nach dem Italienaufenthalt des tonangebenden Uppsalienser Romantikers Atterbom im Jahre 1818 wurde die Reise nach dem Süden, und notabene der poetische Bericht darüber, für junge Autoren fast zu einem Obligatorium; Atterbom versuchte auch ausdrücklich, seine jüngeren Kollegen dazu zu animieren. Nun ging es aber nicht mehr um enzyklopädische Faktensammlung, sondern im Mittelpunkt stand die sinnliche Erfahrung und das subjektive ästhetische Erlebnis der südländischen Kultur und Natur. Mit der Zeit entwickelten sich diese romantischen Wallfahrten jedoch zu einem stereotypen Szenario mit den immer gleichen Reisezielen, an denen angelangt man die sich stets wiederholenden empfindsamen Gefühle auskostete und dieselben Panoramen, Wasserfälle, Monumente, Ruinen und Gemälde in endlosen Aufzählungen «katalogisierte».

Im folgenden soll auf einige wenige dieser spätrömantischen Besucher eingegangen werden, deren Schweizdichtungen – sei es nun in Form von Reisebeschreibungen oder Gedichten – ein gewisses literarisches Niveau erreicht haben, auch wenn ihre Verfasser heute nicht mehr zu den Vordergrundgestalten des schwedischen Parnasses zählen.

² B. HÖIJER, *En svensk filosof på utrikes botten*. In: M. J. Crusenstolpe, *Karakteristiker*, Stockholm 1851, S.251f.

2. Ständiges Alpenglühen: Karl August Nicander

Lyrisches Fernweh zog den vielversprechenden Skalden Karl August Nicander nach dem Süden; auf dem Weg zu einem zweijährigen Italienaufenthalt in den Jahren 1827-29 durchquerte er auch die Schweiz. Seine Reiseeindrücke von der Alpenrepublik sind im ersten Teil seiner *Minnen från Södern* (2 Bde., 1831-39; 'Erinnerungen aus dem Süden') publiziert, eine der überschwenglichsten Schilderungen der Schweiz und zugleich ein typisches Zeitdokument aus der verklärenden romantischen Epoche.

Nicander fiel früh durch seine ausgeprägte Begabung auf, sich in Versen auszudrücken. Das Trauerspiel *Runesvärdet* ('Das Runenschwert', 1877), das er 1820 bereits mit einundzwanzig Jahren verfasste, wurde von den tonangebenden Romantikern Tegnér und Atterbom durchaus positiv aufgenommen. In einer Rezension schrieb Atterbom, dass das Stück grosse Hoffnungen für die weitere dichterische Laufbahn des jungen Dichters wecke, wenn auch der Ton mehr «sentimental zimperlich» sei als notwendig.

Für die südländisch farbenfrohen Strophen in *Tassos Död* (1826; 'Tasso's Tod', 1832) erhielt Nicander den grossen Preis der Schwedischen Akademie, und ein Jahr später ermöglichte ihm die finanzielle Unterstützung des damaligen Kronprinzen und der Akademie die lang ersehnte Südlandfahrt. Dabei galt ihm die um ein Jahrzehnt zurückliegende Reise Atterboms als grosses Vorbild, aber auch Goethe und Byron spielten bei seiner Schwärmerei für den Süden eine nicht unwichtige Rolle.

Heute ist Nicander kaum mehr als ein Name am Rande der schwedischen Literaturgeschichte, ein romantischer Eklektiker und zugleich Symbolfigur für die romantische Wehmut. Mit seinem von der Mitwelt bezeugten lebenswürdigen und weichen Wesen weckte er Sympathie; er hatte ein echtes naives Gemüt und wurde leicht zu Tränen gerührt, aber ihm fehlte die gründliche philosophische Bildung der früheren Romantiker, und seine Dichtung lässt eigentliche Originalität vermissen. Nur einige wenige vereinzelte Gedichte von seiner Hand, wie z.B. *Vågen* ('Die Woge', 1832), haben überlebt. Von seiner zweijährigen Italienreise kehrte er abgerissen und mittellos zurück. Esaias Tegnér's Vorschlag, ihn in die Schwedische Akademie zu wählen, scheiterte an seinem unordentlichen Lebenswandel. Er starb im Jahre 1839, früh und in sozialem Elend.

Mit vier Reisebegleitern – einer davon war sein enger Freund, der spätere Ästhetik- und Lateinprofessor Adolph Törneros – brach Nicander am 30. Juni 1827 zu seiner Südlandreise auf, die das grosse Erlebnis seines Lebens werden sollte. Die Route ging via Kopenhagen durch Deutschland. In Heidelberg trennte sich Nicander von seinen Gefährten und trat allein die Weiterfahrt in die Schweiz an. Nachdem er Basel, Solothurn und Bern besichtigt hatte, machte er einen Abstecher nach Thun und Interlaken, worauf er zum Wanderstab griff und die Strecke von Lauterbrunnen über die Wengernalp nach Grindelwald und schliesslich über die Grosse Scheidegg bis nach Meiringen zu Fuss zurücklegte. Von Bern aus ging die Fahrt dann Richtung Genfersee, wo er Vevey, Lausanne und Genf besuchte, und zwar in Begleitung zweier

Schweden, «denen ich auf meiner einsamen Wanderung über Scheideggs Schneeberge begegnet bin, direkt unter dem grossen Eiger, einem der vornehmsten Juwelle der Alpenkette»³. Ab Genf fuhr er weiter im Vetturinwagen über den Simplon und am Lago Maggiore vorbei bis nach Mailand, wo er am 13. Oktober eintraf. Das endgültige Ziel, Rom, erreichte er erst viereinhalb Monate nach Reisebeginn.

Nicanders Reisebilder sind geprägt vom Bestreben, das von Atterbom theoretisch entworfene Programm einer romantischen Reisebeschreibung zu verwirklichen.⁴ Diese Forderung nach einer völlig neuen Art von Reiseschilderung hat Atterbom selbst freilich nie einlösen können, obwohl er die Arbeit daran immer wieder in Angriff nahm. Bis auf zwei publizierte Rom-Aufsätze und einige wenige Gedichte scheiterte jedoch sein Plan an den hochgesteckten Ansprüchen, die Gattung durch eine Mischung von Vers und Prosa im romantischen Geist zu erneuern, was im Grunde zu einer Auflösung dieses sachorientierten Genres geführt hätte. Erst nach Atterboms Tode erschienen seine zum Teil nicht überarbeiteten Entwürfe unter dem Titel *Minnen från Tyskland och Italien* (2 Bde., 1859; 'Erinnerungen aus Deutschland und Italien', 1867).⁵ Die Absicht Nicanders, einen poetischen Entwurf seiner Reise zu vermitteln, erklärt formal den freien Wechsel von Lyrik und Prosa, zudem die hervorstechende Emotionalität des lyrischen Stils und die sich immer wieder bemerkbar machende Auflösung der Realität in Sinnbildern und Stimmungslandschaften; Atterbom hatte lobend von einem idealisierenden «Verklärungsschimmer» gesprochen, den Nicander über die Wirklichkeit ausbreite. Die in die Prosa eingestreuten Gedichte sind inspiriert vom Naturerlebnis und den Helden der Schweizer Geschichte. *Odens brud* ('Wotans Braut') ist eine lyrische Verdichtung der Sagenüberlieferung um das Haslital und *Sång till Jungfrun* ('Lied an die Jungfrau') ein Lobgesang auf den berühmten Viertausender. *Rösten i Alperna* ('Die Stimme in den Alpen') hält ebenfalls ein altes Sagenmotiv fest, während die beiden Gedichteinschübe *De tre systrarna* ('Die drei Schwestern') und *Schweitz* als poetische Huldigungen an Helvetien gedacht sind.

Am stärksten tritt die romantisierende Tendenz wie erwartet in den lyrischen Partien der Reiseerinnerungen hervor. Mehrfach wird die naturlyrische Begeisterung überdies mit Versatzstücken des nordischen «Götizismus» verschmolzen. Diese patriotische Richtung bezog ihre Impulse und Ideen aus der nordischen Vorzeit und Mythologie. Wie bereits im Abschnitt über den Einfluss Rousseaus in Schweden ausgeführt wurde, konnte die Verherrlichung der nordischen Vorzeit ohne weiteres

³ Brief vom 24.9.1827. Zitiert nach G. LOKRANTZ, *Karl August Nicander*, Uppsala 1939, S.236.

⁴ U. EBEL, *Studien zur skandinavischen Reisebeschreibung von Linné bis Andersen*, Frankfurt a.M. 1981, S.210-267 (Atterbom), S.268- 294 (Nicander).

⁵ Der vollständige Titel der deutschen Übersetzung lautet: *Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen nebst Reiseerinnerungen aus Deutschland und Italien aus den Jahren 1817-1819*, Aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maurer, Berlin 1867.

mit den Vorstellungen von den Schweizern als einem noch im ursprünglichen Idealzustand lebenden Natur- und Bauernvolk in Verbindung gebracht werden. Man erinnere sich an den oben (S.35) zitierten Vergleich Fischerströms zwischen seinen schwedischen Vorfahren und den «Schweizern unserer Zeit»!

Themen aus dem alten heidnisch-mythologischen Stoffkreis greift der «Göte» Nicander im Gedicht *Wotans Braut* auf, das von einem Brautraub erzählt und dabei dem Muster der mittelalterlichen Volksballade folgt. Die Einleitungsverse zu dieser vielstrophigen Liebesgeschichte sind in den Mund der neunzehnjährigen «schön» Hildegard im Haslital» gelegt:

Mein Herz ich einem Schweden geb'.
 Mit ihm, nur ihm, so wahr ich leb',
 Tret' ich im Hochzeitstanze
 Und geh' als Braut mit Kranze.
 Ein Rittersmann aus Schwedenland
 Soll von mir haben Herz und Hand.

(Minnen från Södern, 1, S.218)

Die rotwangige Dorfschönheit, die hartnäckig und «kalt wie ein Gletscherwind» die Werbungen der «Söhne aus dem Tal» zurückweist, wird schliesslich in einer stürmischen Nacht vom Heidengott Wotan persönlich auf seinem Ross Sleipnir nach Schweden entführt. Hier sind Anklänge an das berühmte götische Gedicht *Odalbonden* (1811; 'Der freie Bauer', 1868) herauszuhören, das vom bedeutendsten Vertreter des Götizismus in Schweden, Erik Gustaf Geijer, stammt.⁶

Die Anregung zu dieser für Nicander ungewöhnlich lebhaften und dramatischen Brautraubballade mit handlungstragenden Dialogstrophen hatte der Lyriker aus der alten schwedischen Herkunftssage der Haslitalbewohner bezogen. Aber auch sonst gehört die Verwandtschaft beider Länder zu seinen vielbeliebten Motiven. Dies kommt besonders deutlich zum Ausdruck in der lyrischen Einlage *Schweitz*, wo die Eidgenossenschaft als das südlichere Schwesternland Sveas⁷ gekennzeichnet wird. In einem nach der Rückkehr aus Italien verfassten langen Gedicht, *Helsing till Götiska Förbundet* ('Gruss an den Gotischen Bund'), wird einmal der Charakter des Alpenlands als «so nordisch und so geborgen» (Samlade arbeten, 1, 1860, S.512) hervorgehoben, dass sich der Dichter auf dem «stummen, ernsthaften» Alpengipfel in ein schweizerisches Walhall versetzt fühlt, was ihm auch Anlass gibt, diesen Schauplatz mit allen altnordischen Attributen auszumalen.

Die Gegenüberstellung Nord – Süd ist ein ebenfalls wiederkehrendes Thema, das Nicander in seinem Reisebericht aufgreift und versinnbildlicht, z.B. in der 25-stro-

⁶ Die erste von mehreren deutschen Übersetzungen dieses Gedichts findet sich unter dem Titel *Der Odalbonde* in *Album schwedischfinnischer Dichtung*, Deutsch mit biographischen Notizen von Edmund Lobedan, Leipzig 1868.

⁷ Die Bezeichnung '(Mutter) Svea' ist eine seit dem 17. Jahrhundert häufig vorkommende und immer noch weit verbreitete Personifikation der schwedischen Nation.

phigen Blankversallegorie *Die drei Schwestern*. Sie kündigt eine vorbehaltlose Verherrlichung des Alpenlandes an, die anhand einer symbolischen Schöpfungsgeschichte dargelegt wird. Die drei «Töchter der Erde» spiegeln sich nach der Erschaffung der Welt im Wasser. Dabei verliebt sich 'Süden', selbstgefällig und eitel, in sich selbst, während die zweite, zornige Schwester 'Norden' sich in wildem Trotz gegen den Schöpfer erhebt. An der dritten Schwester, die sich mit «unschuldsvollem Entzücken» in den Wogen des Genfersees spiegelt, findet dagegen «der Herr der Natur» grosses Gefallen:

Der Süden stirbt in seinen eignen Flammen,
 Der Norden liegt in Schnee und Eis begraben,
 Du aber blühst in friedlich, zartem Flor
 Und spiegelst dich in Lemans stillem Himmel.
 Dein Herbst sei herrlich wie des Südens Frühling
 Und schöner als der schönste Sommer Nordens.

(Minnen från Södern, 1, S.245)

Was in der schwedischen Fassung dieses «Prologs im Himmel» kaum sichtbar wird – in deutschem Sprachgewand offenbart es sich, so dass man sich mit Recht fragen darf, ob dem Schweden beim Dichten nicht Goethes *Faust* vorgeschwebt ist. Obgleich es Nicander an eigentlicher Originalität fehlen lässt, kommt auch hier sein Formtalent zur Geltung, und der allegorische Traum von den drei Schwestern kann als eine zwar sehr zeittypisch empfindsame, jedoch durchaus stichhaltige Parabel von der goldenen Mitte, der «aurea mediocritas», gelesen werden. Wenn Uwe Ebel in einer vernichtenden Analyse, sichtlich irritiert über Nicanders ständige Tendenz zur Idealisierung und zur symbolhaften Gestaltung der Realität, dem Gedicht jegliche Logik abspricht, tut er dem Dichter folglich unrecht.⁸

Die Schweizer Natur wird auch im *Lied an die Jungfrau* besungen, das mit der einleitenden Invokation «Herrliche Jungfrau, Königin der Alpen» stark an zwei der bekanntesten Tegnér-Gedichte, *Skaldens morgonpsalm* (1813; 'Morgenpsalm eines Dichters', 1835) und *Sång till solen* (1813; 'Gesang an die Sonne', 1837), erinnert. In einem breit angelegten Rückblick auf die Urzeit der Riesen, gefolgt von einer Ragnarök-ähnlichen Untergangsvision und der anschliessenden Entstehung einer neuen, besseren Welt, wird der Gedanke schliesslich auf das altisländische Eddagedicht *Völuspá* gelenkt. Nicander würdigt die unbändige Kraft, den Stolz und die Reinheit der «weissgekleideten Maid» und preist den Alpengipfel als Symbol der Freiheit. Das Gedicht mündet schliesslich in eine Warnung vor der Hybris:

Fliege nicht höher
 Als die Flügel tragen!
 Erheb' deinen Scheitel
 Nicht töricht zum Himmel!
 (...)

⁸ U. EBEL, *Studien zur skandinavischen Reisebeschreibung*, S. 277.

Die Himmelsfeste
Stürmst du doch nicht.

(Minnen från Södern, 1, S.234)

Märchenhaft-naturmythische Züge in Nicanders Schweizer Erinnerungen trägt der lyrische Schlussakkord *Die Stimme in den Alpen*. Hier begibt sich ein junger nordischer Ritter vom Hospital am Simplon die Passtrasse hinunter und wird, als er langsam zum Tal hinabreitet, von einer geheimnisvollen Stimme zurückgehalten, die ihn vor dem sicheren Tode unter einer herabstürzenden Schneelawine bewahrt. Die Beschreibung der gewaltigen Naturkräfte beim Auslösen der Lawine unter dem «Dröhnen von tausend Donnergewittern» dürfte Reminiszenzen an Nicanders eigene Reise über den Simplon enthalten.

In seiner Naturauffassung ist Nicander aber eher ein Idylliker, dessen Gemüt von der lieblichen Gegend um den Genfersee am meisten angesprochen wird, während er im Grunde wenig Verständnis für die schroffe und karge Natur «in dieser fürchterlichen Alpenwelt» aufbringt. Er zieht es gewissermassen vor, die Berge aus der Ferne bei gutem Wetter und im Glanz der untergehenden Sonne zu goutieren. Eine Spur Enttäuschung ist demnach in einem Brief an den Freund Törneros zu verspüren:

Von alledem, auch von Lauterbrunnen, einem schönen, schmalen Tal, umschlossen von Bergen mit der Jungfrau im östlichen Hintergrund, hatte ich eine höhere Auffassung, bevor ich es sah. In Reisebeschreibungen ist alles herrlich.⁹

Eine Fahrt im Vetturinwagen hinter zwei Mauleseln und einem Pferd hinauf zur Simplonpasshöhe wird denn auch mit einer Wanderung durch Dantes Inferno verglichen. Nicander ist zwar beeindruckt, fühlt sich aber gleichzeitig von der öden Landschaft abgestossen:

Während ich zwischen Bewunderung für die grosse göttliche Natur und die grosse menschliche Kunst schwankte, rollten ungeheure Wolkenmassen von den Alpengipfeln in die Tiefen hinunter; sie wurden wieder von den Windstössen aus den Abgründen in die Höhen hinaufgeschleudert, worauf wir von feuchten, kalten Wolkenwänden umschlossen wurden, die sich bei unserer Ankunft auf dem höchsten Punkt der Simplonstrasse in einem Schneeregen auflösten, 6.390 Fuss über dem Meer, wo ein grosses, vereinsamtes Kreuz als Wahrzeichen errichtet ist. Hier zeigt sich die Natur öde und wild. In ihrer schauerhaften Nacktheit gleicht sie einem mageren, ausgezogenen Riesen, nur aus Haut und Knochen bestehend und fast ohne Blut und Lebenskraft. (Minnen från Södern, 1, S.260)

Keine Rede also von Unendlichkeitsgefühlen oder von der erhabenen Freiheit der Gebirgswelt bei unserem sonst so leicht verzückten Dichter! Einen interessanten Vergleich bieten hier die fragmentarischen Tagebuchnotizen Goethes von seiner Gotthardwanderung im Jahre 1775, aus denen eine ähnliche Stimmung spricht:

⁹ Brief vom 17.9.1827. Hier zitiert nach G. LOKRANTZ, *Karl August Nicander*, S.286.

nackter Fels und Moos und Sturmwind und Wolcken das Geräusch des Wasserfalls der Saumrosse Klingeln Öde wie im Thale des Todes – mit Gebeinen gesäet Nebel See. ¹⁰

Was Nicander eigentlich in der Schweiz zu erleben hoffte, war die liebliche Landschaft mit fruchtbaren Tälern und weidenden Viehherden, mit seinen Worten «die sublime Natur». Von diesen Hoffnungen berichtet er auch in einem Brief an seine Familie kurz vor dem Aufbruch aus Heidelberg nach Basel:

Basel, die erste Stadt in der Schweitz, der herrlichen Schweitz, wo die *sublime* Natur ihren Thron auf den Zinnen der Alpen errichtet hat, und die *milde* und schöne Natur ihre Hütte unter den Hirten und Herden der Täler gebaut hat. ¹¹

In diesem Sinne versetzt er den Leser gleich am Anfang seiner Schweitzschilderung durch einen stimmungsgeladenen Akkord in eine bukolische Landschaft, in ein wahres eidgenössisches Arkadien, wobei es tatsächlich mehr darum geht, die Stimmung und das Glückseligkeitsgefühl des Autors zu vermitteln, als eine geographische Gegend zu beschreiben:

Die untergehende Sonne übergoss das reiche Tal, das Basel umgibt, mit einer warmen und leuchtenden Farbe, gemischt mit Gold und Rosenglanz. Ich sass in einem Garten ausserhalb der Stadt an einem alten, wackeligen Tisch auf einer moosbewachsenen Bank, aber umgeben von einem idyllischen Naturgemälde. Weit weg, so weit das Auge blicken konnte – und von der Terrasse des kleinen Wirtshauses aus konnte man ziemlich weit sehen – schimmerten ländliche Wohnungen aus Weingärten und Hainen, oder sie zierten das offene Feld, als wären sie gestickt auf dem grünen Samtteppich des Grases. Die Glocken der weidenden Viehherden klangen harmonisch in der Abendröte, und die Gegenstände am westlichen Horizont verschwanden im leichten Dunst, in dem halb durchsichtigen Schleier aus Silberflor, worin sich der König des Tages bei seinem Weggang von Europa nach Amerika hüllt. Wäre ich allein gewesen, dann hätte ich wahrscheinlich dort, an meinem ersten Abend in der Schweiz, meine erste Idylle geschrieben; aber ich war zum Glück in guter Gesellschaft. (Minnen från Södern, 1, S.167)

Diese Methode, die Landschaft in Stimmungsbilder aufzulösen und dabei stets das Malerische und Schöne ins Blickfeld zu rücken, während alles andere ausgeklammert bleibt, prägt durchwegs die Darstellungskunst Nicanders in seiner Reiseerzählung: «Er taucht die Wirklichkeit in eine ‘magische Beleuchtung’, hebt den Stimmungswert hervor, geniesst und will diesen Genuss wiedergeben.»¹² Zwei weitere typische Beispiele sollen diese Verfahrensweise illustrieren. Im ersten Fall schildert Nicander seine Ergriffenheit beim ersten Anblick der Alpenkette und betont

¹⁰ J. W. v. GOETHE, *Goethes Schweizer Reise 1775*, S.31.

¹¹ Brief vom 4.9.1827. Hier zitiert nach G. LOKRANTZ, *Karl August Nicander*, S.285.

¹² U. EBEL, *Studien zur skandinavischen Reisebeschreibung*, S.286.

dabei, wie tief sich der unvergessliche Eindruck in sein Gedächtnis eingepägt hat. In einer farbenprächtigen Alpenglühenschilderung lässt der romantische Dichter seinem Entzücken freien Lauf und malt das Abendrot als einen fast übersinnlich dekorativen Hintergrund eines Gemäldes aus, mit schmucken Obstgärten und ländlichen Häusern, mit Hügeln, Hainen, Burgruinen und – wiederum! – den harmonisch weidenden Viehherden:

Im gleichen Augenblick, als ich aus der Jura-Schlucht hinaustrat und einen Blick hinüber zum offenen, von der Abendsonne vergoldeten Feld warf, genoss ich zum ersten Mal den Anblick der schneebedeckten Alpen. Der Eindruck war herrlich und unauslöschlich. Der Himmel war klar und blau. Der Weg führte über eine Ebene mit Obstbäumen, gleich einem Garten, verziert und hübsch gemacht durch ländliche Wohnungen und belebt durch fröhliche Menschen, die arbeiteten oder spielten oder im saftigen Grün ihr glänzendes Vieh weiden liessen, dessen harmonische Glocken von allen Seiten bimmelten. Der Abendchein verklärte alles, verschmolz und trennte zugleich alle Züge des schönen Gemäldes. Abgeschiedene Burgruinen wachten treu über die Dörfer im Tale, und die Turmspitzen der Kirchen mit ihren glänzenden Kreuzen oder Kuppeln schlangen sich hoch zum wolkenfreien Blau. Vor mir lagen in abwechslungsreicher Anmut Gruppen von Hainen, Hügeln und Hütten: weiter weg, am Horizont, blaue Gebirgsketten, über denen, am Rande des Gesichtskreises, die prächtige Alpenkette hochragte, und am stolzesten von allen, umgeben von kleineren Jungfern, die hohe, weissgekleidete *Jungfrau*. Erhaben über dem Staub der Erde steht sie da, in unbefleckter Reinheit, in ihrer unveränderlichen Lilienfarbe; nur morgens und abends legt sie ihr Brautgewand an und errötet wie eine Rose, wenn sie von der aufwachenden oder einschlafenden Sonne geküsst wird. Mein Auge hing treu an den majestätischen Alpen. Lange noch behielten sie ihre weisse, glänzende Farbe bei; aber nach und nach, wie die Sonne sank, ergoss sich ein milder Rosenschein über die himmlische Heerschaar, der lange anhielt, als die ganze Landschaft bereits im Schatten lag. Schliesslich senkte sich der König des Tages hinter den stattlichsten Gipfeln des Jura-gebirges, *Hasenmatte* und *Weissenstein*. Nun fuhr der Wagen in einen dichten Hain hinein, und als wir diesen wieder verliessen und freie Sicht bekamen, war der unbeschreibliche Zauber verschwunden: alle Alpenrosen waren verwelkt, und auf deren stolzen Stirnen lag eine neblige Totenblässe. Noch ein paar Minuten – und ich war in Solothurn. Oh, Schweiz! (Minnen från Södern, 1, S.174f.)

Das zweite Beispiel der Nicanderschen Poetisierung einer Landschaft ist einer seiner Bern-Impressionen entnommen. Von der Stadt Bern mit ihrer «prächtigen Lage» ist Nicander erwartungsgemäss äusserst angetan, und eine seiner grössten Freuden besteht darin, abends auf der Terrasse vor dem Berner Münster entlangzuschlendern. Bei einem Spaziergang vor der Stadt wird er an einem Abend von der Naturschönheit gänzlich hingerissen, und wieder erlebt er eine seiner unentwegten Alpenglühenszenen, was ihn zu einem geradezu ekstatischen Rundgemälde beflügelt – nur mit den verzückten Panoramabildern seiner Landsmännin Fredrika Bremer fast dreissig Jahre später zu vergleichen, wenn sie die gleiche Naturszenerie schildert! Bei Nicander heisst es:

Die ganze Gegend schien wie verzaubert. In einem fliessendem Sonnenmeer loderten die Höhen, blühten die Bäume, dufteten die Blumen, und alles Lebende war entzückt. Wie

Idyllen Theokrits läuteten die Kuhglocken im Tal und an den steilen Abhängen am Fluss. Ios Schwestern weideten dort, üppig und sorgenlos, während auf der Terrasse eine Gruppe von überaus hübschen Kindern in schmucken Gewändern bei ländlichen Spielen plauderten, und gedankenvolle Wandersleute am Hang des romantischen Tales sassen, vertieft in die Bücher der Menschen oder in die Bibel der Natur. Violett verfärbten sich die Berge am Horizont, die Sonne brannte mit glühenden Goldbuchstaben ihren Abschiedsgruss in die nahen Gegenstände ein: und als diese Farbenglut einige Augenblicke gewährt hatte, legten die Alpen ihre goldenen oder rosafarbenen Schleier nieder und, erblassend vor Trauer über den sich verflüchtenden Tag, vermischten sie sich allmählich mit den Wolken. Oh, Reiseschilderer! Was sind eure malerischen Ansichten? Oh, Maler *König*! Was ist dein Diorama, deine Scharlatanerei mit Sonneneffekten und Mondscheingaukeleien, verglichen mit den Gemälden der Natur? (Minnen från Södern, 1, S.181)

Der Unterschied zu Björnstahls vergleichsweise nüchterner Beschreibung des gleichen Panoramas ist geradezu umwerfend! Hier trägt Nicander in allerhöchstem Grade der exotischen romantischen Richtung in Schweden Rechnung, als dessen Meister sein Vorbild Atterbom galt. Die Landschaft hat sich in eine überhöhte, harmonische Stimmung verflüchtigt; die lyrische Prosa wird von Ausrufen und rhetorischen Fragen begleitet und mit einem glänzenden Goldschleier überzogen. Neben diesen stellenweise allzu empfindsamen Stimmungsbildern vermag aber der Verfasser, sehr zum Vorteil seiner Schilderung, in anderen Abschnitten dynamisch und sachkundig zu erzählen, wobei er einen erstaunlich realistischen Blick für Natur und Volksleben verrät. Bei der Beschreibung des Schweizer Nationalcharakters lässt er sogar eine gewisse Kritik an der verderblichen Wirkung des Tourismus auf die Gesinnung der Bevölkerung erkennen:

Die Schweizer sind im allgemeinen ein stilles und gutmütiges Volk. Wenn nichts im Anzug ist, wirken sie sorglos und fast träge, eher ruhig als rege, eher zufrieden als fröhlich; aber bei Gefahr oder wenn es die Notwendigkeit erfordert, sind sie rasch, unerschrocken und zu den grössten Anstrengungen imstande. Sie sind auf die Weise freundlich, dass sie nie unfreundlich sind, und ihre Gewohnheit, Fremde aus allen Ländern zu empfangen, hat allmählich ihre Neugierde in ein mehr oder weniger kaltes und berechnendes Verlangen verwandelt, aus eben diesen Fremden den grösstmöglichen Nutzen zu ziehen. Dieser Eigennutz, den manch einer am Schweizer tadelt, ist jedoch, ebenso wie die Bettelei, fast nur an den grossen Durchgangsstrassen zu finden, und ihn haben sich die Reisenden selber zu verdanken. Aber für die Tatsache, dass der Fremde überall in den Heimen des Volkes auf Gastfreundschaft trifft, und dass er, von Redlichkeit umgeben, in der wildesten Sennhütte ebenso geborgen wie bei sich zu Hause schlafen kann – dafür sollte er dem guten Genius danken, der noch getreu über die Landsleute Walter Fürsts, Wilhelm Tells und Werner Stauffachers wacht, obgleich die neu-europäische Eitelkeit droht, allmählich auch in diese abgelegenen Täler einzudringen. (Minnen från Södern, 1, S.190)

Nebenbei sei hier vermerkt, dass Nicander in eben diesem Text für das Wort «Sennhütte» die Bezeichnung 'alphyddan' in die schwedische Sprache eingeführt hat. Dies hatte zur Folge, wie Gösta Franzén in einer Ortsnamenstudie gezeigt hat, dass das Wort trotz Ermangelung jeglicher Alpen bei der Namengebung von Pri-

vatvillen in Schweden während längerer Zeit sehr beliebt wurde!¹³

Dem Dialekt des Deutschschweizers widmet Nicander besonderes Interesse und sieht dessen Sprache als sympathischen Ausdruck für die Persönlichkeit:

Die Gemütlichkeit, die im Leben und Temperament des Schweizers vorherrschend ist, gehört auch zu seiner Sprache. Ohne klangvoll oder schön zu sein, drückt der Schweizer Dialekt (jedoch bisweilen verschieden in den verschiedenen Kantonen) seine innere joviale Genügsamkeit aus. Er ist eher weich als männlich, aber rein und resolut, und vokalischer als das Deutsche. (Minnen från Södern, 1, S.191)

Die Lektüre von Nicanders Reiseerinnerungen kann gelegentlich dazu führen, dass sich beim Leser ein leichtes Gefühl der Übersättigung einstellt. Dennoch muss Uwe Ebels hartes Urteil, das Werk besitze keinen künstlerischen Wert und der Verfasser habe hier sein dichterisches Unvermögen demonstriert, zurückgewiesen werden.¹⁴ Das Vorhaben, den an und für sich realistischen Reisebericht in ein echt poetisches Kunstwerk mit dem Bildungsroman als Vorbild umzuwandeln, ist dem Dichter ja durchaus gelungen. Trotz aller Empfindsamkeit, trotz des vielen Landschaftsgolds und der hie und da eingestreuten, nichtssagenden «Postkutschennotizen», besitzt das Werk zweifellos einen gewissen naiven Charme, der als positives Charakteristikum der Kritik entgegengehalten werden muss. Beschwingte Unmittelbarkeit und heitere Grazie beleben zudem die Darstellung, wie aus folgender Passage hervorgeht:

«Glücklicher als ich» – dachte ich – «kann wohl niemand in der Schweiz reisen. Der Himmel steht so klar und blau wie eine Glaskuppel über der Erde, und das reinste Licht ist über den Gemälden der herrlichen Natur ausgebreitet.» (Minnen från Södern, 1, S.177)

¹³ G. FRANZÉN, *Alphyddan. Ett litterärt ortnamn*. In: *Studia Onomastica*, 1989, S.95f.

¹⁴ U. EBEL, *Studien zur skandinavischen Reisebeschreibung*, S.294.

3. Harmonische Alphornklänge und freie Schweizer: Carl Wilhelm Böttiger

Ein gern gesehener Gast in den literarischen Salons des Universitätsstädtchens Uppsala war der Spätromantiker mit dem deutsch klingenden Namen Carl Wilhelm Böttiger (sein Grossvater war aus Sachsen eingewandert), acht Jahre jünger als sein romantischer Vorläufer Nicander. Im Hause der bekannten Literaturmäzenin Malla Silfverstolpe trug der junge Poet mit lyrischen Schöpfungen, die bisweilen von seinem Freunde Otto Lindblad vertont waren, zu den abendlichen Unterhaltungen im vertrauten Kreise bei. Es wurden grosse Hoffnungen in Böttiger gesetzt. Mit bemerkenswertem Talent verwaltete er das romantische Erbe des Götizismus und konnte im Jahre 1847 in der Schwedischen Akademie den Stuhl seines berühmten Schwiegervaters Esaias Tegnér übernehmen, dessen gesammelte Schriften er bald darauf herausgab. Böttigers lyrische Dichtung mit ihren Biedermeierstimmungen von leiser Wehmut, milder Sehnsucht und stillem Glück ist heute ebenso wie Nicanders Werk nahezu in Vergessenheit geraten. Überlebt haben praktisch nur die beiden vertonten Gedichte *O, hur härligt majsol ler* ('Oh, wie herrlich lächelt die Maisonne') aus dem Studentenliederrepertoire und *Stilla skuggor* ('Stille Schatten').

Ähnlich wie andere Literaten seiner Zeit sah der bereits mit elf Jahren vaterlos gewordene Jüngling die einzige Möglichkeit des Broterwerbs in der akademischen Laufbahn. Mit diesem Berufsziel vor Augen unternahm Böttiger mehrfach ausgedehnte Studienfahrten, u.a. nach Deutschland, nachdem er bereits im Jahre 1834 die Ernennung zum Dozenten für Philosophie an der Universität Uppsala erhalten hatte. Seine sprach- und literaturwissenschaftlichen Leistungen wurden allerdings erst über ein Jahrzehnt danach durch die Berufung zum Professor für moderne Literatur mit dem späteren Zusatz «neu-europäische Linguistik» gewürdigt. Als erster schwedischer Romanist stattete er im Jahre 1851 Graubünden einen mehrmonatigen Besuch ab, als dessen wichtigstes wissenschaftliches Ergebnis eine Arbeit über die rätoromanischen Dialekte gilt.¹⁵

Die durch Atterboms Vorbild fast zur Pflicht gewordene Pilgerfahrt nach dem Süden trat der poetisch begabte junge Akademiker wenige Jahre nach Nicander an. Mit Nicanders sorglosem Vagabundieren hatte jedoch diese Bildungsreise wenig gemeinsam, denn Böttigers Auslandsaufenthalt war von Studienfleiss und akademischem Ernst beherrscht und diente in erster Linie der Vorbereitung seiner akademischen Karriere. Reichlich mit Empfehlungsschreiben der schwedischen Kulturprominenz ausgestattet, stieg Böttiger am 16. Juli 1835 in Stockholm an Bord des Kanaldampfers «Amiral Platen», der ihn auf dem Göta-Kanal nach Göteborg bringen sollte. Diese seine erste grosse Auslandsreise sollte ein gutes Jahr in Anspruch nehmen und führte ihn zunächst über Berlin – Leipzig – Dresden – Prag – Wien – München – Paris, bis er sein Endziel Rom (nicht wie geplant nach drei, sondern erst

¹⁵ C.W. BÖTTIGER, *Rhetoromanska språkets dialekter. Ett språkhistoriskt utkast*, Uppsala 1854.

nach acht Monaten) erreichte. Nach seinem ursprünglichen Reiseplan hätte der Dichter auf der Rückreise den ganzen Monat September des folgenden Jahres in der Schweiz verbringen sollen, aber Geldmangel, gesundheitliche Probleme und vor allem Sorgen um seine Berufsaussichten beschleunigten die Heimfahrt, so dass er schon Ende August wieder schwedischen Boden betrat.

Die von Böttiger geplante Herausgabe seiner Reiseerinnerungen wurde nie zu seinen Lebzeiten verwirklicht, sondern sie kamen erst postum im sechsten Band seiner gesammelten Schriften heraus (1881). Dieser hauptsächlich aus den Reisebriefen in die Heimat zusammengestellte Band enthält keine Eindrücke aus der Schweiz. Dagegen findet man direkte Schweizer Reminiszenzen in sechs von Böttigers Gedichten: *Schweitzer-visa* ('Schweizerlied'), *Schweizerflickan* ('Das Schweizermädchen', 1844), *Schweizergossen* ('Der Schweizerknabe'), *Bonden i Uri* ('Der Uri-Bauer', 1844), *Främlingen i Sankt Gallen* ('Der Fremdling in St. Gallen', 1889) und *Minnets fantasi* ('Der Erinnerung Phantasie', 1844). Auch in einigen weiteren Gedichten spielt die Alpennatur eine Rolle, wie in *Troubadourens dödssång* ('Der Todesgesang des Troubadours', 1844), *Återblick* ('Rückblick'), *Flickan fjerran ifrån* ('Das Mädchen aus der Ferne'), *Kamraten* ('Der Kamerad') und *Till en ung schweiziska i Skåne* ('An eine junge Schweizerin in Schonen'). Dass einige dieser Gedichte ins Deutsche übertragen wurden, darf als Zeugnis der damaligen engen Kulturbeziehungen zwischen Deutschland und Schweden gewertet werden. Bereits 1844 erschien von Böttiger eine deutsche Sammlung *Auserwählte Gedichte* und 1875 ein Bändchen mit Sonetten. Vereinzelt Gedichte in deutscher Interpretation sind auch in Anthologien enthalten, z.B. in der *Nordlandsharfe* aus dem Jahre 1889.

Eine Sonderstellung in der Alpenlyrik Böttigers nimmt das Gedicht *Der Uri-Bauer* ein, das ganz im Zeichen des schwedischen Götizismus steht. Hier werden «echt nordische» Charakterzüge, nämlich Freiheitsliebe und Nationalstolz, vom einfachen Bauern im Lande Wilhelm Tells verkörpert. Die Lobpreisungen auf «das schönste Land, welches die Sonne sah» lesen sich geradezu wie eine Nachdichtung der nationalromantisch idealisierenden Strophen in Geijers beiden bekannten Gedichten *Vikingen* (1811; 'Der Wiking', 1868) und *Odalbonden* (1811; 'Der Odalbonde', 1868), von denen auch lautliche und rhythmische Muster übernommen worden sind. Der Literaturforscher Paul Fröberg hat im *Uri-Bauern* ausserdem Anklänge an Uhland und vor allem an Lavaters *Schweizerlieder* feststellen können.¹⁶ So dürfte beispielsweise der stolze patriotische Auftakt in der ersten Strophe des *Uri-Bauern* auf Lavaters *Die Natur im Schweizerland* bauen, während die Kampfscenen auf der Teufelsbrücke in der sechsten Böttiger-Strophe in enger Beziehung zum Lavater-Gedicht *Die Schlacht bei Näfels* stehen. Hier sei die erste Strophe des schwedischen Gedichts in einer zeitgenössischen, jedoch völlig unpoetischen Übersetzung zitiert, bei der sowohl die Reime, der Rhythmus als auch die poetische Diktion verlorengegangen sind:

¹⁶ P. FRÖBERG, *Skalden Böttiger. En studie i svensk senromantik*, Stockholm 1943, S.203f.

Es spiegelt sich in der Seen Woge
 Eine zwischen Alpen geschlossene Welt,
 Das schönste Land, welches die Sonne sah,
 Während ihrer weiten Wanderung.
 Ich fühle stolz, dass auch ich
 Durfte in diesem Lande erzogen werden,
 Ich danke Gott, dass hier eines Tages
 Ich geboren wurde, ein Schweizer und frei
 (Auserwählte Gedichte, S.5)

In den folgenden Strophen wird ein ungetrübtes Idyll geschildert, in dem weder «das purpurgeflamnte Gewölk» noch «weisse Gletscher, weisse Lämmlein» (...) «bei des Alphorns Klang, in des Thales Schooss» fehlen. Der junge Uri-Bauer wird auch bald mit süßem Eheglück gesegnet und kann die junge, errötende Gattin an seine «treue Schweizer-Brust» drücken, wonach er kurze Zeit darauf im Kampf gegen die Barbaren seinen Heldenmut als freier Schweizer beweisen kann. Das achtstrophige Gedicht mündet in opferbereitem Patriotismus, lächelnden Frieden und bescheidene Gemütlichkeit:

Nun wiegt die Ernte gelbe Ähren,
 Und der Friede umlächelt betriebsame Hütten,
 Drohet aber die Fessel wieder – flugs
 Stehet da ein *Wilhelm Tell*.
 Die Brust von warmen Wunden umhüllt,
 Soll in meinem Thale ich gefunden werden,
 Und *Uri* um meine Bahre bezeugen:
 «Er starb als Schweizer und frei!
 (Auserwählte Gedichte, S.9)

Böttiger hat bei der Schilderung seines *Uri-Bauern* vieles aus der götischen Vorstellungswelt entlehnt, und es ist daher besonders aufschlussreich zu beobachten, wie mühelos er all das, was damals als spezifischer Ausdruck des nordischen Charakters galt, auf den Schweizer Bauern münzt, ebenso wie er das Grundthema von der kargen, nordischen Natur, welche gesunde, mutige und freiheitsliebende Menschen hervorbringt, ganz auf helvetische Verhältnisse überträgt. Die eigentlichen Wurzeln der schwedischen Alpenromantik sind aber, wie bereits erwähnt, nicht nur im Götizismus, sondern hauptsächlich woanders zu suchen: im schweizerisch-nationalen Idealismus, angefangen bei Johannes von Müller bis hin zu Schillers *Wilhelm Tell* sowie in Gessners und Rousseaus Naturschwärmerei.¹⁷ In der reinsten Form kommt diese Abhängigkeit in Nicanders Alpendichtung zum Ausdruck, während bei Böttiger und seinen Zeitgenossen sich eine Tendenz zum Dekorativen und zur Idealisierung des einfachen Glücks hinzugesellt, was im *Uri-Bauern* besonders deutlich zu spüren ist. Das übersteigerte Freiheitspathos bei der Verherrlichung des Eidgenossen und der gesucht kecke Ton in Verbindung mit der idyllisierenden Land-

¹⁷ Vgl. P. FRÖBERG, *Skalden Böttiger*, S.202.

schaftsbeschreibung tragen trotz der sprachlichen Eleganz zum Gesamteindruck einer Schnulze bei, was in der völlig kunstlosen deutschen Übertragung noch deutlicher in Erscheinung tritt. Man ist daher geneigt, Paul Fröberg in seiner scharfen Kritik recht zu geben: «Die Oberflächlichkeit, die gern diesem Genre anhaftet, ist besonders auffallend in einem Gedicht wie *Der Uri-Bauer*. Die romantische Unruhe des Wikingers ist dort in fröhliche Forschheit ('mit muntrem Gesang') transponiert worden, die karge Geborgenheit in Uhlands Berglied ist zu einer treuherzigen oder neunmalklugen Zufriedenheit verdünnt, und das vaterländische Pathos und die anregenden Erinnerungen der Schweizer Lieder sind zur Touristenvernarrtheit und zum melodramatischen historischen Tableau geworden.»¹⁸

In einigen anderen Gedichten mit Alpenmotiven steht das malerische Element der Naturbetrachtung ebenfalls im Vordergrund. Fragmentarische Rückblicke auf Böttigers Reiseeindrücke geben die Verse in *Der Erinnerung Phantasie*, wo der Dichter in der zweiten und dritten Strophe wiederum eine überaus pittoreske Alpenlandschaft mit silbernen Wasserfällen, schimmernden Gletschern, klaren Seen, Nachtigallen, Alphörnern und Glockengeläut entstehen lässt. Diese Art von poetischen Naturgemälden en miniature ist ein typischer Ausdruck des späromantischen Exotismus in Schweden, und sie erinnern stark an die zu Böttigers Zeit äusserst beliebten Kupferstiche mit idyllischen Schweizer Naturszenen:

2. Dann gehe ich noch an der Alpen Halden
 Und höre, wie Lawinen sich wälzen mit Getöse,
 Sehe die Wasserfälle ihr Silber schmelzen,
 Und von allen Seiten herabstürzen;
 Sehe Gletscher in der Abendfarbe schimmern,
 Mit Blumen begegnet eine Schweizer Maid,
 Und klare See zwischen den Gebirgen
 Blicken mir entgegen wie dunkelblaue Augen.

 3. Ein Alphorn ertönt aus dem stillen Thale
 Und der Kuhreigen antwortet von des Firners Kuppe
 Halb traurigfroh, wie unter des Frühlings Knospen
 Ein Tonseufzer von der Nachtigall getrillert; –
 Und der Heerden Geläut mischt sich melodisch
 Mit frohen Stimmen, und *Friede, Versöhnung*
 Athmet aus jedem Pulsschlage des Lebens,
 Und Behaglichkeit blicket aus jeder Wohnung.
- (Auserwählte Gedichte, S.157ff.)

Einen lebhafteren und etwas weniger schablonenhaften Eindruck als die soeben zitierten pastoralen Stimmungsbilder vermitteln *Der Schweizerknabe* und *Das Schweizermädchen*, die beide zu den typischen Beispielen der in der späromanti-

¹⁸ P. FRÖBERG, *Skalden Böttiger*, S.204.

schen Periode gern gepflegten Gattung der sogenannten Rollenlyrik zählen. Diesem Genre mit seinem Ausgangspunkt im Tyrolerlied widmete sich auch Böttiger mit Vorliebe in den 1830er und 1840er Jahren nach der Rückkehr von seiner grossen Südlandfahrt. In jener Rollenlyrik mit Alpenmotiven strebt er nach lyrischer Konzentration und einem volkstümlichen Liederton, was besonders im *Schweizerknaben* zur Geltung kommt. Die zwei kurzen, monologischen Strophen drücken in der Form eines lyrischen Ausrufs die Liebesbeichte eines jungen Mannes aus. Hier hat sich einmal der Poet aus dem engen pastoralen Talidyll gelöst und der Naturumrahmung dank der offenen Berg-Tal-Perspektive einen befreienden Weitblick verliehen.

Als Monolog eines jungen Mädchens, das frohgemut «am Fusse von Alpen, in dem Grün der Thalschlucht» lebt, präsentiert sich *Das Schweizermädchen*. In dem direkt durch einen Tonsatz inspirierten Gedicht wird das gesunde, einfache Gebirgsleben, die Abendstille in der schlichten Alphütte und die harmonische Liebe als Lebensideal besungen. Mit den so charakteristischen Stimmungen von Genügsamkeit und anspruchslosem Alltagsglück steht *Das Schweizermädchen* dem schwedischen Biedermeier nahe: «Hab' Jugend, hab' Gesundheit, hab' nichts zu wünschen, / Ich singe nur mein Liedlein und weide meine Heerde» (Auserwählte Gedichte, S.11). Obwohl die allzu elegische Landschaftsmalerei mit blauäugigen Seen, spiegelnden Gewässern und glühenden Firnen in Purpur und Gold hier wiederum nicht fehlt, zeichnet sich dieses Gedicht immerhin durch eine gewisse realistische Frische ohne melancholisches Fernweh aus und weist somit auf die sich anbahnende realistische Strömung innerhalb der schwedischen Lyrik voraus.

Durch echt empfundene Ergriffenheit unterscheiden sich die Verse im *Fremdling in St. Gallen* von den malerischen Alpenidyllen in Böttigers sonstiger Schweizpoesie. Im fünfzehnstrophigen Gedicht wird das bittere Lebensende des Schwedenkönigs Gustav IV. Adolf behandelt, der nach dem Verlust Finnlands im Krieg gegen Russland 1808-09 von seinen Untertanen abgesetzt wurde und fortan als Privatperson unter dem Titel Oberst Gustafsson auf dem Kontinent lebte, davon viele Jahre in Basel, Lenzburg und schliesslich in St. Gallen, wo er seinen Lebensabend beschloss. Das tragische Los des Königs hat auch Verner von Heidenstam und in unserer Zeit Pär Rådström zu Prosadichtungen inspiriert. Im *Fremdling in St. Gallen* ist es Böttiger dank seiner psychologischen Einfühlungskraft trotz aller Pathetik gelungen, die Tragik des von Schicksalsschlägen geplagten Regenten poetisch glaubwürdig zu machen, indem er hier die rein dekorative Funktion der Alpenwelt in den Hintergrund treten lässt. Die im Sonnenuntergang leuchtenden Alpen werden statt dessen zum Sinnbild für den ehemaligen Glanz des Monarchen sowie für sein Heimweh nach dem schneebedeckten Vaterland. Ein Auszug aus diesem wohl überzeugendsten Schweizgedicht Böttigers nach der Übersetzung in der *Nordlandsharfe* von 1889 mag dies illustrieren:

1. Liegt ein Garten bei St. Gallen
Nah' der Goldach klaren Flut,
Hier hat unter Lindenwipfeln
Jüngst ein Wand'rer ausgeruht.

2. Seine Stirne müde neigend,
Totenbleich so Wang' als Kinn,
Starrt' er halberlosch'nen Blickes
Auf St. Gallens Berge hin.
3. Weit war er geirrt und lange,
Hilflos – wer trat für ihn ein?
Er, der jetzt kaum fand ein Obdach,
Nannte Kronen einstmal sein.
4. Herr von Städten einst und Ländern,
Blieb ihm jetzt kein Pfühl fürs Haupt,
Schnöde ward der schlichte Fremdling
Oft von Wirten angeschnaubt.
(...)
10. Und es glänzt das Licht der Sonnen
Auf dem Stab des Wand'ers hold,
Dass er wie ein Scepter funkelt,
Schimmert gleich wie laut'res Gold.
11. Abendrot deckt seines Purpurs
Hehren Mantel über ihn –
Ja, ein König stirbt: der Himmel
Wölbt sich ihm zum Baldachin.
12. Alpen schimmern – sind's die Berge
Seiner Jugendzeit vielleicht?
Horch nur, ob der Goldach Brausen
Dem der Mälarflut nicht gleicht?
13. Abendwolken, goldgewoben,
Zaubern Bilder ihm herbei:
Löwenklaubewachte Burgen,
Schilder mit der Kronen drei.
14. Glockenklang durchhallt die Täler,
Und, vom Todeshauch berührt.
Stirbt er sanft, den Blick auf Gletscher,
Wie's dem Nordlandssohn gebührt.

4. Griesgrämige Schlechtwetterstimmung: Christian Erik Fahlerantz

Etwa zur gleichen Zeit als Böttiger zum ersten Mal durch Europa reiste, befand sich ein anderer Schwede, Christian Erik Fahlerantz, auf dem Kontinent. Fahlerantz, der damals Professor für Religionsgeschichte in Uppsala war und später Bischof in Västerås wurde, galt als der witzigste und spirituellste Dichter seiner Zeit und war vor allem durch sein satirisches Epos *Noachs Ark* (1825–26; ‘Aus der Arche Noah’s’, 1853) berühmt geworden. Im Oktober 1835 überquerte er die Schweizer Grenze und traf im darauffolgenden Jahr mit seinem siebzehn Jahre jüngeren Dichterkollegen Böttiger zusammen, worauf die beiden Schweden einige Zeit gemeinsam in Rom und in Neapel verbrachten.

Fahlerantz scheint von Bayern her über den Bodensee via Konstanz in die Schweiz gekommen zu sein, wo er Schaffhausen, Bern, Freiburg, Vevey, Lausanne und Genf besuchte – die Chronologie seines Reisejournals ist durch die fiktive Briefform freilich etwas verworren, was allerdings auch daran liegen könnte, dass die Reiseerinnerungen erst dreissig Jahre später frei aus dem Gedächtnis vom Krankenbett des Fünfundsiebzigjährigen aus diktiert wurden. Die Schweizer Notizen sind im vierten Band von Fahlerantz’ gesammelten Schriften (1865) enthalten.

In Fahlerantz’ Reisebeschreibung findet man wenig von der romantischen Ver-zückung seiner Zeitgenossen. Er weist eine durchaus kritische Grundhaltung auf, und seine satirische Ader ist auf Schritt und Tritt bemerkbar. Zwar kommt es ihm so vor, als nehme die Schönheit der Landschaft immer stärker zu, je mehr er sich der Schweiz nähert, aber er warnt trotzdem vor allzu übertriebenen Erwartungen. Gleichzeitig fällt ihm jedoch, wie so manchem Schweden vor und nach ihm, die Ähnlichkeit mit seiner Heimat auf:

Wer sich der Schweiz nähert, hat grosse Ansprüche auf grosse Natur. Sieht er dann mässige Schönheit, denkt er: «Na ja, freilich», und hält Ausschau nach noch Besserem. So ungefähr war mir zumute während der restlichen Tagesfahrt. Es kam mir fast so vor, als ob ich zum ersten Male durch eine unserer Gegenden in Dalekarlien oder Bergslagen fahren würde. Natur, Bauten, Trachten waren von der gleichen Art – erstere wohl etwas üppiger, die beiden anderen wohl etwas schmucker, aber nicht so, wie ich mir von selbst die Sache vorgestellt hatte. Als dann endlich, unter der niedergehenden Sonne, der Bodensee hervorrann und dalag, nicht tief unter uns und folglich auch nicht mit scheinbar grosser Fläche, war er zwar schön mit seinen bestellten prächtigen Ufern rechter Hand und seinen Bergen linker Hand – auch wenn diese etwas weit entfernt vom Ufer waren – und mit seinem Lindau-Inselchen am nächsten; aber ein Gefühl vergleichbar mit dem, das z.B. die Aussicht von Bergsäng geben kann, vermochte der See nicht zu erwecken. «Es ist schon hübsch», befand ich, «aber nicht viel mehr.» (Samlade Skrifter, 4, S.90)

Nach dem Besuch der «engen und deutschgearteten Stadt» Schaffhausen begibt sich Fahlerantz mit seiner Reisebegleitung zum Rheinfall. Ein Grössenvergleich mit den schwedischen Wasserfällen bei Trollhättan fällt eher zum Nachteil des Rhein-

falls aus – eine Auffassung übrigens, die weitgehend mit der Björnstahls übereinstimmt. Über den Rheinfluss heisst es bei Fahlcrantz:

Ich kann nicht sagen, dass sein erster Anblick mich überraschte, höchstens dadurch, dass er meine Erwartungen *unterschnitt*. Von seinen Dimensionen kann man sagen, dass er breiter und niedriger ist als der Wasserfall von Trollhättan, schmaler und höher als der von Elfkarleby. Aber die allerklarste Alaunfarbe des Wassers und die reiche Einrahmung von Landschaft und Bebauung verleiht dem Ganzen eine üppigere Schönheit. (Samlade Skrifter, 4, S.95)

Wenn nicht gerade die religiösen Verhältnisse, das schlechte Wetter oder eine unbequeme Kutsche dem Spott des Autors bissige Bemerkungen entlocken, kann aber auch er sich in enthusiastischen Naturbeschreibungen auslassen, so etwa in einer längeren Passage über das Panorama auf der Münsterterrasse in Bern – einen Ausblick, der vor ihm Nicander und nach ihm Fredrika Bremer zu begeisterten Gefühlsausbrüchen inspiriert hat:

Die himmlische Aussicht sollte mir das Schreiben verbieten, erstens, damit ich mir nicht anmasse, sie beschreiben zu wollen, zweitens, damit ich keinen Augenblick dieses Genusses verliere. Jedoch wird dieser Genuss gesteigert durch die Unterbrechung und durch das Aufblicken vom Papier. Jeder neue Anblick wird zu einem Blitz von Schönheit, welche der ununterbrochene Augenschein nicht vermitteln kann. Was ich beschreibe, soll kein Gemälde sein, sondern nur ein Spalier für die förderliche Pflanze der Einbildungskraft. Die Terrasse ist hoch wie ein Berg, jedoch elegant mit ihrem zum Fluss hin abfallenden, gleichmässigen grünen Wall, mit ihren gepflegt geschwungenen, breiten Aufgängen, mit ihren weiten Esplanaden hier oben, mit ihrer Bank unter den Kastanien. Der Aarefluss dort unten formt die Stadt zu einer langen Halbinsel mit so hohen Ufern, dass z.B. die Substruktionen des Münsters schon die Höhe des ganzen gotischen Turms besitzen, aber trotzdem liegen die Zinnen dieses Turms sowie die der übrigen Türme tief unter mir. Welch Reichtum dort drüben an Tälern und Höhen, an Hainen und Wasserläufen, aber so erst recht durch den herrlichen Hintergrund zu einem Elysium verklärt. Besitzt nicht ein mystischer Hintergrund die Zauberkraft, auch die kärglichste Landschaft in ein Gemälde zu verwandeln? Ein blauer Berghorizont macht ein Artois aus der uns nächstgelegenen Hütte mit ihrem bescheidenen Hain. Wie sollten dann nicht solch ein Vordergrund und solch eine Mittelpartie direkt vor einem solchen Hintergrund verklärt dastehen! Aarhorn, Schreckhorn, die Jungfrau, so heissen die Giganten des Alpenheers da drüben. Wenn, wie gerade soeben, ein anderes Heer – aus Wolken – das erstere angreift und einschliesst, aber die silberglänzenden Scheitel hoch aus dem Getümmel ragen, sieht es manchmal so aus, als ob die Wolkenheere *stehen* würden, während die Alpriesen ihre stolze Wanderung durch sie hindurch fortsetzen. (Samlade Skrifter, 4, S.92f.)

Die Stadt Bern, so geht aus den Reiseerinnerungen hervor, gefällt Fahlcrantz ansonsten weniger gut, denn er charakterisiert sie als «die eigenartige Stadt», kritisiert das Münster als allzu überladen gotisch und findet den Turm zu massiv. Dagegen weckt in ihm – wie bei Nicander – die Seeuferlandschaft zwischen Lausanne und Genf grösstes Gefallen, und die Städte Freiburg, Lausanne und «das freundliche Genf» sind alle nach seinem Geschmack.

Die Reisetexte von Fahlcrantz' Hand sind zwar flüssig geschrieben und teilweise recht unterhaltend, aber abgesehen von einigen malerischen Stadtimpressionen und Situationsbildern aus dem bäuerlichen Leben heben sie sich kaum durch besondere Originalität hervor.

5. In der Heimat Pestalozzis: Jonas Herman Ekendal

Weniger auf die landschaftliche Schönheit als auf die «hauptsächliche Berücksichtigung des Volkslebens und der Volksbildungsanstalten», wie der Untertitel besagt, richtet die Reiseschilderung *Resa genom Danmark, Tyskland och Schweiz åren 1849, 1850 och 1852* (3 Bde., 1852-55; 'Reise durch Dänemark, Deutschland und die Schweiz in den Jahren 1849, 1850 und 1852') aus der Mitte des 19. Jahrhunderts das Augenmerk.¹⁹ Ihr Verfasser, der Pädagoge und Pfarrer Jonas Herman Ekendal, unternahm (wenige Jahre nach der 1842 erfolgten Einführung der obligatorischen Primarschule in Schweden) in rascher Folge nacheinander drei Reisen nach Dänemark, Deutschland und in die Schweiz.

Ekendals Bericht charakterisiert eine wesentlich nüchternere und realistischere Erzählweise als die seiner romantischen Vorgänger, aber auch er bewahrt sich ein offenes Auge für den Zauber der Natur. Neben Kommentaren zum helvetischen Schulsystem, das er vorbildlich findet, informiert er über die Entstehung der Eidgenossenschaft, über die gegenwärtigen Gesellschaftsverhältnisse und die geographischen Besonderheiten. Als besonders heraushebende Merkmale nennt Ekendal die Vielfalt, die Grossartigkeit und zugleich die Gegensätze der Schweizer Landschaften:

Man findet schwerlich ein Land, das für einen Reisenden so viele Reize in sich vereinigt wie die Schweiz. Sie besitzt die volle Majestät und Pracht eines üblichen Gebirgsstaates, ausserdem in einigen Kantonen die bezaubernde Anmut des Flachlandes und schliesslich das grösste Wunder der Natur dank ihrer himmelhohen Alpen. (Resa, 3, S.303)

Ein solches Land sei eines Besuches auch wirklich wert, behauptet der Autor weiter, während man wenig Grund habe, sich lange zwischen der Ostsee und dem Bodensee aufzuhalten, wenn man sich für die Natur interessiere. Und er fährt fort:

Nicht nur das *Land*, sondern auch das *Volk* ist bemerkenswert. Ein kleines Landgebiet, 719 geographische Meilen, voll von Bergen und immerhin mit 2 1/2 Millionen Einwohnern – dies weist auf Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und Fleiss bei den Einwohnern hin; ein kleines Landgebiet, nicht grösser als eine von den mittelgrossen Landschaften Schwedens, umschlossen von den grössten Staaten Europas: Deutschland, Frankreich und Italien und trotzdem selbständig, unabhängig – dies deutet auf Entschlossenheit, Mut und ein unauslöschliches Freiheitsverlangen beim Volke. (Resa, 3, S.304f.)

Wie etwa Strindberg einige Jahrzehnte später betont Ekendal im folgenden die allgemein verbreitete Zufriedenheit und das Gefühl der Gleichheit unter den Bürgern sowie die weitgehenden demokratischen Freiheiten im Lande, und er preist das

¹⁹ Der vollständige Titel lautet: J. H. EKENDAL, *Resa genom Danmark, Tyskland och Schweiz åren 1849, 1850 och 1852: med hufvudsakligen fästadt afseende på dessa länders folklif och folkbildningsanstalter*, 3 Bde., Upsala 1852-55.

soziale Bewusstsein der Bevölkerung. Die Städte, urteilt er, «sind freundlicher, sauberer und schmucker als andere Städte von derselben Grösse in Europa» (Resa, 3, S.307). Er fühlt sich wohl in Zürich, der «schönen, reichen Stadt» mit ihrer unvergleichlich reizvollen Lage; Bern erwählt er zur Fürstin unter den Städten des Landes, Thun wiederum beeindruckt durch besondere Schönheit, und Basel sei beachtenswert durch den «Reichtum an Menschen, Gold und christlichem Leben» (Resa, 3, S.381).

Die ganze nördliche Schweiz beschreibt Ekendal als einen einzigen grossen und anmutigen Garten, der alles übertrifft, was er vorher gesehen hat, bis er dann die «wilde» oder die «hohe» Schweiz erlebt. Obwohl aber die Alpenregion einen überwältigenden Eindruck auf den schwedischen Schulpädagogen macht, kann auch er nicht umhin, die künstliche Betriebsamkeit um die Naturwunder herum und den übertriebenen Luxus in Verbindung mit dem Fremdenverkehr zu kritisieren, etwa auf dem Rigi-Kulm oder in Interlaken:

Wer nur wegen der Natur reist, macht grosse Vorbereitungen vor seiner Rigi-Fahrt. Am Abend zuvor bestellt er ein Zimmer auf dem *Rigi-Kulm*, kommt dort beim Sonnenuntergang an und wartet genau den Augenblick ab, wenn die Sonne aufgeht. In der dunklen Morgendämmerung zeigt sich zuerst ein matter Schein im Osten, der sich bald ausbreitet und die schneebedeckten Häupter der Alpen mit einem wunderbaren, purpurroten Schimmer um ihre scharfen Züge hervortreten lässt; bald breitet sich das Licht über Tal und See aus, und man wartet mit klopfendem Herzen auf den Augenblick, als die ganze Sonnenscheibe die Landschaft erhellt. (Resa, 3, S.347f.)

Am liebsten bleibt Ekendal zu Besuch im einfachen Heim eines Schulmeisters oder eines Pfarrers auf dem Lande, wie so mancher Schwede nach ihm. Hier kann er nämlich die «reine» Natur geniessen:

Die Schweizer Natur zu beschreiben ist genauso schwierig, wie einen Himmel zu beschreiben, der mit Wolken bedeckt ist. Dies ist leicht gesagt: der Himmel ist bedeckt, aber die ständig wechselnden Gestalten der Wolken, die verschiedenen Lichtverhältnisse, Schatten und Gruppierungen übertreffen jegliche Beschreibung. So kann man auch ohne Schwierigkeit sagen: die Schweiz ist ein Land voll von hohen Bergen und tiefen, weiten Tälern. Aber damit kennt man noch nicht die unendliche Vielfalt an Formen, welche die Berge und Hänge annehmen und noch weniger die Farbenpracht und den Strahlenglanz, die durch diese Formen hervorgebracht werden, wenn die Sonne in die Täler und auf die Berge scheint. (Resa, 3, S.365)

6. Beschwingte Rhythmen und Edelweiss: Carl Snoilsky

Einen anderen Zweck als die romantischen Bildungsreisen seiner Vorgänger hatte der Italienbesuch des Grafen Carl Snoilsky in den Jahren 1864–65. Der junge Aristokrat sollte bei längeren Aufenthalten in Italien, Spanien und Frankreich die erforderlichen Sprachkenntnisse für eine künftige diplomatische Laufbahn erwerben – so verlangte es die Familientradition, wie sie etwa durch seinen Onkel, den Grafen Ludwig Manderström, verkörpert wurde, der damals Aussenminister Schwedens war.

Snoilsky hatte bereits während seiner Schulzeit in Stockholm Poesie geschrieben. Als er mit neunzehn Jahren nach Uppsala kam, um dort sein Kanzleiexamen abzulegen, gab er zusammen mit anderen Mitgliedern eines idealistisch gesinnten akademischen Vereins einige Sammlungen von idyllischen Liedern und Erzählungen im spätromantischen Stil heraus.

Nach bestandem Examen trat Snoilsky im August 1864 von Kopenhagen aus die Reise nach dem Süden an. Unterwegs besuchte er auch die Schweiz, nachdem er auf dem schnellsten Wege Deutschland durchquert hatte, ein Land, das er nach dem deutsch-dänischen Krieg intensiv hasste. Erst in Basel atmete er erleichtert auf, angekommen auf der anderen Seite der «moralischen Sahara», und in Genf meinte er bereits, den ersten Hauch von Mittelmeerluft und Orangenduft zu spüren:

Ach, der herrliche Montblanc. Ich vergesse nie den ersten Anblick des Berges, beleuchtet vom allerschönsten Sonnenuntergang. Er stand in der Ferne wie eine kolossale Glace aus Walderdbeeren.²⁰

Von Ausflügen ins Berner Oberland berichtet er sodann in einem Brief an seinen bereits erwähnten Onkel:

Von Interlaken aus machte ich zusammen mit meinem Freund und zufälligen Reisekameraden, C. Nordenfalk, einen ausgedehnten Streifzug durch das Berner Oberland, bestieg den Grindelwaldgletscher und den Rigi-Kulm und erreichte schliesslich letzte Woche über den St. Gotthard Italien, wo ich in Milano blieb, um etwas auszuschnaufen, der ersten grösseren Stadt, wo ich Halt machte. Zu den grossen Seen an der Schweizer Grenze machte ich einen interessanten Ausflug. Ein glücklicher Zufall verschaffte mir die Bekanntschaft mit einem Bankier, Signor Galbiati, in dessen Villa am Lago di Como ich zwei Tage verbrachte. Mein Geburtstag fiel gerade in diesen Aufenthalt, und er verlief auf beste Art unter den Laubengängen und Marmorgruppen der Villa Galbiati.²¹

Den Examensnöten und dem strengen Konventionalismus der Heimat soeben entkommen, blühte der schüchterne und wohl auch etwas weltfremde Jüngling im Süden voll in «naiver, sinnlicher Exaltation» auf, wie er sich selber später über diese Zeit

²⁰ Zitiert nach H. OLSSON, *Carl Snoilsky*, Stockholm 1980, S.76.

²¹ Brief vom 14. 9.1864. Zitiert nach C. SNOILSKY, *Carl Snoilsky och hans vänner. Ur skaldens brevväxling*, 1, Stockholm 1917, S.122.

geäußert hat. Am stärksten beeindruckte ihn nach längeren Aufenthalten in Venedig, Rom und Neapel die süditalienische Stadt Sorrent. Auf eine Spanienrundreise folgte anschliessend für ein Jahr der Posten als Attaché bei der schwedischen Gesandtschaft in Paris, bevor Snoilsky im Herbst 1866 Ministerialbeamter in Stockholm wurde.

Die Südlandfahrt hatte auch literarische Früchte getragen. 1865 gab Snoilsky eine poetische Suite *Italienska bilder* ('Italienische Bilder') heraus, die in der von der farblosen romantischen Nachklangspoesie beherrschten schwedischen Literaturszene ganz neue Zeichen setzte und mit ihren tanzenden Rhythmen, dem jugendlichen Freiheitspathos und der unbändigen Lebensbejahung vor allem auf die Jugend wie eine Offenbarung wirkte. Hier kam also ein blutjunger Poet, der sich plötzlich vom Musealen und vom herkömmlichen Kult der antiken Denkmäler abwandte, sich voll und ganz der Gegenwart hingab und zudem frank erklärte, er könne sich nicht für Marmorstatuen erwärmen, ganz besonders nicht, wenn ihnen Arme und Beine fehlten!

Jugendlicher Elan und beschwingte Lebenslust sprechen auch aus zwei Schweizer Gedichten, die während einer der ersten Etappen der Kavaliertour geschrieben wurden: *Dolce far niente vid Lac Lemnan* ('Dolce far niente. Am Genfersee', 1892) und *Sång i alpdalen* ('Gesang im Alpental'). Es sind beides Liebesgedichte in Erinnerung an die schöne, sechzehnjährige Julia Ankarcróna, für die Snoilsky vor der Abreise geschwärmt hatte.

Dolce far niente entstand im August 1864 in Ouchy, wie aus einer Begleitnotiz zum Gedicht hervorgeht. Die Strophen stellen einen Versuch dar, dem Entzücken des jungen Dichters Ausdruck zu geben über «all das unbeschreiblich Herrliche, das in ständig wechselnden, ständig schöneren Bildern in diesen wenigen Tagen an meinen Augen vorbeigezogen ist»²². Mit der poetisch beseelten Schilderung der lächelnden, üppigen Landschaft am Genfersee kurz vor der Weinernte mischen sich Gefühle von Sehnsucht nach der Geliebten in der Heimat und Träume von einem verwirklichten Liebesglück. Die tänzerisch leichten Verse in diesem frühen Glanzstück der erotischen Lyrik Snoilskys wollen das Bild des geliebten Mädchens in die südlichen Reiseerlebnisse hineinnehmen und es mit dem beglückenden, exotischen Naturerlebnis verschmelzen lassen. Da einzelne Strophen kaum herausgelöst werden können, ohne den Gesamteindruck zu zerstören, und da das achtstrophige Gedicht ausserdem in einer ungewöhnlich einfühlsamen Interpretation vorliegt, sei es hier in seiner vollen Länge zitiert:

1. Zu träumen in Lauben, die kränzende Reben
Mit Schatten umweben,
Zu ruhn an des Sees smaragdenem Glanz,
Wo Alpen sich spiegeln und Sonnstrahlen schweben,
Das füllt mir den Tag, den seligen, ganz.
2. Den Ranken die Trauben entrinnen schon wollen,
Die nektargeschwollen,
Es glüht in der Kugeln blaudunklem Verschluss,
Beim Lufthauch des Mittags zu Boden sie rollen
Und netzen mit edelstem Nass meinen Fuss.

²² Zitiert nach H. OLSSON, *Den unge Snoilsky*, Stockholm 1941, S.156f.

3. Und Bilder sie spielen in luftigen Kreisen,
Mit klingenden Weisen,
Und jedes kann ich erfassen zum Fang,
Und halten an Schwingen, die lichtschrimmernd gleissen,
Und die ich fange sind tönender Sang!
4. Und was ich von Bildern konnte erjagen,
Muss Widerschein tragen,
Von Dir, und die Bilder sie spiegeln bereits
Dein dunkles Auge, halb aufgeschlagen,
Und all Deinen kindlich-schüchternen Reiz.
5. O könnt ich mit liebendem Arm Dich umwinden
Und dort bei den Linden
Die Hütte Dir weisen, so traut und so nah,
Dort wollten wir lockende Zauber empfinden,
Dort wären wir glücklich, so glücklich ja! –
6. Die Lüfte des Abends mich lieblich umschwellen
Und purpurne Wellen
Umfluthen den Schnee der Berge mit Brand,
Die Alprosen schliessen die duftenden Zellen,
Mit funkelnden Perlen am Kelchesrand.
7. Um thauige Haine sich Lichtnetze weben,
Der Mond will sich heben,
Mit Waldhorn und Echo der Abend tönt hold,
Auf schlummernden Wellen im Mondglanze beben
Unzählige Sterne aus flüssigem Gold.
8. Die Sterne sie blinken, die Wolken sie gleiten,
Die Stunden sie schreiten
Im Mohnkranz vorüber dem Rasensitz mein,
Im lauschigen Laub harr ich kommender Zeiten
Und träume von Dir in Julias Hain! ²³

Für den Dichter dürfte die schlanke Schwedin mit den grossen, schalkhaften Augen in seiner Erinnerung zu einem Sinnbild für «einen taufrischen, hellgrünen nordischen Sommermorgen»²⁴ geworden sein, und mit zunehmendem Abstand wuchs sein Heimweh wie auch seine Verliebtheit.

Ebenfalls an die sechzehnjährige Julia richtet sich die nahezu ekstatisch anmutende, melodische Liebeserklärung in *Gesang im Alpental*. Hier ist der Schauplatz in eine idyllische Alpengatur mit glitzernden Alpen und rosigen Wolken verlegt, die verwandelt und zugleich beseelt wird von der glühenden Liebe, die alle Hindernisse überwindet. Die sich aufdrängende Assoziation an Johan Henrik Kellgrens

²³ C. SNOILSKY, *Ausgewählte Gedichte*, Deutsch von Adolf Stern, Stockholm 1892, S.121f.

²⁴ Zitiert nach H. OLSSON, *Carl Snoilsky*, S.68.

bekanntes Liebesgedicht *Den nya skapelsen eller Inbillningens värld* ('Die neue Schöpfung oder die Welt der Phantasie', 1868) aus dem Jahre 1789 ist sicherlich kein Zufall. Die drei Strophen, die zum ersten Mal in einem Brief aus Neapel im Januar 1865 erwähnt werden, lesen sich wie ein graziöser Tanz mit der im Rhythmus innehaltenden, wiederholten Beschwörung «für dich, für dich». Sie fanden aber in keiner von Snoilskys Gedichtsammlungen zu seinen Lebzeiten Eingang (vielleicht erschienen sie ihm nachträglich zu privat), sondern sie wurden erst in einem Bändchen unpublizierter Gedichte lange nach seinem Tode im Jahre 1928 abgedruckt.²⁵

Nach der Rückkehr aus Italien und Frankreich hatte Snoilsky als Beamter im Aussenministerium seine diplomatische Laufbahn begonnen und ein Jahr später geheiratet. Sein Unbehagen an der neuen Lebenssituation wurde aber zusehends spürbarer: er fühlte sich wie «ein Löwe im Käfig», eingeeengt von gesellschaftlichen Pflichten und Rücksichten, eingesperrt in einer unglücklichen Konvenienzehe mit einer Frau, die seiner Dichtung völlig verständnislos gegenüberstand und ihn hin und wieder zu ermahnen pflegte, ihre Gäste nicht mit seinen Versen zu plagen! Für nahezu zehn Jahre verstummte er als Dichter. Rückblickend schreibt er in einem Brief an seinen alten Freund, den Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek in Stockholm, Gustaf Edvard Klemming:

Es war von Anfang an eine Absurdität von mir zu glauben, dass ich auf die Dauer ein Gewohnheitsleben in unserer erstarrten, vorurteilsvollen Gesellschaft hätte leben können; ich fühlte mit jedem Tag, wie sich die Maske an allen Ecken und Enden löste, diese Maske aus Kälte und Materialismus, mit der ich so sorgfältig meine wirklichen Züge über-tüncht hatte.²⁶

Als Snoilsky diese Zeilen niederschrieb, hatte er schon den entscheidenden Schritt gewagt und mit seiner bürgerlichen Existenz gebrochen – ein Schritt, der im reaktionären Schweden damals einen Riesenskandal auslöste. Er hatte seinen Dienst quittiert, war ins Exil gegangen, hatte die Scheidung eingereicht und bald darauf im Ausland eine neue Frau geheiratet. Nach anfänglich unstemem Reiseleben siedelte er schliesslich nach Dresden über, wo er mit seiner neuen Familie bis zur Heimkehr nach Schweden im Jahre 1890 lebte. Mit seinen elf Auslandsjahren zählt Snoilsky zu den frühesten schwedischen Exilautoren.

Noch vor seiner Emigration hatte sich Snoilsky nach dem Jugendbesuch am Genfersee im August 1864 aus gesundheitlichen Gründen in den 1870er Jahren ein paar weitere Male in der Schweiz aufgehalten, u.a. 1877 in St. Moritz. Die Schweizer Alpennatur hat er in drei weiteren lyrischen Zeugnissen aufleben lassen. Der geschilderte biographische Hintergrund dürfte den wehmütigen Ton dieser Gedichte erklären helfen, die in auffallendem Kontrast zu den jauchzenden, heissblütigen Italienbildern

²⁵ C. SNOILSKY, *Eko. Outgivna Dikter*, Stockholm 1928, S.41f.

²⁶ Brief vom 18.9.1879. Zitiert nach K. WARBURG, *Carl Snoilsky*, Stockholm 1905, S.235.

stehen. Die mit steigendem Alter immer deutlicher hervortretende Melancholie des Dichters schwingt besonders stark in dem späten Epigramm *Schweizer-alp* mit. Die formvollendete Elegie, nach antikem Vorbild als Distichon verfasst, ist eine schwermütige Betrachtung über das unaufhaltsame Altern des Menschen, versinnbildlicht durch die nächtliche Verwandlung des braunfarbenen Alpengipfels in einen silbergrauen Scheitel nach dem Schneesturm: «Jugend und Alter, ach, wie nah aneinander im Leben, / nur von den Träumen getrennt – so wie gestern von heute!»²⁷

In den beiden Gedichten *Alprosen* ('Alpenrose', 1892) und *Edelweiss* ('Edelweiss', 1892) stehen die zwei Alpenblumen als Sinnbild für eine verhaltene Liebe. Die Alpenrose bringt eine distanziert verschlossene Liebeshaltung zum Ausdruck, während das Edelweiss die stillglühende, ausdauernde Liebe symbolisiert. Die vier Strophen der *Alpenrose* sind in der Sammlung *Sonetter* (1871; 'Sonette') enthalten und werden von «Noli-me-tangere»-Stimmungen begleitet, ähnlich wie sie sich im berühmten einleitenden Sonett mit eben jenem Titel *Noli me tangere* ('Rühr mich nicht an', 1954) äussern. Die abweisende Attitüde und die hochmütige Abgeschiedenheit der Bergblume richtet sich gegen die Banalität. Ihre Verachtung für die prunkende Allerweltsschönheit der Talrose erweist sich jedoch in den zwei letzten Strophen als eine schützende Maske, hinter der sich ein zurückgehaltenes Zärtlichkeitsbedürfnis verbirgt.

Der Leser spürt in diesen Zeilen, dass unter der streng beherrschten Oberfläche und der vorgetäuschten Gefühlskälte ein schmerzvoller Ton vibriert. Das anfänglich mit Metaphern überfrachtete Gedicht mündet in einen vorsichtigen Annäherungsversuch an das Gegenüber des lyrischen Ich, der möglicherweise als eine Selbstbeichte aufzufassen ist. Hier die beiden bewegten Schlusstrophen, die in der deutschen Nachbildung von Adolf Stern aus dem Jahre 1892 bei weitem nicht der formvollendeten und geschliffenen Eleganz des Originals gerecht wird:

3. Du aber, Scheuer, komm, der sein Gemüth
Der Welt verbirgt, obschon es weich und warm,
Der Kälte heuchelt, wenn ihn Dornen ritzen.

4. Komm Du, der so wie ich geheim erglüht,
Hier zwischen Bergen, die sie schelten arm,
Biet ich Dir Rosen, die im Eise blitzen.

(Ausgewählte Gedichte, S.115)

Das Gedicht *Edelweiss* ist ein Jahrzehnt später, am Anfang der Exilperiode entstanden. Hier ist ein neuer, inniger Ton herauszuhören, der offenbar im Zeichen der neuen Liebe und der diesmal glücklichen Ehe des Dichters steht. In diesem Sinne wird die ausharrende Alpenblume, die hoch oben am kargen Bergkamm wächst und sogar Eis und Kälte zu trotzen vermag, zum Gleichnis für die noch am Lebensende blühende, anspruchslose und treue Liebe. Die deutliche Todessymbolik in Verbindung mit

²⁷ C. SNOILSKY, *Samlade dikter*, 5, Stockholm 1904, S.55.

dieser Abwandlung des Liebesthemas lässt einen Hauch stiller Wehmut mitschwingen und gleichzeitig die Vereinsamung des in seiner Heimat Verfeimten erahnen:

1. Auf Höhen, von Öde umwittert,
 Wo der Wolke der Schnee entweht,
 Wo kaum ein Grashalm noch zittert,
 Selbst die Alpenrose vergeht,
 Zwischen Gletschern blüht dort mit Glänzen
 Eine Blume auf dem Grunde von Gneiss,
 Sie zieret des Lebens Grenzen,
 Ihr Name ist Edelweiss.

2. Wenn der Herbst im Thale den Blüten
 Das Todtengeläut anstimmt,
 Die Farben, in denen sie glühten,
 Mit kaltem Finger entnimmt,
 Wenn die Rose senkt ihre Krone,
 Entblättert vom Sturmesweh,
 Wenn die Schönheit steigt vom Throne -
 Steht Edelweiss frisch im Schnee.

3. Und hoch aus der Felsen Spalten
 Bedeutsam mahnet sie dann
 An ewige Gewalten,
 Wenn Schönheit und Freude verrann;
 Der treuen Liebe zum Preise,
 Die weiss, dass die Rose verglüht,
 Und doch zwischen Schnee und Eise,
 Am Ende des Lebens blüht.

(Ausgewählte Gedichte, S.154f.)

Snoilskys Schweizer Naturlyrik unterscheidet sich von der seiner romantischen Vorgänger darin, dass er nicht die Naturszenerie und die von ihr ausgelösten Gefühle in poetische Form umzusetzen versucht, sondern dass bei ihm selbsterlebte Stimmungen in lyrische Landschaftsbilder hineinprojiziert werden. Die von ihm gewählten Naturmotive erhalten somit symbolhaften Charakter und repräsentieren Gefühlszustände. Diese Tendenz wird dann um die Jahrhundertwende von Oscar Levertin in seiner Schweizpoesie weitergeführt und vertieft.

Graf Carl Snoilsky ist der letzte bedeutende Romantiker in Schweden an der Schwelle zum Realismus. Dank seiner Italienbilder und seiner Sonette – von der Nachwelt als Höhepunkt und Vervollkommnung von Böttigers Arbeiten in diesem Genre betrachtet – wurde er während ein paar Jahrzehnten als der hervorragendste Lyriker des Landes gefeiert. An Böttiger hatte er bereits in einem Jugendbrief aus Sorrent im Jahre 1865 seinen Dank für ein lyrisches Erbe mit realistischen Vorzeichen ausgesprochen.²⁸ Snoilskys Vorsatz, mit der grossangelegten sozialrealisti-

²⁸ P. FRÖBERG, *Skalden Böttiger*, S.162.

schen Nationaldichtung *Svenska bilder* (1886ff.; 'Schwedische Bilder'), während seiner späten, dritten Schaffensperiode entstanden, zum Wegweiser und Dichter des Volkes zu werden, scheiterte jedoch an seiner allzu aristokratischen Grundhaltung. Dies wurde seine grosse Tragik, die ihn in den letzten Lebensjahren wiederum verstummen liess.

Mit dem einen Bein in der Romantik, mit dem anderen in der modernen Zeit stehend, war Snoilsky zwar ein Wegbereiter des Liberalismus und Realismus in Schweden; dennoch musste er zuletzt schmerzlich erfahren, dass er fast schon zu Lebzeiten in Vergessenheit geraten war. Neue Strömungen, wie der Naturalismus mit Strindberg als Hauptgestalt (der den älteren Dichter übrigens sehr bewunderte), gefolgt von der schwedischen neuromantischen Epoche mit Heidenstam als Bannerführer, hatten sich inzwischen geltend gemacht und die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

7. Bänkellied mit Alpenmotiv: *Alpens ros*

Als literarischer Ausdruck für die volkstümliche Auffassung von der Alpenromantik darf das Bänkellied *Alpens ros* ('Die Alpenrose') gelten. Es wurde in Form von fliegenden Blättern, auf schwedisch «skillingtryck», kolportiert und erfreute sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ungemeiner Beliebtheit. In den 1870er Jahren wurde das Lied nicht weniger als zwanzigmal aufgelegt; zwischen 1871 und 1916 erreichte es insgesamt 60 Auflagen.²⁹ Die sogenannten Schillingdrucke kennt man in Schweden seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Es handelt sich um einfache Flugblattdrucke, die meist nur acht Seiten umfassten und populäre Lieder enthielten. Sie wurden von wandernden Händlern oder den Bänkelsängern selber vertrieben. Die Bezeichnung «skillingtryck» ('Schillingdruck') stammt aus einem Zeitraum, als der Preis für ein solches Liederheftchen gerade einen schwedischen Schilling betrug.³⁰

Alpens ros soll in Schweden zum ersten Mal von einer Wilhelmina Hoffman vorgetragen worden sein, welche, aus Dänemark kommend, spätestens seit den 1860er Jahren mit einer Truppe von Bänkelsängern durch das Land zog. Man weiss, dass sie blind war (oder wurde), und dass ein Sohn von ihr während des Vortrags auf die zu ihren Liedern gehörenden Bilder zeigte. Aus dem Erstdruck des Lieds von 1871 geht hervor, dass ihn Wilhelmina selbst in Stockholm in Auftrag gegeben hatte.

Dieses anonyme Bänkellied soll auch in Dänemark sehr beliebt gewesen sein, und die Melodie ist wahrscheinlich zentraleuropäischen Ursprungs. Womöglich hatte Wilhelmina Hoffman selbst den Text aus dem Deutschen übersetzt. Die Melodie ist heute noch durchaus geläufig. Wie in so vielen Liedern aus diesem Genre geht es hier um unglückliche Liebe und gewaltsamen, tragischen Tod. Auch wenn die vierzehn ursprünglichen Strophen im Laufe der letzten einhundertzwanzig Jahre gewisse Abwandlungen erfahren haben, ist der Hauptinhalt noch immer derselbe. Es ist die bekannte Geschichte von der schönen, hochmütigen Jungfer, die alle ihre Freier verschmäht. In der Liedfassung wird dann einer der Anbeter, Kuno, von ihr aufgefordert, ihr als Vorbedingung für ein Jawort die Alpenrose «oben auf der höchstgelegnen Alpenzinne» zu bringen. Der arme Kuno stürzt bei diesem Versuch ab, und die sodann verzweifelte Braut vereint sich reumütig mit ihrem verunglückten Geliebten im Freitod. Die herzzerreissende Geschichte geht erwartungsgemäss mit einer Moral zu Ende:

Nimmer darf Euch meine Feder preisen
Weiberspiel und Jungfernübermut:
der Alpenros' gebricht es nun der weissen,
denn sie färbet Kunos rotes Blut! ³¹

²⁹ Nach freundlicher Mitteilung von Svenskt Visarkiv, Stockholm.

³⁰ B. R. JONSSON, *Svensk balladtradition*, 1, Stockholm 1967, S.601ff. Vgl. auch S. EGNELL – L. YUNKERS, *60 skillingtryck*, Stockholm 1982, S.3.

³¹ Übersetzt nach Strophe 14 des Erstdrucks, 1871, S.7.

Der Erstdruck des Liedes wird von einer Prosaparaphrase begleitet, mit dem Titel *Berättelse om Alprosen eller Den olyckliga kärleken i Schweits* ('Erzählung von der Alpenrose oder Die unglückliche Liebe in der Schweiz'). Der idyllische Auftakt malt den Ort der tragischen Handlung mit vielen anmutigen Details aus:

Ganz hoch oben auf den unzugänglichen Zinnen der Alpen prangt die wunderbare Alpenrose in vielfältigen Farben. Im Frühling schauen ihre glänzenden Blätter und purpurfarbenen Knospen durch den Schnee hervor. Kein menschlicher Fuss vermag diese Räume zu betreten, und keiner Hand ist es folglich verstattet, diese Rosen zu brechen. Aber auch im Thale wuchs eine Blume heran, nicht weniger schön als die Rosen auf der Alpenhöhe. Hinter Oberhausen am Thunersee ragen steile Felsmauern empor, an deren Fusse Maienthal gelegen ist, eins der schönsten Thäler in dieser entzückenden Gegend. In einem schmalen Ausläufer dieses Thaies stand einst ein nettes Häuschen, beschattet von Eiche und Ahorn. Seine braunen Wände waren reich mit Holzschnitzereien verziert, und kernige Bibelsprüche waren zwischen hellgrünen Weinreben zu lesen, welche mit ihrem Blattwerk den Laubengang bekränzten, der nach Landessitte um das Haus herum gebaut war. Aus der Thüre dieses Häuschens trat während der heissen Sommerabende öfter ein junges Mädchen, das mit unwiderstehlichem Verlangen zu den schönen Rosen der Alp hinaufschaute. «Ach, ihr glückliche Blumen», äusserte sie beisweilen und seufzte. «Könnte ich euch bloss aus der Nähe anschauen; aber ihr seid so klug, dort zu wachsen, wo euch kein menschliches Geschöpf erreichen kann.»³²

In der Prosaversion wird also die Handlung *expressis verbis* in ein Tal am Thunersee verlegt. Dieser Text erläutert zudem ausführlich das Vorgeschehen, nämlich die unaufhaltsame Sehnsucht des jungen Mädchens nach den schönen Blumen in der Gipfelferne als Freiheitssymbol, dann den ersten Heiratsantrag des Nachbarssohnes Kuno, der sie überdies beim Almauftrieb vom drohenden Absturz in die Tiefe rettet, und schliesslich die erste keimende Liebe ihrerseits und die Rückkehr Kunos nach zwei Jahren in der Ferne mit grossen Reichtümern und sein erneutes Werben um sie. Durch diese Nuancierung erhält die melodramatische Liebesgeschichte immerhin eine gewisse psychologische Glaubwürdigkeit, die der stark vereinfachenden Liedvariante völlig abhanden gekommen ist.

³² Übersetzt nach der Prosaversion des Erstdrucks, 1871, S.2.

8. Eine Frühfeministin an der Wiege der Freiheit: Fredrika Bremer

Eine der interessantesten und denkwürdigsten Schilderungen der Schweiz stammt aus der Feder einer Frau. Die zu ihrer Zeit international bekannte Autorin und Frauenrechtlerin Fredrika Bremer hielt sich während einer fünf Jahre dauernden Reise, die sie bis Italien, Griechenland, Palästina und in die Türkei führte, vom Frühsommer 1856 bis zum Herbst 1857 in der Eidgenossenschaft auf. In ihrem vielleicht besten Prosawerk *Lifvet i gamla verlden* (3 Bde., 1860–62; 'Leben in der alten Welt', 1861–63) hat sie ihren Erlebnissen anschaulich Ausdruck verliehen. Dieses Reisebuch wurde umgehend in mehrere Sprachen übersetzt und trug wiederum dazu bei, die Schweiz in weiten Kreisen bekannt zu machen. Etwa gleichzeitig mit dem Original erschienen in Stuttgart und Leipzig zwei Fassungen in deutscher Sprache.³³

Fredrika Bremer steht vor ihrem 55. Geburtstag, als sie – über Basel kommend – an einem nebligen Junitag 1856 in Bern eintrifft. Ich will es wagen, denkt sie, und spricht sich selber Mut zu, worauf sie, nach der Rückkehr von einer mehrstündigen Waldwanderung bei Interlaken einige Tage später, sich «der Umarmung der Titanentochter» überlässt und ihren Körper in die eisigen Wellen der Aare senkt. Wie neu geboren, jung und voller Tatkraft steigt sie sodann aus dem Wasser – eine Wirkung, die während der gesamten, ursprünglich für ein Jahr vorgesehenen, schliesslich aber fünfjährigen Reise anhalten wird. Voll unermüdlicher Neugier scheut sie kein Abenteuer, schreckt sie weder vor Mühsalen noch Gefahren zurück, seien es anspruchsvolle Bergbesteigungen, mehrstündige Kamelritte durch die Wüste oder unsichere Überfahrten in primitiven, überfüllten Ruderbooten. Sie vertraut den Menschen, genau wie sie Gott vertraut. Überall gewinnt sie neue Freunde und passt sich stets mit der gleichen Leichtigkeit an, ob bei einfachen Bauern, in Klöstern oder in aristokratischen Kreisen. «Mit Gottesfurcht und Tollkühnheit», wie sie sagt, schlägt sich diese mutige und bemerkenswerte Schwedin allein in der Fremde durch.

Fünf Jahre zurück liegt ihre erste grosse Reise in die Vereinigten Staaten, von deren Erfahrungen und Eindrücken sie in dem dreibändigen Werk *Hemmen i den nya verlden* (1853–54; 'Die Heimat in der neuen Welt', 1854–55) berichtet hat. Sie reist nicht als Touristin, denn die vorliegenden Übersetzungen ihrer Romane haben ihr Weltruhm verschafft, und sie wird überall als europäische Kulturpersonlichkeit behandelt. Bereits ihr erster Prosaroman – immerhin elf Jahre vor der Geburt des Spätromantikers Snoilsky publiziert! – stellt sie an den Anfang der bür-

³³ F. BREMER, *Leben in der alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient*, 3 Bde., Leipzig 1861–63. Im folgenden wird nach der gekürzten Ausgabe, die nur die Reisebeschreibung aus der Schweiz und Italien enthält, zitiert: *Reisebilder aus der Schweiz und Italien*, 4 Bde., Stuttgart 1861.

gerlich-realistischen Romantradition in Schweden. Noch vor der Abreise hat sie ihrem Verleger das Manuskript des emotionsgeladenen Emanzipationsromans *Hertha* (1856; 'Hertha', 1856) abgeliefert, der einen erbitterten Angriff auf die patriarchalische Gesellschaft darstellt und zugleich ein Appell für die Freiheit, d.h. für die Mündigkeit der Frauen sein will, die zu dieser Zeit noch immer unter der Vormundschaft ihres Ehegatten, Vaters oder Bruders stehen. Der Roman weckt unerhörtes Aufsehen, nicht zuletzt durch die zusätzlich provokative Forderung nach Arbeit und Ausbildung für das weibliche Geschlecht. Das Echo, das dieses Buch auslöst, trägt weitgehend zu einer Gesetzesänderung in Schweden zwei Jahre später bei, durch die der unverheirateten Frau mit fünfundzwanzig Jahren die Mündigkeit zugesprochen wird.

Bremers einziger gesellschaftskritischer Roman sei ein Stück aus ihrer eigenen Seelengeschichte, hat sie einmal in einem Brief geschrieben. Sie hatte nämlich am eigenen Leib erfahren müssen, was die Unmündigkeit der Frau bedeutet und in ihrer Jugend stark darunter gelitten. Als aufgewecktes, intelligentes Mädchen voller Tatendrang war sie von einem tyrannischen Vater in die Zwangsjacke einer bürgerlichen und pedantisch strengen Erziehung für höhere Töchter gezwängt worden. Den Abschluss dieser standesgemässen Erziehung hatte Fredrika zusammen mit ihren Schwestern bereits fünfunddreissig Jahre früher auf einer aufwendigen, einjährigen Bildungsreise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich erlebt – jedoch nur durch die Fenster des gedeckten Wagens! Wie ganz anders geniesst sie nun die Schweiz mit offenen Sinnen und im vollen Gefühl ihrer Freiheit:

Ich war schon früher einmal in Bern gewesen; damals war ich jung, aber gefangen wie ein Vogel im goldnen Käfig. Jetzt war ich alt, aber frei, und – o der goldnen Freiheit!
(Reisebilder, 1, S.10)

Die Motive, welche die Schriftstellerin zu ihrem langen Aufenthalt in der Schweiz bewogen hatten, waren vorwiegend religiöser Natur. Auf der ständigen Suche nach einer Lebensanschauung, in welcher Glaube und Vernunft vereint sind und jedem Individuum eine freie Entwicklung gewährt werden könnte, meinte sie nämlich, in der freien Waadtländer Kirche, gegründet von Alexandre Vinet, «das Urwort des Protestantismus» vernommen zu haben. Diese religiöse Bewegung hatte sie in den 1850er Jahren in Stockholm kennengelernt und stand seither in Briefwechsel mit der Witwe des verstorbenen Oberhaupts. Ihre Hoffnungen wurden allerdings nicht ganz erfüllt:

Es ist nicht *meine* freie Kirche, *meine* Kirche der Zukunft. Sie ist dafür zu ausschliesslich, zu stagnierend und klebt zu sehr am Buchstaben. *Meine* Kirche, diejenige an die ich glaube, die ich suche und in welcher ich bereits mit ganzer Seele lebe und anbeate, ist eine solche wo Verschiedenheiten in gewissen Formen und Dogmen Menschen nicht trennen dürfen, die in derselben höchsten Liebe vereinigt sind. (Reisebilder, 1, S.85)

Aber die freie Kirche schien ihr immerhin den Weg zur idealen Kirche der Zukunft zu weisen, die alle Glaubensbekenntnisse frei miteinander verbunden in sich aufnehmen könnte, und sie hielt trotz aller Einwände bis zu ihrem Tode an den Anschau-

ungen Vinets fest, wie Emil Färnström in seiner Untersuchung über Fredrika Bremers Schweizerreise ausdrücklich festhält.³⁴

Auf ihrer Amerikareise hatte die Dichterin die Welt der Zukunft aufsuchen wollen; in der Schweiz wollte sie den Wurzeln der christlichen abendländischen Kultur nachgehen und zugleich «in mehr konzentrierter Form ‘das neue Lied’, das geistige Leben, das in einem höheren Chor den Herrn preisen soll», suchen.³⁵ Die undogmatische Christin, für die das Gotteserlebnis und nicht die Lehre im Zentrum stand, war zutiefst beunruhigt über das jahrzehntelange Zerwürfnis zwischen der Staatskirche und den Freikirchen in ihrem Heimatland. Das Bekenntnis Vinets mit der Betonung des «vernünftigen Gewissens» als Richtschnur in religiösen Fragen schien ihr den möglichen Ausgangspunkt für eine gegenseitige Versöhnung zu bieten.

Um volle Klarheit in dieser Frage zu gewinnen, studierte Fredrika Bremer gründlich Kult und Lehre der freien Waadtländer Kirche, führte eingehende Gespräche mit deren leitenden Theologen und nahm strapaziöse Wanderungen auf sich, um in entlegenen Hochtälern den Freilichtgottesdiensten beizuwohnen. Was sie aber durchgehend vermisste, war der Sinn für das religiöse historische Erbe, für die Glaubensvorstellungen und Göttersagen der Vorzeit. Dieses Erbe wieder ans Licht zu holen und eine Brücke zwischen der Philosophie des Heidentums und der des Christentums zu schlagen, sah sie nun als ihre Aufgabe. Sie wollte dem Weg der gebrochenen Strahlen zurück zum Ursprung folgen.³⁶

In einer grossartigen Vision auf der Enge bei Bern war es ihr ganz am Anfang ihrer Reise so vorgekommen, als hätte sie direkt in die göttliche Quelle hineingeschaut. In diesem beseelten Augenblick einer Unio mystica hatte sie die Erleichterung der neugewonnenen Freiheit intensiv verspürt, gleichzeitig wie ihr das Ziel der Reise mit einem Mal klar geworden war. Die Offenbarung und die Begegnung mit der Schönheit der Alpenwelt blieb ihr während des langen Auslandsaufenthalts als bedeutsame Erinnerung, aus der sie wiederholt Mut und Kraft schöpfte. Das folgende lange Zitat könnte praktisch als Motto für die ganze Reiseschilderung stehen. Es endet mit einer humorvollen Rückkehr in die Realität, als die Autorin ein Vanilleeis verspeist – eins der zahlreichen Beispiele dafür, dass auch die Mystikerin Fredrika Bremer alle Sinne der Wirklichkeit gegenüber offen hatte:

Die Enge, eine der Hauptpromenaden der Berner, liegt etwa eine Viertelstunde vor der Stadt. Sie ist eine hohe von der Aar gebildete Landspitze und mit schönen Bäumen bepflanzt, so dass sie eine grossartige Promenade bildet, die eine wo möglich noch herrlichere Aussicht auf die Oberländer Alpen gewährt als die Domterrasse in der Stadt. Man glaubt ihnen hier näher zu sein, man erhält einen tiefern Einblick in ihren mystischen

³⁴ E. FÄRNSTRÖM, *Fredrika Bremer i Schweiz*, Stockholm 1968, S.70ff. und S.113ff.

³⁵ Brief an Per Johan Böklin vom 12.8.1856. In: F. BREMER, *Fredrika Bremers brev*, 3, Stockholm 1917, S.469.

³⁶ Vgl. hierzu Gustaf Fredén in seiner Einleitung zu F. BREMER, *Livet i gamla världen*, Stockholm 1961, S.8f.

Naturtempel. Die Wolken hatten sich wieder auf ihren Zinnen gelagert, aber die untergehende Sonne bestrahlte sie mit wunderbaren Abstufungen von Purpur, Gold und blasser Rosatinte. Wie die Gipfel der Alpen bald heller bald dunkler hervortraten, bald höher bald niedriger schienen, je nachdem die Wolkenvorhänge sie hoben oder senkten, oder die Sonnenstrahlen auf sie fielen und immer wechselnde Bilder erzeugten! Denn in diesen Alpenregionen herrscht eine sanfte Bewegung, die unter den grünen Bäumen der Enge, wo Alles in tiefer Ruhe war, ganz und gar nicht bemerkt werden konnte. In kurzer Entfernung von der Terrasse spielten Blasinstrumente sanfte und schöne Melodien.

Warum fliessen meine Thränen so rasch, warum wollen sie sich nicht trocknen lassen, während ich die Bilderpracht in den Wolken bewundere und den Klängen der Musik, der wunderbaren tiefen Harmonie lausche die in ihnen liegt? Nein, es ist kein Kummer und kein Leiden was sie hervorruft, sondern Ueberraschung, freudige Betrachtungen, dankbare unaussprechliche Gefühle, gewaltige Ahnungen, im Verein mit diesem Schauspiel und diesen Melodien. Gleich halb beleuchteten Alpengipfeln, gleich prophetischen Blicken schimmern sie aus der Tiefe meiner Seele hervor.

Ich kam nach Bern bloss um von da nach Lausanne weiter zu reisen. Der Zweck meiner Reise waren ein einjähriger Aufenthalt und ruhige Studien an den Ufern des Genfersees. Aber in diesem Augenblick erweiterte sich der Horizont, es war mir als sehe ich einen Sonnenkreis um den andern in weiter Entfernung auf meinem Wege glänzen, und als schimmerten aus den Wolken die Thürme berühmter Städte hervor, denen ich jetzt noch keinen Namen zu geben wagte. Die wundervolle Vision verschwand mit der magischen Farbenpracht und den Melodien wodurch sie hervorgerufen worden. Aber was zurückgeblieben ist, was von diesem unvergesslichen Morgen und Abend noch immer in meiner Seele zurückbleibt, das ist das Gefühl einer ungeschwächten Gesundheit und Kraft, sowie die Ahnung eines höhern Zieles meiner Reise als ich selbst mir vorgesteckt hatte.

Ich war wieder frei nach mehreren düstern sorgenvollen Jahren; frei nicht durch meine eigenen persönlichen Bemühungen, sondern weil Gottes mächtige Hand mich erlöst hatte. Ich hatte eine unbegrenzte Zeit vor mir, die ich in Freiheit und Frieden auf die Lösung mancher Fragen und Forschungen verwenden konnte welche mir seit langer Zeit theuer gewesen. Wohlan denn, dieser Aufgabe will ich leben, ich will mich bemühen meinem halben Gedanken und meinem halben Lichte Kraft zu geben, ich will sehen ob sie mich zu einem grossen Ganzen führen können. Und so mag der Geist der Wahrheit, dem ich allein folgen werde, mich leiten wohin und wie er will!

So sagte ich zu mir selbst und beschwichtigte meine aufgeregten Gefühle mit einem Glas köstlichen Vanilleises, das ich, auf einer steinernen Mauer unter den Bäumen sitzend, mir munden liess. Die Sonne stieg herab, die phantastischen Wolkenbilder in den Alpen verschwanden, die Musik hörte auf, die wenigen Lustwandler auf der Terrasse entfernten sich gruppenweise oder allein; aber ich kehrte glücklich im Abendzwielflicht nach Bern zurück.

Einsam bin ich, nicht alleine! (Reisebilder, I, S.7ff.)

Bremers Reiseeindrücke sind in der Form von Tagebuchnotizen zusammengestellt, die in Stationen eingeteilt sind. Wie aus ihrem Vorwort hervorgeht, sind diese Stationen als Abschnitte auf ihrer Lebensreise zu immer grösserer Klarheit anzusehen. Ihr Reisetagebuch wird begleitet von einem Unterton stiller Meditation und religiöser Suche. Gleichzeitig sind eine scharfe Beobachtungsgabe und ein ausdrücklicher Sinn für das treffende Detail kennzeichnend für die Schilderung, auch in ihren romantischen Partien und den ausgedehnten religiösen Betrachtungen. Neben den vielen geistlichen Problemen, mit denen sie sich beschäftigt, empfindet Bremer den-

noch lebhaftes Interesse für Volk und Landschaft, und ihre Naturbegeisterung äussert sich oft in nahezu poetisch beseelter Form. Im Vorwort hat sie selbst zur besonderen Wesensart ihrer Reisebeschreibung Stellung genommen: «Es ist kein Roman, sondern eine getreue Darstellung der Wirklichkeit, so wie ich sie begreife. Ich kann nicht dafür wenn die Wirklichkeit etwas Romanhaftes an sich hat» (Reisebilder, 1, S.Vf.).

Lassen wir die Autorin mit eigenen Worten ihr erstes Erlebnis der Alpen beschreiben – eben die gleiche Aussicht von der Münsterterrasse in Bern, die mehrmals Gegenstand von Nicanders Verzückerung gewesen ist. Bei Bremer gestalten sich auch an dieser Stelle die sonnenbeleuchteten Berggipfel zu einem naturmystischen Symbol für die Güte Gottes:

Ich stand auf der hohen Domterrasse und schaute um mich her. Es war hell, unbeschreiblich hell und herrlich. Himmel und Erde schienen wie in gedoppeltem Glanze zu leuchten. Tief unter meinen Füßen rauschte die reissende Aar durch grünende Wiesen hin, und dort, den fernen Horizont mit ihren weissen Draperien umschliessend, standen mit ihren Silberhörnern die Pyramiden des alten Landes: das Schreckhorn, das Doldenhorn, das Finsteraarhorn, der Eiger, der Mönch, die Jungfrau und wie sie alle heissen mögen, diese uralten Titanen, diese schönen prächtigen Gestalten des Schweizerlandes. Jetzt waren sie ruhig, die ehemaligen Himmelsstürmer. Der Herr des Himmels hatte eine Hand voll Schnee über sie gestreut, und sie hatten sich in Stein verwandelt, und jetzt stehen sie in Helmen und Rüstungen von ewigem Eis da und strahlen die Herrlichkeit der Sonne zurück. O wie weiss, wie schön sie dreinschauten, und wie ihre Majestät erhöht wurde durch das Sonnenlicht! Der Sturm der vergangenen Nacht hatte sich in kleine Wolkeninselchen gesammelt, die wie dunkle Flecken am Fuss der Berge hintrieben und dort, aufgelöst durch die Sonnenstrahlen und von den verborgenen Geistern der Berge zu den Quellen in ihrem Schoosse hingezogen, verschwanden.

Wie die Augen meiner Seele sich an diesem Augenblick erlabten, wie meine Ohren den Stimmen lauschten die von da aus zu mir sprachen:

«Habe Vertrauen zur Sonne! Lass deinen Muth nicht sinken! Ist nicht ein nächtlicher Sturm erst neuerdings über dein Leben hingezogen? Schien nicht der Himmel finster und jede Aussicht auf Erden verschlossen, und ist nicht der Sturm ganz auf einmal wie durch einen Zauberschlag zerstreut, ist nicht Alles wieder hell geworden? Siehe die Wölkchen dort unterhalb des Gebirges, wie sie dahin schmelzen vor der Sonne, welche sie aufsaugt, sie in blauen Aether oder in befruchtende Quellen und Flüsse verwandelt. So die menschlichen Leiden und Irrthümer, welche leider das Leben so finster und das Herz so schwer machen; so versinken auch sie in der Tiefe, so werden sie von der Sonne der göttlichen Güte aufgelöst. Habe Vertrauen zur Sonne! Singe, singe, o Herz, und preise ihre Macht, wie die Alpenhöhen thun und die Wolken und die grüne, ewig junge Erde.»

Lustig rauschte die Aar mit ihren schwellenden Wassern dahin, die Vögel sangen, die Acazien verbreiteten ihre Wohlgerüche ringsum, und die Erde und die Alpen glänzten herrlich. O dieser Morgen! Ich vermag nur schwach auszudrücken, was ich da empfand, was die Sonne und die Alpen zu mir sagten. (Reisebilder, 1, S.5ff.)

Nach dem Aufenthalt in Bern verbrachte Fredrika erlebnisreiche Sommermonate in Lausanne und in der umliegenden Gegend. Überall wurde sie mit der gleichen Gastfreundschaft empfangen. Sie machte auch zahlreiche Ausflüge und Wanderungen, u.a. nach Thun, Interlaken, Meiringen, Grimsel («dem trübseligsten Ort von der Welt») und

weiter zum Rhonegletscher; im Spätsommer weilte sie in den Innerkantonen und fuhr anschliessend nach Zürich und Einsiedeln. Am allermeisten war sie von Thun angetan:

Ich fuhr nach Thun. Bist du dort gewesen? Hast du den Thunersee und seine Ufer gesehen? Wenn du noch nicht dort warst, so gehe hin so bald du es machen kannst; denn eine Gegend von bezaubernderer Schönheit und von grossartigerem Masstabe ist auf dieser schönen Erde nicht zu finden. (Reisebilder, 1, S.10)

Im September machte die Autorin einen Abstecher nach Brüssel, wohin sie als einzige Frau zu einem internationalen Wohltätigkeitskongress eingeladen worden war. Dieser erste Kongress, bei dem Wissenschaft und Menschenliebe sich die Hand reichten, wie sie später schreibt, hatte zur Aufgabe, Pläne für eine Welt ohne Armut und Unterdrückung zu entwerfen. Die in ihrem Leben und Werk unermüdliche Vorkämpferin für die drei humanistischen Ideale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sah bereits im Geiste eine neue Welt verwirklicht, in der Menschen aller Nationen gleichgestellt und als Brüder vereint seien. In dieser Hinsicht schien ihr die Schweiz das grosse Vorbild zu sein, auch wenn es hier, wie es im Reisebericht heisst, an grossen Entwürfen und freiem Horizont mangle:

Was ich in der Schweiz auch in der Erziehung nicht fand, das ist der freie und im höchsten Sinn universelle Geist dessen belebende und regenerierende Kraft ich in den vereinigten Staaten Nordamerikas erprobte, und unter den vielen Vorlesungen und Predigten in diesem Lande vermisste ich die Ausdehnung des gesellschaftlichen und politischen Horizontes auf die andern Nationen, auf die grosse Eidgenossenschaft des Menschengeschlechtes. (Reisebilder, 2, S.86)

Fredrika Bremers Auffassung von der Eidgenossenschaft als einem Land mit idealer Gesellschaftsordnung und einem vorbildlich demokratischen Volk kommt dennoch zum Ausdruck in der Widmung an das «kleine Land im Herzen Europas», welche den ersten Band ihrer Reiseschilderung einleitet:

Seine Bevölkerung – ein Hirtenvolk – hat bei den Kämpfen für die kostbarsten Schätze der Menschheit, für politische Freiheit und Gewissensfreiheit, stets in den vordersten Reihen gestanden.

Durch Berge und Täler, durch Verschiedenheit des Ursprungs, der Sprache und des religiösen Glaubens getrennt, in Staaten und Familien verschiedenen Stammes abgetheilt, ist diese aus so vielerlei Völkern zusammengesetzte Nation gleichwohl einig in ihrer Liebe zur Freiheit und zu dem gemeinsamen Vaterland: dieser kleinen Schweiz. Und in all diesen Staaten, so verschieden sie auch in Bezug auf Sitten, Sprache oder religiöse Ansicht sein mögen, herrscht ein einziges Wort mit zauberischer, kittender, bindender Gewalt, und ein einziger Name ist allen gleich hoch und heilig, der Name: *Eidgenosse*. Wenn widerstreitende Elemente sie auf eine Zeit trennen, so sind sie in diesem wieder fest verbunden. Der Sonderbund ist in ewiger Einheit aufgelöst. (Reisebilder, 1, S.1f.)

Wie zu erwarten machte der Schweizer Freiheitskampf stärksten Eindruck auf die freiheitsliebende Schwedin, und sie vergleicht ihn – nachdem sie zuerst aus-

fürhlich über die Urkantone, über Wilhelm Tell und den Rütli-Schwur berichtet hat – mit dem Unabhängigkeitskampf der Schweden von der dänischen Herrschaft unter Gustav Vasas Führung in den Jahren 1521–1523:

Nirgends hat die Natur die Wiege der Freiheit schöner geschmückt als in Schweden und in der Schweiz. Dort ist Dalekarlien, hier sind die Waldstädte ihre ächte Heimath geworden. Und hier an den Ufern des Vierwaldstättersees ist es mir als sässe ich an einem der stillen, tiefen Seen Dalekarliens. Die Aehnlichkeit ist schlagend. Dieselbe ernste, erhabene Schönheit; derselbe Kranz von Bergen und bewaldeten Ufern um den See her, dieselben heitern, sonnigen und grasreichen Gefilde zwischen den Bergen, dieselbe Stille über der grossen Landschaft, und in ihrem Schoosse ein Volk von einfachen Sitten, von frommer und stiller Gemüthsart, dabei aber von mächtigem Willen und unüberwindlicher Liebe für Volksrechte und Volksfreiheit. Auch zwischen dem schwedischen und schweizerischen Freiheitskampf findet eine Aehnlichkeit statt. Dort waren es die dänischen, hier die österreichischen Landvögte, die sich im Namen ihrer Herren solche Tyrannen erlaubten, dass das Volk zu den Waffen lief und die Hirten sich in Krieger verwandelten. Aber hier hört die Aehnlichkeit auf, ohne dass die Geschichte des einen oder andern Volkes weniger edel oder merkwürdig würde. Die Dalekarlier gaben in Gustav Wasa sich selbst einen Führer und Schweden einen König. Die Männer der Waldstädte gaben sich Einheit und Kraft in der Eidgenossenschaft... (Reisebilder, 1, S.127f.)

Aber Fredrika wäre nicht sie selbst, wenn sie nicht ihre höchst persönlichen Reflexionen hinzuzufügen wüsste, in denen sie den Freiheitskampf in einer umfassenderen Perspektive als Symbol für den Kampf der ganzen Menschheit gegen Unterdrückung sieht. Ganz ohne Kritik dem Land gegenüber ist sie freilich auch hier nicht. In einer grossen abschliessenden Übersicht über das Erziehungswesen und über die politischen und sozialen Verhältnisse bemängelt sie unter anderem die Zerstrittenheit der Kantone, und sie ist der Ansicht, dass sich das Volk einer höheren geistigen Entwicklung durch die ständige Beschäftigung mit dem alten Freiheitskampf verschliesst. Dennoch hebt sie wiederum die Mustergültigkeit der Eidgenossenschaft hervor, die ihre Entstehung nicht, wie sonst bei der Gründung einer Föderation, dem Streben nach Macht, Ruhm oder wirtschaftlichen Vorteilen verdanke, und in ihrer zusammenfassenden Charakteristik des Schweizer Bundesstaates nimmt sie gewissermassen die Aussagen Strindbergs einige Jahrzehnte später vorweg, indem sie die Aufmerksamkeit auf Fragestellungen lenkt, die in unserer Gegenwart höchste Aktualität erhalten haben:

Dieser Bund hatte als einziges Ziel die Aufrechterhaltung der edelsten Vorrechte der Menschheit, der Freiheit, der Gerechtigkeit, des Friedens und der Wohlfahrt. Deshalb erwarb er sich allmählig die Hochachtung und Aufmerksamkeit von Fürsten und Völkern und wurde bald nach seinem Abschluss von ihnen anerkannt; deshalb dehnte er seine Macht allmählig von seinem ursprünglichen Sitz in den Waldstädten über immer mehr Cantone aus und zog die Bevölkerung derselben mit magnetischer Gewalt in seinen Freiheit und Frieden spendenden Kreis. Deshalb hat er im Verlauf mehrerer Jahrhunderte seine innern und äussern Feinde zu überwältigen und eine Föderativrepublik zu gründen vermocht, die in diesem Augenblick allein unter den Staaten Europas dasteht, ein Vorbild für Viele und hochgeachtet von Allen. (Reisebilder, 1, S.132)

Nach der Rückkehr aus Brüssel im Oktober 1856 blieb Fredrika Bremer noch fast ein ganzes Jahr in der Schweiz. Dieser zweite Aufenthalt, den sie vorwiegend in Lausanne, Genf und Neuchâtel verbrachte, wurde für sie noch bedeutungsvoller als der erste. Auch wenn die freie Kirche nicht ganz ihren Erwartungen entsprochen hatte, meinte sie nun, zu grösserer Klarheit gelangt zu sein, was ihr den Ansporn gab, ihre innere und äussere «Pilgerfahrt», wie sie selbst ihre Reise im Vorwort bezeichnet, fortzusetzen. Die grossartige Natur in Verbindung mit den vielen Begegnungen und neuen Eindrücken trugen zu einer inneren Entwicklung bei, die am Ende ihres Schweizbesuchs in die feste Gewissheit mündete, den richtigen Leitstern gefunden zu haben. Dieses innere Erlebnis spricht auch aus einem der letzten Einträge während der Schweizerreise, der sich direkt an den Leser wendet und – so wie das ganze Reisetagebuch dieser höchst lebendigen und unkonventionellen Frau – durch die Spontaneität und durch ihre positive Lebenshaltung beeindruckt:

Mein Geburtstag. Ich habe Niemand in meiner freundlichen Familie davon gesagt. Keine geliebten Schwestern haben mich, wie schon so oft bei dieser Jahresfeier, mit Blumen, Geschenken und heitern Einfällen begrüsst. Aber freudige und stärkende Gedanken haben mich besucht und mir diesen Tag zu einem Festtage gemacht. Theils durch Gespräche, theils durch Lectüre, theils und hauptsächlich durch das Eindringen der Seele in ihre eigene Tiefe und durch das Nachdenken über ihre höchsten Erscheinungen, bin ich während meines Aufenthaltes dahier in der Frage weiter gefördert worden die mich ganz besonders hiehergezogen. Dieser Sommer ist mir ungemein günstig gewesen. Die Blume, die lange Zeit im Zustande der Knospe geblieben, ist aufgeblüht – ich weiss nicht wie. Wahrscheinlich wie eine andere Blume, durch Gottes Licht in Verbindung mit der treibenden Kraft natürlichen Wachstums. Wie kann es anders sein? Was ich zu wissen gesucht, habe ich jetzt gefunden. Und davon will ich ein andermal ausführlicher reden. Hier aber möchte ich allen suchenden und dürstenden Seelen zurufen:

«Seid nicht kleinmüthig! Bruder, Schwester, dein Durst und dein Suchen sind prophetisch. Sie zeugen von der Quelle, und sie werden dich früher oder später zu ihr führen und deiner Seele Erfrischung geben.» (Reisebilder, 2, S.81f.)

Im September 1857 verliess Fredrika Bremer die Schweiz und brach zu neuen Abenteuern auf. Die Fahrt führte sie diesmal nach Italien: zunächst nach Rom, wo sie vom Papst in einer längeren Audienz empfangen wurde, dann nach Neapel, Ischia, Sorrent, Capri, Messina und schliesslich Malta. Nachdem sie sich intensiv mit den katholischen Dogmen auseinandergesetzt und dennoch keine Antworten auf ihre religiösen Fragen gefunden hatte, beschloss sie, ihre Reise nach dem Vorderen Orient und nach Hellas auszudehnen. Sie hielt sich in Alexandria, dann in Jaffa, Jerusalem und Konstantinopel auf und blieb schliesslich zwei Jahre lang in Griechenland, einem Land, das sie in ihr Herz schloss. Hier wie sonstwo verkehrte sie auf allen sozialen Ebenen und besuchte – stets mit der gleichen Neugierde, Abenteuerlust und Vorurteilslosigkeit – Gefängnisse und Fabriken, Siedlungen für Leprakranke, Klöster und Schlossbälle. Dank ihrer offenen, einnehmenden Art kam die winzige, silberhaarige und zerbrechlich wirkende Dame schnell in Kontakt mit fremden Menschen; die Menschen und deren Kampf für hohe Ideale waren es auch, für die sie sich brennend interessierte, während ihr Monumente und antike Ruinen ziemlich gleichgültig blieben.

Während der ganzen weiteren Reise, ja sogar bis zu ihrem Lebensende, trägt Fredrika die starken Eindrücke aus der Schweiz mit sich: die göttliche Vision beim Sonnenuntergang auf der Enge und die neugewonnene Klarheit, die ihr wie ein inneres Licht den Weg weist und ihrem unruhigen Geist endlich die ersehnte Harmonie spendet.³⁷ Nach fünfjähriger Reisedauer kehrt sie zur Mittsommerzeit 1861 in die Heimat zurück; als Leser fragt man sich unwillkürlich, wer den Koffer der alleinreisenden Schwedin getragen, wer ihre Wäsche gewaschen oder wie sie die lange Reise finanziert hat. Sie hat jetzt nur noch knapp fünf Jahre zu leben und stirbt schliesslich an einer Lungenentzündung in der Nacht auf Sylvester 1865.

Es ist sicherlich berechtigt, in Fredrika Bremer die erste schwedische Feministin zu sehen. Sie hat sich selbständig aus der Zwangsjacke einer erdrückenden bürgerlichen Erziehung befreit, sie war durch ihre ausgedehnten, unerschrockenen Reisen in unbekannte Ferne ihrer Zeit weit voraus und hat allein schon durch ihr Beispiel einen gewichtigen Beitrag zur Frauenemanzipation geliefert. Als energische Verfechterin ihrer humanistischen Ideen, als Kulturpersönlichkeit und als Schriftstellerin mit bewusst realistischer Blickrichtung und einer für ihre Zeit ungewöhnlichen journalistischen Prägnanz nimmt sie eine Sonderstellung in der schwedischen Literatur um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein.

³⁷ Vgl. G. FREDÉN, *Arvet från Fredrika Bremer*, Lund 1951, S.282ff.

III. DIE EMIGRANTEN UM DIE JAHRHUNDERT- WENDE

1. Der Titan als Idylliker: August Strindberg

In den 1880er Jahren – als sich noch viele skandinavische Dichter, einem scheinbaren Modetrend folgend, im Exil aufhielten – zog auch die Schweiz eine bemerkenswerte Konzentration von schwedischen Autoren auf sich. Offenbar keineswegs zufällig kam es innerhalb der Grenzen der Eidgenossenschaft zu geistigen Anstößen, Begegnungen, Dialogen, welche für die folgende Literaturentwicklung Schwedens von entscheidender Bedeutung wurden und jene Epoche einleiten sollten, die späterhin von der Literaturwissenschaft die hervorhebende Bezeichnung *nittiotalet*, d.h. ‘die Neunziger Jahre’, erhalten sollte.

August Strindberg und Verner von Heidenstam – ersterer bereits unumstrittene Portalfigur des schwedischen Naturalismus, letzterer als Dichter noch ein unbeschriebenes Blatt – trafen sich im Sommer 1886 auf Schloss Brunegg im Kanton Aargau und hielten dort «ihre Denkübungen in den neuen Denkschulen»¹ ab. Für die dichterische Entfaltung Heidenstams vermittelten die Gespräche zweifellos wichtige Impulse, wenn auch die Veröffentlichung seines Erstlings *Vallfart och vandringssår* (1888; ‘Wallfahrt und Wanderjahre’) zwei Jahre später eine Abwendung vom ehemals verehrten Meister und zugleich vom Naturalismus des vergangenen Dezenniums bedeutete.

Wenige Jahre nach den Zusammenkünften mit Strindberg auf dem kleinen Aargauer Schloss traf sich Heidenstam mit dem Dichterkollegen Oscar Levertin in Davos. Sie verfassten hier im Winter 1889/90 gemeinsam die Streitschrift *Pepitas bröllop* (1890; ‘Pepitas Hochzeit’), eine programmatische Erklärung der neuromantischen Literaturrichtung der neunziger Jahre. Vor der Jahrhundertwende hielt sich ferner ein weiterer radikaler Schwede in der Schweiz auf, nämlich Ola Hansson, der seit 1889 bis zu seinem Tode fast ständig auf dem Kontinent lebende Dichter und Literaturkritiker.

Eine derartige Kumulation namhafter schwedischer Autoren wirft natürlich die Frage nach den Beweggründen auf, die zum Verlassen der Heimat und zum Aufsuchen der

¹ So der selbstbiographisch zu wertende Hinweis Strindbergs in *Tjänstekvinnans son*, 4, *Författaren*, Skrifter, 7, Stockholm 1983, S.428. Von Strindberg existieren zahlreiche Übersetzungen ins Deutsche. Die erste geplante, jedoch nie vollständig ausgeführte Gesamtausgabe wurde von Emil Schering 1899ff. veranlasst. Im folgenden wird jeweils die *letzte* deutsche Übersetzung der einzelnen Strindbergtitel angegeben und auch danach zitiert. Das oben angeführte Zitat in: A. STRINDBERG, *Der Sohn der Magd*, 4, *Der Schriftsteller*, Werke, 4, Frankfurt a.M. 1984, S.652.

Schweiz geführt haben könnten. Um diesem Problem etwas näher nachzugehen, sei hier ein Blick auf die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse in Schweden geworfen.

Das geistige und politische Klima im Norden war zu dieser Zeit für freisinnige Geister äusserst unwirtlich. Die schwedische Presse wurde von konservativen Kräften beherrscht, welche der jungen, radikalen Literatur nicht nur verständnislos, sondern geradezu feindselig gegenüberstanden. Erbitterte Zusammenstösse und hitzige Sittlichkeits- und Gotteslästerungsprozesse lösten einander in den 1880er Jahren ab und reflektierten die Differenzen zwischen der modernen Verfassergeneration und dem reaktionären Establishment.² All das machte es nach Strindbergs eigenen Worten unmöglich, länger in Schweden zu bleiben, weil der Druck der öffentlichen Verhältnisse zu stark für eine «moderne Seele» geworden sei.³

In dieser Situation sahen viele junge Dichter die einzige Möglichkeit zur freien künstlerischen Selbstverwirklichung in der Emigration.⁴ Dabei spielte wohl bisweilen auch der Ehrgeiz mit – wie etwa bei Strindberg und Ola Hansson –, sich auf dem Kontinent einen Namen zu machen und sich über ein grosses europäisches Publikum den Weg zurück ins Vaterland zu bahnen.

Mit der erregten Debatte über Strindbergs Novellenband *Giftas I* (1884; 'Heiraten', 1965) und der Beschlagnahme der Gesamtauflage wenige Tage nach dem Erscheinen erreichte die reaktionäre Repression in Schweden einen erstmaligen Höhepunkt. Zweieinhalb Jahre später wurde dann die vom Lektor und nachmaligen Bischof John Personne verfasste Streitschrift *Strindbergslitteraturen och osedligheten bland skolungdomen* (1887; 'Die Strindbergliteratur und die Unsittlichkeit unter der Schuljugend') veröffentlicht, in der Strindberg neben anderen jüngeren Autoren beschuldigt wurde, die Jugend zu verderben, gefolgt vom anschliessenden Verlegerboykott der «unzüchtigen» Literatur. In die berüchtigte Nähe Strindbergs rückte schliesslich im November desselben Jahres Ola Hansson, als seine dekadent-erotische Novellensammlung *Sensitiva amorosa* (1887; 'Sensitiva amorosa. Neue Herzensprobleme', 1892) erschien. Das Buch wurde von der Tageszeitung «Aftonbladet» als «eine der schändlichsten Ausgeburten einer depravierten Phantasie»⁵ bezeichnet und löste einen wahren Sturm moralischer Entrüstung aus.

Für Strindberg selbst wurde der Gedanke an Emigration bereits nach den stürmischen Auseinandersetzungen um seine Kulturgeschichte *Svenska folket* (1880-82;

² Vgl. besonders *Ny illustrerad svensk litteraturhistoria*, 4, 2. rev. Aufl., Stockholm 1967, S.146ff.; sowie H. SCHÜCK – K. WARBURG, *Illustrerad svensk litteraturhistoria*, 7, 3.Aufl., Stockholm 1932, S.155ff.

³ Dies behauptet Strindberg – allerdings in bezug auf Heidenstam – in einem später vor der Drucklegung gestrichenen Abschnitt von *Tjänstekvinnans son*. Die Passage ist in der deutschen Ausgabe von *Der Sohn der Magd*, S.651, wieder eingeführt worden.

⁴ Vgl. G. AHLSTRÖM, *Det moderna genombrottet i Nordens litteratur*, neue Ausg., Stockholm 1973, S.268ff.

⁵ Zitiert nach Hans Lindström in seiner Nachschrift zu O. HANSSON, *Sensitiva amorosa*, Stockholm 1957, S.3.

‘Das schwedische Volk’, 1991) aktuell und noch dringlicher nach seinem Pamphlet *Det nya riket* (1882; ‘Das neue Reich’, 1971) mit den nur leicht kamouflierten Angriffen auf führende Persönlichkeiten der Hauptstadt. Als er wenig später seinen ersten Gedichtband *Dikter på vers och prosa* (1883; ‘Gedichte in Vers und Prosa’, 1917)⁶ publizierte, der neben einem naturalistischem Literaturprogramm wiederum heftige Seitenhiebe auf ihm missliebige Zeitgenossen enthielt, war angesichts der drohenden Vernichtung seiner bürgerlichen Existenz die Zeit für ein Exil endgültig reif. Beim Erscheinen der Gedichte im Oktober 1883 hatte er schon längst die Koffer gepackt und war, der ständigen Kritik und Unterschätzung seines Werks überdrüssig, mit Frau und zwei kleinen Töchtern nach Frankreich gezogen. Er hatte zunächst die Absicht, nur über den Winter im Ausland zu bleiben, aber es sollten fast sechs Jahre vergehen, bis er in die Heimat zurückkehren würde. In diesen Verbannungsjahren führte Strindberg ein äusserst unstetes Leben – nicht weniger als zweiundzwanzig Mal soll er seine Wohnadresse gewechselt haben!

Zunächst liess er sich mit seiner Familie südlich von Paris in der kleinen Stadt Grez-par-Nemours nieder, wo er in der dortigen skandinavischen Künstlerkolonie unter anderem mit dem bekannten schwedischen Kunstmaler Carl Larsson zusammentraf. Wenige Wochen später siedelte er nach Paris über. Hier missfiel ihm beinahe alles: von den gusseisernen Öfen bis zum «Hundefrass der Franzosen» – sogar seine Versuche, Dill zum Lammfleisch zu besorgen, blieben erfolglos! Zudem litt der aus einem kleinen Sprachgebiet stammende Dichter stark unter Heimweh sowie unter der aufgezwungenen kulturellen Isolation, da er als Schwede keinen Zugang zu seinen französischen Dichterkollegen fand. In seinem Roman *Götiska rummen* (1904; ‘Die Götischen Zimmer’, 1987) gut zwei Jahrzehnte danach lässt Strindberg in bitterer Einsicht Doktor Borg seine Muttersprache als eine «Taubstummensprache» charakterisieren, die überhaupt niemand versteht, wenn man in Europa reist.⁷

In seiner Einsamkeit wurde Strindberg in Paris von den beiden norwegischen Dichtern Bjørnstjerne Bjørnson und Jonas Lie aufgesucht, mit denen er dann voll aufflammender Begeisterung intensiven persönlichen Kontakt pflegte. Die Kulturmetropole Paris und das Wohlwollen der skandinavischen Dichterfreunde wurden dem hochsensiblen Schweden jedoch bald zu viel, und so begab er sich im Januar 1884 mit seiner Familie in die Schweiz, um dort in der Alpennatur Inspiration zu finden. Vorerst liess er sich für knapp anderthalb Jahre in der welschen Schweiz nieder: in Ouchy, Chexbres und Genf. Für die Wahl eben der Schweiz als Exilland dürfte als zusätzlicher Grund auch Strindbergs Interesse an den in Genf lebenden Exilrussen, den «Nihilisten», eine gewisse Rolle gespielt haben.⁸

⁶ Unter dem Titel *Sieben Cyklen Gedichte* erschien der gleiche Gedichtband 1923 in Scheerings Übersetzung.

⁷ A. STRINDBERG, *Die Götischen Zimmer*, Werke, 10, Frankfurt a.M. 1987, S. 198. Siehe auch M. LAMM, *August Strindberg*, 2. rev. Aufl., Stockholm 1963, S.112.

⁸ Dies meint S.-G. EDQVIST in *Strindberg et la Suisse*, Lausanne 1963 (Études de lettres, Sér.II, 6), S.160.

Aus einer Passage in seinem autobiographischen Roman *Tjänstekvinnans son* (4 Bde., 1886-87, 1909; 'Der Sohn der Magd', 1984) geht klar hervor, dass es Strindbergs Absicht gewesen war, vorwiegend die Stille und die Einsamkeit des kleinen Alpenlands zu suchen. Hier berichtet er von sich selbst unter dem leicht verschleiern den Namen Johan (d.h. seinem zweiten Vornamen):

Johan sehnte sich in die Einsamkeit hinaus, um sein von starken Geistern zusammengeknülltes Ich zu entwirren. Hinzu kam zunehmende Kränklichkeit, und eine dunkle Sehnsucht von der Luxusstadt weg in eine grossartige herrliche Natur liess ihn im letzten Augenblick, auch vom Arzt ermahnt, in die Schweiz hinunterziehen. (Der Sohn der Magd, S.586)

Mit dem Zug aus Frankreich kommend, wurde Strindberg vom Anblick der Alpen völlig überwältigt. Seine erste Reaktion beschreibt er in einem Brief an Björnson und Lie:

Es war ein guter Gedanke von mir, hierherzureisen. Stellt Euch vor, ich hatte noch nie die Alpen gesehen! Als wir nach einer entsetzlichen Reise am frühen Morgen über das schneeige Jura-Gebirge und in die sonnige Schweiz hinabfahren, glaubten wir zunächst, wir hätten Wolkengebilde vor uns, – als aber unser Verstand uns sagte, es seien Berge, ging eine Umwälzung in unseren Gehirnen vor sich, und wir wurden so benommen, dass meine Frau weinte und ich im Abteil wie ein Eichhörnchen hin- und herrante, um gleichzeitig aus beiden Fenstern blicken zu können.⁹

Der Dichter mietete sich zunächst für ein halbes Jahr in der Pension «Familie Le Chalet» in Ouchy bei Lausanne ein. In einem schönen Eckzimmer, das grossartige Alpenpanorama und den Genfersee direkt vor Augen, fand er endlich die ersehnte Abgeschiedenheit und Arbeitsruhe. «Es ist, als ruhe Rousseaus Geist über dieser schönen Gegend»¹⁰, schreibt ein Strindberg, der sich im Einklang mit dem Natur-evangelium Rousseaus befindet. Seine ersten, bedeutungsvollen Eindrücke von seinem neuen Gastland schildert er weiter in seiner Selbstbiographie:

Die Ankunft in der Schweiz war von grosser Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte seiner Seele. Es war Januar, als er in Lausanne eintraf, und in dieser Jahreszeit ist es dort sehr ruhig, weil der Touristenstrom zum Erliegen gekommen ist. Der Anblick der Alpen ergriff ihn stark, die frische, scharfe Luft wirkte belebend, und er fühlte, dass er hier in ein Milieu gekommen war, das die Vorstellungen, die er sich von der Schweiz gemacht hatte, weit übertraf. In einem kleinen Chalet unten am Seeufer ausserhalb von Lausanne mietete er sich in einer Familienpension ein und bekam ein grosses helles Zimmer mit Balkon und Aussicht auf den See und die Savoyer Alpen am gegenüberliegenden Ufer, dem Französischen Jura im Westen und den Walliser Alpen im Osten. Aus dem lärmenden Paris und einem umfangreichen Bekanntenkreis gekommen, empfand er jetzt die beru-

⁹ Brief vom 25.1.1884. In: A. STRINDBERG, *Briefe*, Werke, 4, München 1956, S.81.

¹⁰ Brief vom 25.1.1884. In: A. STRINDBERG, *Briefe*, Werke, 4, S.81. Von Strindbergs Sommeraufenthalt in Chexbres berichtet H. WELINDER im Aufsatz *Strindberg i Schweiz. Reminiscenser från sommaren 1884*. In: *Ord och Bild* 21 (1912).

higende Wirkung der Einsamkeit und der Stille. Von der makadamisierten Landstrasse, auf der man selten einen Wanderer sah und auf der vielleicht zwei Fuhrwerke am Tag vorbeikamen, hörte man keinen Lärm; die wenigen Bewohner des Hauses waren ruhige und friedliche Leute, und mit den wenigen Fremden wurde bei Tisch nur über belanglose Dinge Konversation gemacht. Über der ganzen Gegend lag eine feiertägliche Ruhe, die Tage vergingen, einer wie der andere, und alle glichen einem einzigen langen Sonntag. Zeitungen las er nicht, und seinen Gedanken konnte er jetzt ungestört von fremdem Einfluss nachgehen. Seine Morgen- und Abendspaziergänge machte er am Ufer des Genfer Sees auf einem Fussweg, auf dem er so gut wie nie einem Menschen begegnete. Kein Gegenstand, der an die Kultur oder die organisierte Gesellschaft erinnerte, begegnete seinen Blicken, die einzig in der Betrachtung der blauen Fläche des grossen Sees und der Schneefelder der hohen Berge versanken. Von seinem Zimmer, das sich mit grossen breiten Fenstern nach aussen öffnete, sah er nichts ausser dem See und den Alpen. Vom Balkon, auf dem er promenierte, wenn er vom Schreibtisch aufstand, hatte er dieselbe Aussicht. Sein überanstrengtes Gehirn und seine Nerven ruhten sich aus, und der gute Schlaf langer Nächte, einfache Kost ohne starke Getränke, hygienische Lebensführung und das Fehlen von Gesellschaft und Gesprächen sorgten für eine Ruhe, die anfangs seine Kräfte scheinbar verringerte oder ihm zumindest einen Teil seiner Willenskraft nahm, und nur den Gedanken ihren stillen Gang liess. Es war ihm, als liege alles, was er gelebt und gedacht hatte, in schmelzender Gestalt in einem Tiegel und warte nur auf die Form, damit der Guss vonstatten gehen könne. (Der Sohn der Magd, S.586f.)

Die heissen Sommermonate verbrachte die Familie dann in den Bergen im nahe gelegenen Örtchen Chexbres, wo man ein eigenes Chalet, zum Hotel «Victoria» gehörend, bezog. Überschwenglich schreibt Strindberg in einem Brief: «Chexbres ist das wiedergefundene Paradies. Kosmopolitisch, atlantisch.»¹¹ Im darauffolgenden Herbst hielt sich Strindberg abwechselnd in Genf und wiederum in Ouchy auf. Nach einem erneuten, längeren Frankreichaufenthalt siedelte er dann zum zweiten Mal in die Schweiz über, wo er ab Frühjahr 1886 für fast ein Dreivierteljahr in Othmarsingen, Weggis und Gersau lebte.

Wie sehr die ländliche Ruhe der Alpenrepublik seinen unstillen Geist beeindruckt und beschwichtigend auf ihn gewirkt hat, gibt der Autor auch an einer anderen Stelle im *Sohn der Magd* zu erkennen, indem er die arkadisch-idyllische Lebensform der Bewohner als vorbildlich erscheinen lässt und damit den Beweggrund für seine Rückkehr in die Schweiz andeutet – diesmal allerdings mit einer spöttischen Stichelei gegen die Touristen-Schweiz versetzt:

Nachdem er den ersten Teil des Sohns der Magd vollendet hatte, verliess Johan im Mai Frankreich und zog wieder in die Schweiz hinunter, nicht in die widerwärtige Hotel-Schweiz, wo Wucher und Erpressung zum Nationalcharakter geworden sind, sondern in das stille arkadische Land, wo heitere und gesunde Menschen ihr kleines Leben mit Arbeit, Fest und Gesang verbringen, und wo der Kampf um Macht und Stellung nicht so hitzig ist wie anderswo. (Der Sohn der Magd, S.649f.)

¹¹ Brief vom 4.7.1884. In: A. STRINDBERG, *Briefe*, Werke, 4, S.98.

Zehn Jahre später blickt Strindberg mit Wohlgefallen auf seine Schweizer Zeit zurück und wiederholt dabei leicht abgewandelt seine Impressionen von Ouchy in einem Brief an den Freund Torsten Hedlund: «Mein Aufenthalt in der Schweiz war wie ein jahrelanger Sonntag.»¹² Diese Aussage, die sich im folgenden zwar auf Lausanne bezieht, dürfte aber in noch höherem Grade auf die Sommermonate 1886 zutreffen, als er im Aargauer Dörfchen Othmarsingen voll und ganz das ländliche Idyll genoss, wie er mehrmals mit Begeisterung schildert:

In einem kleinen Dorf im Kanton Aargau liess er sich mit seiner Familie in einer Wirtschaft nieder. Der ganze Ort bestand aus vielleicht hundert Häusern, grossen weissen Gebäuden mit grünen Fensterläden und Stall, Kuhstall und Scheune unter demselben Dach. Vor dem Haus lag der Garten mit Blumen und Gemüse und hinter dem Haus die Wiese mit den Apfelbäumen. Hier gab es keine Reichen und keine absolut Armen, und an dem amerikanischen Weizen hatte man nur Freude, denn niemand baute Weizen an, da das Dorf von Viehbauern bewohnt war. Von Politik und Wahlkämpfen hörte man nichts, und wenn Johan abends in den Gasthofsaal hinunterging oder sich auf die Veranda setzte und Bier trank, hörte er nur ruhige heitere Unterhaltung oder Gesang, oder er sah Alte Karten spielen, während die Jüngeren kegelten oder unten im Garten auf die Scheibe schossen. Wer wollte, setzte sich an den langen Tisch im Saal, und alle unterhielten sich. Der Postmeister, der Fabrikant, der Schullehrer, der Oberst, der Schuhmachergeselle mit aufgerollten Hemdsärmeln, der Stallknecht, der Müller, alle am selben Tisch und in einem Gespräch vereinigt.

Abends, wenn es zum Feierabend läutete, kamen alle Einwohner des Dorfes zum Brunnen. Die Telegrafenebeamtin, ein junges Mädchen, stellte sich mit ihrem Wassereimer unter die Dorfmägde und wartete, bis sie am Brunnenrohr an der Reihe war; die Knechte kamen mit den Pferden und die Mägde mit den Kühen zum Tränken, und der Postmeister kam in Hemdsärmeln, um im Trog seine Sense zu reinigen. Die Kuhglocken bimmelten, die Peitschen knallten, die Jugend sang und jodelte. Es war Arkadien. (Der Sohn der Magd, S.650)

Dieses Loblied setzt Strindberg in einer Parallelstelle in dem ursprünglich auf französisch verfassten *Plädoyer eines Irren* (1887-88) fort, die noch deutlicher das Idyllische hervorhebt:

Aargau, heiteres Land, ein Arkadien, in dem der Postmeister die Herden auf die Weiden treibt, in dem der Armeeoberst die einzige Mietkutsche in die Stadt fährt, in dem die jungen Mädchen unberührt in die Ehe gehen wollen, in dem die Jungen auf Zielscheiben schiessen und die Trommel schlagen. Ein Schlaraffenland, das Land des gelben Biers und der Salzwürste, Heimatland des Kegelspiels, der Habsburger und Wilhelm Tells, Heimstatt ländlicher Feste, treuherziger Lieder, von Pastorenfrauen und Pfarrhausidyllen.¹³

¹² Brief vom 18.7.1896. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 11, Hg. von Torsten Eklund, Stockholm 1969, S.272.

¹³ Zitiert nach A. STRINDBERG, *Das Plädoyer eines Irren*, Werke, 5, Frankfurt a.M. 1984, S.553f. Der französische Originaltext, *Le plaidoyer d'un fou*, wurde erst 1895, zwei Jahre nach der deutschen Übersetzung mit dem damaligen Titel *Die Beichte eines Toren* gedruckt. Auf schwedisch erschien das Werk erst 1914.

In solch pastoraler Umgebung schrieb Strindberg während seiner beiden Schweizer Aufenthalte den Novellenzyklus *Giftas* ('Heiraten', 1965), erschienen in zwei Teilen 1884 und 1886, eine Reihe von gesellschaftskritischen Aufsätzen, die vier Schweizer Novellen *Utopier i verkligheten* (1885; 'Utopie und Wirklichkeit', 1991) und das Drama *Marodörer* (1886; 'Marodeure')¹⁴. Hier vollendete er auch die drei letzten Teile seines umfangreichen, vierteiligen Romans *Tjänstekvinnans son* (1886-87, 1909; 'Der Sohn der Magd', 1984). Zahlreiche Reminiszenzen an das Land, in dem er geschrieben wurde, bringt der erst 1909 veröffentlichte letzte Teil mit dem Titel *Författaren* ('Der Schriftsteller'), aus dem die meisten vorstehenden Zitate stammen.

Trotz der Begeisterung für Volk und Landschaft war die Einstellung Strindbergs zu seiner Gastnation, zumindest in politisch-sozialer Hinsicht, zunächst freilich nicht ganz ungetrübt gewesen, was aus dem oben angeführten Zitat von der «widerwärtigen Hotel-Schweiz» klar hervorgeht. Allen Gesellschaftssystemen, auch dem der Schweiz, stand er noch vor seiner Ankunft mit grösstem Unbehagen gegenüber, und im Vorwort zum Aufsatz *Om det allmänna missnöjet, dess orsaker och botemedel* (1884; 'Über die allgemeine Unzufriedenheit, ihre Ursachen und Heilmittel') wird die Schweiz mit ihren Verordnungen und Verboten, wie der Autor sie zu Beginn sah, sogar als typischer Polizeistaat beschrieben.

Recht bald verwandelte sich jedoch die halbe Ablehnung in volle Begeisterung, und im folgenden taucht in Strindbergs Werk und Briefen nur vereinzelt und in abgeschwächter Form Kritik gegen das Land auf.¹⁵ In der neuen Wahlheimat sah der frisch bekehrte Sozialist nach kurzer Zeit geradezu den erträumten Idealstaat, «in dem die Unterschiede von Bildung und Besitz am geringsten und wo gute Ansätze zu wahrer Demokratie gegeben sind» (Der Sohn der Magd, S.594). In dem Fragment gebliebenen Aufsatz *Ett och annat om Schweiz* (1884; 'Das eine und andere über die Schweiz') trug sich Strindberg mit der Absicht, dieses demokratische Musterland zu verherrlichen. Das stichwortartige Manuskript entstand zur Zeit des Prozesses um die Novellen in *Heiraten* und ist wahrscheinlich der Entwurf zu einem geplanten Schweizvortrag in der Guttempler-Loge «Gjallarhorn», der am 31.10.1884 in Stockholm gehalten werden sollte, jedoch vom Vortragenden wegen «rheumatischer Schmerzen im Kopf» kurzfristig abgesagt wurde.¹⁶

¹⁴ Das Drama wurde im Dezember 1886 in 10 (!) Exemplaren beim Verlag Bonnier in Stockholm gedruckt. Die umgearbeitete Fassung unter dem Titel *Kamraterna* ('Die Kameraden') findet sich in deutscher Übersetzung in A. STRINDBERG, Werke, 4, Frankfurt a.M. 1984.

¹⁵ Eine vollständige Übersicht der negativen Aussagen Strindbergs über die Schweiz liefert O. BANDLE in *Ideologie und Wirklichkeit. Das Bild der Schweiz in Strindbergs Werken und Briefen*. In: W. FRIESE (Hrg.), *Strindberg und die deutschsprachigen Länder*, Basel; Stuttgart 1979 (Beiträge zur nordischen Philologie 8), S.345, 347, 349f.

¹⁶ Vgl. S.-G. EDQVIST, *Samhällets fiende. En studie i Strindbergs anarkism till och med Tjänstekvinnans son*, Stockholm 1961, S.237f. und S.404, Anm. 43; sowie U. BOËTHIUS, *Strindberg och kvinnofrågan till och med Giftas I*, Stockholm 1969, S.378. Das fünfseitige Manuskript befindet sich in der Stadtbibliothek Örebro.

Zur Ausführung gelangte dann die geplante Huldigung in der wohl beeindruckendsten Novelle *Samvetskval* (1885; 'Gewissensqualen', 1991) in der Sammlung *Utopier i verkligheten* (1885; 'Utopie und Wirklichkeit', 1991). Die hier enthaltenen vier «Schweizer Novellen» – unter diesem Titel erschienen sie in der deutschen Erstübersetzung – sind, wie bereits erwähnt, in der Schweiz entstanden und spielen auch in diesem Land, zum Teil im städtischen Milieu wie Lausanne, Zürich und Genf, vor allem aber in ländlichen Gegenden am rechten Ufer des Genfersees. Jene Landschaft, die ihn zu einigen seiner hinreissendsten Naturmalereien inspiriert hat, kannte Strindberg selbst aus eigener Erfahrung und war von ihr zutiefst beeindruckt.

Alle vier Erzählungen sind vom Einfluss Rousseaus und den neuen sozialistischen Ideen ihres Verfassers geprägt; der widersprüchliche Gesamttitel des Novellenbands gibt den Hinweis auf Strindbergs Plan, eine sozialutopische Gesellschaft, in der «natürliche» Menschen fern von Überkultur leben, anhand von einigen gelungenen Modellversuchen zu gestalten. Diese Utopie fand er gewissermassen schon verwirklicht in der Eidgenossenschaft mit ihrer föderalistischen Staatsform und ihrem demokratischen Geist sowie mit ihrer weitgehenden politischen Freiheit und Toleranz. Dabei sah er in der wunderschönen Natur des Landes einen wichtigen beitragenden Grund zum vorbildlich friedlichen und schlicht ländlichen Zusammenleben von Menschen verschiedener Sprachen und Nationen. Am besten passen *Nybygg-nad* ('Neubau') und *Återfall* ('Rückfälle') in dieses Konzept, während *Över molnen* ('Über den Wolken') eigentlich aus dem programmatischen Rahmen fällt.

Die Novelle *Gewissensqualen*, die zudem eine ausgeprägt pazifistische Tendenz hat und aus diesem Grund sofort in mehrere Sprachen übersetzt wurde, ist die bekannteste der vier Kurzgeschichten, und sie wurde als erste verfasst. Der Autor machte sich eine Woche nach der Geburt seines Sohnes am 3. April 1884 an die Arbeit «unter Vogelgesang und Sonnenaufgang mit Alpen. Hurra!!!»¹⁷, wie er seinem Künstlerfreund Carl Larsson berichtete. Zuvor hatte ihn die Vorstellung von der Unsterblichkeit des Menschen durch die eigenen Kinder nebst deren Möglichkeiten, sich zu Idealmenschen zu entwickeln, intensiv beschäftigt.

Als Strindberg jene triumphierenden Zeilen niederschrieb, war er soeben mit seiner ganzen Familie von einer Zugreise nach Italien, «dem Sommerhotel der Oberklasse», in sein Idealland die Schweiz zurückgekehrt. Bereits vor ihm waren vereinzelte schwedische Reisepioniere bei ihren Schweizreisen um die Mitte des Jahrhunderts «auf den Flügeln des Dampfes» geführt worden, wie etwa Fredrika Bremer, Axel Emanuel Holmberg und Jonas Herman Ekendal. Zu Strindbergs Zeiten wurde die Bahn dann zunehmend als Verkehrsmittel gewählt; sie vermisste aber jeglichen Komfort, und die Passagiere wurden während des Fahrens regelrecht durchgeschüttelt – Strindberg beklagt sich übrigens nach einer erneuten Italienfahrt mit dem Zug ein knappes Jahr später, er sei «perdu vom Waggonenschütteln».¹⁸ Man

¹⁷ Brief vom 2.4.1884 (vermutlich falsch datiert vom Verfasser für den 3.4.1884). In: A. STRINDBERG, *Brev*, 4, Stockholm 1954, S.94.

¹⁸ Brief vom (etwa) 18.2.1885 an Verner von Heidenstam. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 5, Stockholm 1956, S.42.

bedenke daher, dass Ehefrau Siri die Italienreise im neunten Schwangerschaftsmonat mitmachte, was erstens einiges über die Abenteuerlichkeit des Reiseunternehmens aussagt und zweitens immerhin ein gewisses Heldenlicht auf diese meist völlig anonymen Ehefrauen wirft, die – womöglich unter Aufopferung der eigenen Berufskarriere – ihren trotzköpfigen Dichtergatten in die Emigration folgten und ihnen in dieser schwierigen Lebenslage treu zur Seite standen!

In *Gewissensqualen* wird von einem jungen deutschen Offizier aus dem deutsch-französischen Krieg erzählt, den Reue und Gewissensangst nach der Erschiessung von gefangenen Frantireurs in die Geisteskrankheit treiben. Die beruhigende Wirkung der grandiosen Alpengnatur trägt während eines Aufenthalts in einer Irrenanstalt oberhalb von Lausanne zu seiner Heilung bei, wonach er zu seiner Frau zurückfindet und sich für immer am Genfersee niederlässt.

Im Verlauf des Geschehens kommt der grossartigen Landschaft mit ihrer heilenden Kraft eine direkt handlungsfördernde Funktion zu, und ihr prägender Einfluss liefert dem Dichter eine der Erklärungen dafür, warum die Schweizer das friedlichste Volk auf der Welt seien! Die Genesung des Helden weist manche Parallelen zu Strindbergs eigener Entwicklung auf und bringt zudem seinen Wunsch nach Versöhnung mit den eigenen alten Feinden zum Ausdruck. In einem Brief an Jonas Lie schreibt er: «Die Natur hier hat mich geheilt, und ich habe soeben eine Erzählung (...) geschrieben, die so schön ist, dass ich mich hinterher schäme.»¹⁹ Das geradedezu beglückende Gefühl beim Anblick des Alpenpanoramas, betrachtet von Vevey aus, am östlichen Ufer des vom Dichter so geliebten Lac Léman, schwingt auch in folgender Passage mit:

Herr von Bleichroden sass still, in die Betrachtung der wunderschönen Landschaft vertieft. Auf den Mont Grammont und den Dent d'Oche fiel schräg der letzte Purpurschein der untergegangenen Sonne, der auch die Weinberge und Kastanienhaine am Savoyer Ufer rosig färbte. Die Alpen schimmerten in der feuchten Abendluft und schienen aus demselben luftigen Stoff gemacht wie das Licht und die Schatten; sie standen wie gewaltige körperlose Naturwesen, dunkel und unheimlich auf der abgekehrten Seite, drohend und düster in den Klüften – an den Vorderseiten aber, die sich der Sonne zuwandten, hell, heiter und sommerfroh. Der Betrachter dachte an die letzten Worte der Tirolerin, und er glaubte den Mont Grammont als ein kolossales Herz zu sehen, mit der Spitze zum Himmel gerichtet, als das verwundete, narbige, bluttriefende, rauchende Herz der ganzen Menschheit, das sich in einem einzigen grossen Opfer der Sonne zukehrte, um alles zu geben, das Beste, das Teuerste – um alles zu erlangen. (*Gewissensqualen*, S.312)

Die Novelle, in der Strindberg seine Ideen von einer Idealgemeinschaft, frei von Gewalt, Klassenunterschieden und Machtkampf, entwirft, beurteilte er selbst als das Beste, was er je geleistet hätte. Hier liefert die Eidgenossenschaft als eine Art «Miniatur-Europa» das Muster für ein künftiges vereinigtes und friedliches Europa – übrigens ein Lieblingsgedanke, zu dem der Verfasser in seinen Schriften wiederholt

¹⁹ Brief vom 13. 5. 1884. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 4, S.156. Vgl. auch M. LAMM, *August Strindberg*, S.139f.

zurückkehrt. Die Erzählung mündet in eine Friedensvision: Durch die kommende Umwandlung Europas in einen Staatenbund werden alle Kriege aufhören, weil es dann keine Nationen im eigentlichen Sinne mehr geben wird. Mit diesen vorausgreifenden Gedanken, die erst heute – über hundert Jahre später! – ihre volle Aktualität erhalten haben, beweist Strindberg wiederum, ähnlich wie auch vor ihm Fredrika Bremer, seine Modernität, und er prophezeit:

Die Schweiz ist das Miniaturmodell, nach dem das Europa der Zukunft aufgebaut werden wird! (Gewissensqualen, S.310)

Durch eine ganz andere Tendenz zeichnen sich die ebenfalls in der Eidgenossenschaft verfassten Heirats-Novellen aus, in denen Strindberg zum Angriff auf die Frauenbewegung überging. War ihr erster Teil noch durch scherzhaft-spielerische Polemik gekennzeichnet, so wurde im erbittert antifeministischen zweiten Teil zur aktuellen und heftig umstrittenen Frage der Frauenemanzipation in einer Weise Stellung bezogen, die eine leidenschaftliche Kontroverse im Heimatland des Autors entfachte und ihn zugleich mit dem radikalen wie mit dem konservativen Lager verfeindete. Es ist mit Recht bezweifelt worden, ob der Verfasser auch den Mut aufgebracht hätte, das Buch in Schweden zu schreiben, wo nach Ibsens *Et dukkehjem* (1879; 'Ein Puppenheim', 1889) und Bjørnsons *En hanske* (1883; 'Ein Handschuh', 1888) die ganze Frauenfrage gerade intensiv diskutiert wurde. Nur ein Milieu, das der Gleichberechtigung der Frau äusserst konservativ gegenüberstand, habe – so meint Ulf Boëthius – überhaupt zu diesen Novellen inspirieren können.²⁰

Strindberg ist einer der wenigen schwedischen Dichter, der sich, wenn auch mit auffallend idealisierender Tendenz, eingehend mit dem helvetischen Gesellschaftssystem auseinandergesetzt hat und nicht ausschliesslich in romantischen Alpenbegeisterungsklyschees steckengeblieben ist. Es ist daher sehr aufschlussreich zu sehen, wie er, der gerade während seiner Schweizer Zeit von Rousseau inspiriert ist und sozialistischer Kultur- und Gesellschaftskritik anhängt, wiederholt die Mustergültigkeit der eidgenössischen Verfassung zur Sprache bringt. Der in seiner Heimat Verfolgte findet hier nur glückliche und zufriedene Bürger, welche seinem Idealbild vom einfachen, natürlichen Alltagsmenschen weitgehend entsprechen und in einem Staate leben, der seinem Vaterland in bezug auf Freiheit und soziale Gleichberechtigung weit voraus ist:

Und darum lebt die Lebensfreude nur hier und immer hier! Hier ist die soziale und politische Frage so gut gelöst worden, wie es möglich ist. Hier gibt es keine Monarchie mit ihrem Aberglauben, keine Berufsarmee, keine Legion von Beamtenparasiten; keine Künstler- und Schriftstellerproletarier. Hier gibt es keine Regierungspräsidenten und Bischöfe; keine privilegierten Stände. Hier gibt es Religionsfreiheit, Presse-, Meinungs- und Äusserungsfreiheit, allgemeines Wahlrecht, hier gibt es kaum Klüfte zwischen den Gesellschaftsklassen; hier gibt es, wenn nicht Gleichheit, so doch Gleichstellung, und hier gibt es sparsame Menschen, die zwei Centimes zurücklegen, wenn sie vier verdienen; hier gibt

²⁰ U. BOËTHIUS, *Strindberg och kvinnofrågan*, S.372ff.

es einen sozialen Gemeinsinn und eine leidliche Einigkeit; hier gibt es Mitleid mit Armen und Kranken; hier gibt es allgemeinen und gemeinsamen Unterricht für alle; hier ist das ganze liberale und neuliberale Programm Schwedens und ein wenig aus dem Sozialistenprogramm realisiert! (Der Sohn der Magd, S.661f.)

Die vielfachen Beschreibungen von Schweizer Gesellschaftsstruktur und Mentalität in Strindbergs Werk zeichnen sich im allgemeinen durch Sachkenntnis aus. Dennoch weisen sie etliche Lücken und Fehlinformationen auf, und sie müssen wegen der einseitigen Auswahl und Beurteilung der Fakten immerhin als recht tendenziös gewertet werden, wie Oskar Bandle in einem ausführlichen Aufsatz zum Thema klargestellt hat.²¹ Auffallend ist, dass Strindberg eben nur das sieht, was er sehen *will*, ebenso wie er ständig versucht, die eidgenössische Wirklichkeit zu glätten und gleichzeitig zu idyllisieren, um sie seinen Wunschvorstellungen von der bereits realisierten Utopie, vom Modellstaat Schweiz, anzupassen. Alles, was nicht zum Bild einer idealen Demokratie gehört, wird von ihm verdrängt oder ausgeklammert.

In dem siebzehn Jahre später entstandenen Märchen *Sankt Gotthards saga* (1903; 'Die Saga vom Sankt Gotthard', 1957) scheint Strindbergs Verehrung für die Alpenrepublik schliesslich zu kulminieren. Diese in Märchenform gekleidete Skizze, die bereits in der Schweiz geplant, aber dort nicht ausgeführt wurde, huldigt Gemeinschaftssinn und Selbstbestimmung und ist in der Absicht geschrieben, demjenigen Land ein Monument zu errichten, wo «stille freundliche Menschen wohnen, die in ihren eigenen Angelegenheiten das Selbstbestimmungsrecht besitzen, wo der 'Heilige Wald' gegen Lawinen und Steinschläge schützt.»²² Hier wird ein wahres Idealbild ohne Schatten heraufbeschworen, ein utopisches Idyll mit «schönen, hochgestimmten Weisen über das Schweizerland und seine Menschen, über das schönste und tapferste Volk»²³, das von einem noch so patriotisch gesinnten Helvetier kaum zu überbieten wäre und im Werk dieses sonst so hyperkritischen Autors in solch ausgeprägter Form keine Entsprechung hat!

Nach den harmonischen Sommermonaten im Aargauischen zog Strindberg Anfang August 1886 weiter nach Weggis am Vierwaldstättersee, wo er – unterbrochen durch eine dreiwöchige Studienreise nach Frankreich – zwei Monate lang im Hotel «Paradies» weilte. «Wunderschön aber doch nicht Othmarsingen mit seiner Gemüthlichen Unterklasse»²⁴, beurteilt Strindberg die ihm neue Gegend. Ab 1. Oktober weilte dann die Familie für weitere drei Monate im nahe gelegenen ländlichen Gersau, wo Strindbergs in der heute längst geschlossenen Pension «Gersauerhof» die einzigen Gäste waren. Hier fühlte sich Strindberg wie zu Hause, genau wie in Ouchy, und in einem Brief an seinen Verleger Albert Bonnier heisst es enthusiastisch:

²¹ O. BANDLE, *Ideologie und Wirklichkeit*, S.352ff.

²² Zitiert nach A. STRINDBERG, *Kleine Prosa*, Werke, 5, München 1957, S.41f.

²³ A. STRINDBERG, *Kleine Prosa*, S.43.

²⁴ Brief vom 4.8.1886. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 6, Stockholm 1958, S.6.

Hier ist es nun herrlich zu sein. Schnee auf der Alp, Hering und Kartoffeln, Schnaps, Bier und Preiselbeeren (!) sowie Kachelöfen und Innenfenster. Schade nur, dass ich so viele Nebenbeschäftigungen und Korrespondenz zusätzlich zu meiner eigentlichen Arbeit haben soll, so dass ich gereizt werde.²⁵

Aber schon im Januar 1887 ging die rastlose Odyssee weiter. Strindberg liess sich nun mit seiner Familie in einem Landhaus in Issigatsbühel bei Lindau am Bodensee in Bayern nieder, wo er in rasendem Tempo in weniger als zwei Monaten seinen beliebtesten, humoristischen Roman von den Bauern auf der Schäreninsel Hemsö, *Hemsöborna* (1887; 'Die Hemsöer' 1984), verfasste, der deutliche Spuren seiner Gotthelf-Lektüre aufweist.

Die Idee, seine Sommererinnerungen und lebhaften Eindrücke an Menschen und Natur der Stockholmer Schären literarisch zu verarbeiten, hatte Strindberg schon seit 1883 mit sich herumgetragen, doch reifte der konkrete Plan, eine volkstümliche Schilderung dieses Milieus zu Papier zu bringen, erst nach seiner Ankunft in der deutschen Schweiz.²⁶ Wahrscheinlich sind ihm die gerade erschienenen Reclamausgaben von Gotthelfs *Uli der Knecht* (1841) und *Uli der Pächter* (1849) im Aargauer Sommer in die Hände gefallen, denn aus Gersau berichtet er: «Studiere zu diesem Zweck Jeremias Gotthelf, einen göttlichen Schweizer, der seiner Zeit in Vielem voraus war.»²⁷

Strindbergs munterer Bauernroman – «ein Intermezzo scherzando zwischen den Schlachten», wie er ihn selbst bezeichnete – gilt als das schwedischste aller seiner Bücher, obwohl die Prosa von Germanismen durchsetzt ist, die sich infolge seiner langen Aufenthalte im deutschsprachigen Raum eingeschlichen haben.²⁸ Dass zwischen der Schilderung der Inselbauern und Gotthelfs Motivwelt eine direkte Verbindung besteht, erhellt sich auch aus einem Brief zwei Jahre nach Erscheinen des Romans:

Ich bewundere Gotthelf, obwohl er Pfarrer ist, und empfehle seine herrlichen Vedutenmalereien und unvergleichlich klassischen Schilderungen des ländlichen Volkslebens, die mich bei den Hemsöern beeinflusst haben.²⁹

Bei zwei weiteren Gelegenheiten sollte Strindberg in jenes Land zurückkehren, das ihn an den Himmel erinnerte, dorthin, wo er die schönsten Augenblicke seines

²⁵ Brief vom 11.11.1886. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 6, S.96. Die Zeit in Gersau wird von K. SMIRNOFF in *Strindbergs första hustru*, Stockholm 1925, S.235ff., beschrieben.

²⁶ Ausführlich berichtet über die Entstehung des Romans L. DAHLBÄCK, *Strindbergs Hemsöborna. En monografi*, Stockholm 1974, S.15ff.; vgl. auch M. LAMM, *Förhistorien till Strindbergs Hemsöborna*. In: *Svensk litteraturtidskrift* 1 (1938), S.41-46.

²⁷ Brief vom 10.10.1886. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 6, S.123.

²⁸ Auf die Germanismen hat S. BJÖRCK hingewiesen in *I marginalen till Hemsöborna*. In: *Modersmållärarnas Förenings Årsskrift* (1950), S.25-43.

²⁹ Brief vom 18.9.1889. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 7, Stockholm 1961, S.369.

Lebens verbracht habe, wie er zehn Jahre später nostalgisch am Ende seiner *Legender* (1897; 'Legenden', 1923) bekennt – beide Male auf der Flucht vor seiner Familie, als sich seine Ehekrise im August 1887 zuspitzte. Vielleicht unter dem Zwang alter Erinnerungen, stattete er dabei sowohl Gersau als auch Genf und Ouchy kurze Besuche ab. Unmittelbar nach seiner zweiten Rückkehr zu Frau und Kindern in Bayern reichte er sodann die Ehescheidung ein. Allein, nach fast sechsjährigem Exil, sah Strindberg im April 1889 sein Vaterland wieder.

2. Strindberg und Heidenstam auf Schloss Brunegg

Der erste Band von Strindbergs Heiratsnovellen brachte seinem Urheber einmal den Prozess wegen Gotteslästerung und Verspottung der heiligen Sakramente ein (so wurde die Anklage formuliert, obwohl es im Grunde um den Verstoss gegen die öffentliche Sexualmoral ging), zum andern die Freundschaft seines um zehn Jahre jüngeren Landsmannes Verner von Heidenstam, der um diese Zeit bereits vier Jahre in der Emigration verbracht hatte. Für Heidenstam waren vorwiegend persönliche Motive für das Verlassen der Heimat ausschlaggebend gewesen. Soeben volljährig, hatte er mit einundzwanzig Jahren seine Jugendliebe Emilia Uggla gegen den Willen seines Vaters geheiratet, was zum Bruch mit dem Elternhaus führte. In den folgenden sieben Jahren führte der verwöhnte Adelspross zusammen mit seiner jungen Gattin ein eigenartiges Einsiedlerdasein in Rom, Paris, an der Riviera und in der Schweiz, ständig geplagt vom Heimweh und intensiv vertieft in Selbstbeobachtung und Grübeleien.

Bereits mit siebzehn Jahren hatte der kränkelnde Heidenstam die Schule abgebrochen und war von seinen Eltern auf Studienreisen nach Italien, Griechenland, Ägypten, Palästina und Syrien geschickt worden. Danach hatte er in Rom und Paris Malerei studiert. Als ihn Strindberg kennenlernte, hatte er zwar einige epigonenhafte Gedichte verfasst aber noch nichts publiziert, und er schwankte noch immer zwischen einer Laufbahn als Maler oder Schriftsteller.

Die Bekanntschaft zwischen den beiden Schweden wurde im Dezember 1884 eingeleitet, als sich Strindberg in Genf aufhielt und das junge Paar Heidenstam seit einiger Zeit in Bühler in Appenzell Ausser-Rhoden wohnte.³⁰ Dort hatten sich Heidenstams niedergelassen, nachdem die Geldüberweisungen von zu Hause gekürzt worden waren, denn auf diese Art hoffte der Vater, den Sohn unter Druck zu setzen und zur Heimkehr bewegen zu können. Da das Geld nun nicht mehr für ausgedehnte Reisen und ein unbeschwertes Leben reichte, wurden finanzielle Einschränkungen notwendig. In dieser schwierigen Lage erfuhren die Eheleute von einem schönen und geräumigen Appenzellerhaus in Bühler, wo man sich für eine bescheidene Summe einmieten konnte.

Den ersten Kontakt stellte eine Glückwunschadresse Heidenstams an den soeben aus Stockholm zurückgekehrten Strindberg her, worin er dem Älteren zum positiven Ausgang des Gerichtsverfahrens und zum «zeitgemässen Schluss der Ketzerabrechnung daheim im Kalten-Büfett-Land»³¹ gratulierte.

³⁰ Über die Schweizaufenthalte beider Dichter berichtet E. ATTENHOFER in zwei Aufsätzen: *Strindberg und Heidenstam begegnen sich auf Schloss Brunegg*. In: Lenzburger Neujahrsblätter 19 (1949), S.24-36, und *Von den Dichtern Heidenstam und Strindberg und König Gustav IV. von Schweden (1792-1809), der als Oberst Gustavson in Lenzburg lebte*. In: Lenzburger Neujahrsblätter 29 (1958), S.3-14.

³¹ Brief vom 2.12.1884. In: V.v. HEIDENSTAM, *Brev*, Hrg. Kate Bang und Fredrik Böök, Stockholm 1949, S.13. Der Prozess hatte im Oktober desselben Jahres stattgefunden, und der Freispruch wurde am 17. November gefällt.

Heidenstam bewunderte Strindbergs ketzerische Ansichten in der Frauenfrage ebenso wie dessen Kühnheit und Widerspruchsgeist, und vermutlich hat es ihn fasziniert, mit einer so berühmten Persönlichkeit in Verbindung zu treten.³² Offenbar gelang es ihm auch, mit seinen scheinbar nachlässig hingeworfenen Zeilen auf Strindberg Eindruck zu machen und dessen Interesse für den «stillen, entlegenen, von freien und ehrlichen Bauern bewohnten kleinen Idealkanton» zu wecken, denn dieser schrieb umgehend eine Antwort. In einem zweiten Brief gab Heidenstam dann ausführlich Auskunft über die Landsgemeinde und die gesellschaftlichen Verhältnisse in Appenzell. Nach kurzem Briefwechsel lernten sich beide auf einer gemeinsamen Italienreise im Februar 1885 persönlich kennen. Der anschliessende Versuch Strindbergs, den neugewonnenen Freund zur Übersiedlung nach Ouchy zu bewegen, misslang jedoch – augenscheinlich hatte Heidenstam Angst, seine eigene Individualität zu verlieren. Statt dessen besuchte er Strindberg im August desselben Jahres in Grez. Den Winter verbrachte Heidenstam mit seiner Gattin im Landhaus zum «Thalgarten» in Lenzburg, während Strindberg an verschiedenen Adressen in Frankreich weilte.

Im darauffolgenden Sommer wurden sie jedoch Nachbarn im Kanton Aargau. Strindberg wohnte ein paar Monate mit Frau und Kindern in Othmarsingen, während sich Heidenstam auf dem benachbarten Schloss Brunegg eingemietet hatte. Heidenstam hatte sich lange mit Plänen getragen, einen Palast zu mieten, «um 'das junge Schweden' damit zu übertrumpfen»³³. Hier trafen sich nun die beiden Freunde oben im grossen Rittersaal und pflegten in mittelalterlicher Atmosphäre ihre gemeinsame Kulturskepsis in endlosen Gesprächen über Sozialismus, Nihilismus und Frauenemanzipation.³⁴

Wenige Wochen nach Heidenstams Umzug kam Strindberg aus Frankreich angereist, um ihn zu besuchen. Von der ersten Begegnung auf Brunegg berichtet Heidenstam in seinen Schweizer Reiseskizzen *Från Col di Tenda till Blocksberg* (1888; teilweise enthalten in 'Landschaften und Menschen', 1901):

An einem Sommerabend läutete es plötzlich heftig an der Torglocke. Wir sassen eben bei Tisch, die Dämmerung war im Anzug, und die Alpen glühten. Wir waren nicht gewohnt, so spät noch Besuch zu bekommen und standen verwundert auf. Da brachte man uns eine Visitenkarte mit dem Namen: «Strindberg». Ich warf die Serviette fort und ging eilig zur Treppe, um unsern Gast zu begrüssen. Gefolgt von einem Manne, der sein Gepäck trug,

³² Für nähere Auskünfte über die Freundschaft zwischen Strindberg und Heidenstam siehe Ö. LINDBERGER, *Heidenstams och Strindbergs brevväxling*. In: Svensk litteraturtidsskrift 3 (1940), S.124-140, sowie F. BÖÖK, *Strindberg och Heidenstam i Schweiz*. In: *Från åttiotalet*, Stockholm 1926, S.249-277.

³³ Brief vom 5.10.1885. Zitiert nach Ö. LINDBERGER, *Heidenstams och Strindbergs brevväxling*, S.132. «Das junge Schweden» war die neue, radikale Literaturrichtung in Schweden.

³⁴ Von Strindbergs und Heidenstams Zusammenkünften auf Schloss Brunegg berichtet ebenfalls J.R.v. SALIS in *Notizen eines Müssiggängers*, Zürich 1983, S.72-84.

stand er auf der Schwelle des Tores. So wie er dort stand, hat sein Bild sich fest in meine Erinnerung eingepägt...³⁵

Strindberg blieb einige Tage zu Gast auf dem Schloss und kehrte danach im Hotel «Zu Drei Sternen» in Brunegg ein, um sich wenige Tage später im nahe gelegenen Dorf Othmarsingen mit seiner Familie zu vereinigen. Dort schlug man das Sommerquartier in einem Balkonzimmer im zweiten Stock des Gasthofes «Zum Rössli» auf. In einem scherzhaften Brief – typisch für den burschikos-respektlosen Umgangston zwischen den beiden geistesverwandten Emigranten – bedankte sich Strindberg für die ihm erwiesene Gastfreundschaft. Der Brief, der von vorangegangenen Diskussionen über Ober- und Unterklasse zeugt, ist bis auf das Postskriptum auf deutsch verfasst, und der Text sei hier mit allen Originalfehlern wiedergegeben:

Drei Sternen Brunegg
17 Maj 1886
(Syttende Maj)³⁶

Herr Baron von Heidenstam

Zu Brunegg, Othmarsingen und Aargau.

Herr Baron,

Überladet mit Briefen und Drucksachen, ermüdet von einer Promenade nach Othmarsingen kann ich nichts als ein recht herzinnerlichen «Grütze» Ihnen und der Baronesse übersenden, weil ich schon heut' abend nach Othmarsingen zieht.

Sollte es Ihnen, Lieber Herr Baron, mir eine Visite vor sex Uhr zu erwähnen gefallen, möge Ich recht dankbar sein, wobei Ich Ihnen viele schöne Informationen von meiner Familie und anders was geben könne.

Mit herzlichen Dank für diese schönen Tagen auf dem Schloss Brunegg und meine besten Empfehlungen zu der Baronesse habe ich die Ehre mich zu zeichnen

Ihren ergebensten Diener
August Baron von Strindberg
geboren Baron v. Söderström.

In dem hinzugefügten schwedischen Postskriptum ist allerdings der chevalereske Ton verflogen:

P.S. Verflucht. Ich glaube, ich muss zwanzig francs leihen, bis meine Frau kommt. Für den Fall, dass sich die Rechnung auf mehr als die 15, die ich besitze, belaufen sollte.

Gib sie dem Boten gut eingewickelt, damit mein Oberklassenruf nicht Schaden annimmt und ich meine Baronie verliere

bittet
August Strindberg
Unterklasse.³⁷

³⁵ Der Abschnitt ist nicht in der teilweisen Übersetzung von Heidenstams Reiseskizzen enthalten. Hier zitiert nach E. ATTENHOFER, *Strindberg und Heidenstam begegnen sich auf Schloss Brunegg*, S.31.

³⁶ «Syttende Maj», Norwegisch für '17. Mai', Norwegens Nationalfeiertag.

³⁷ In: A. STRINDBERG, *Brev*, 5, S. 325.

Sowohl Strindberg wie Heidenstam wissen auch Näheres über die Unterhaltungen auf Brunegg zu berichten; so liefert Strindberg im vierten Band vom *Sohn der Magd* ein ausführliches Dialogreferat ihrer Diskussionen über den Sozialismus, und die inspirierende Umgebung auf Brunegg wird von ihm folgendermassen beschrieben:

Auf dem Berg mit dem Buchenwald aber, der über dem Dorf lag, erhob sich ein grosses dunkles Steingebäude, das von weitem einer umgekippten Arche Noah ähneln mochte, aber ein Schloss war. Seinen Kern bildete ein runder Turm aus der Römerzeit, und sein Schiff ein Feudalschloss aus Feldstein mit von behauenen Steinsäulen unterteilten Fenstergruppen. Das Schloss gehörte einer Witwe, die es als Sommerfrische vermietete, und ihr derzeitiger Gast war ein junger Schwede, mit dem Johan im Jahr zuvor bekannt geworden, durch Italien gereist und im vergangenen Herbst in Frankreich ein paar Monate verkehrt war.

(...)

Oben in dem grossen Rittersaal mit seinen Waffen und Rüstungen, seinen Ahnen an den Wänden, seinem Turmfalken vor dem Fenster, und angesichts des grossartigen Alpenpanoramas vom Schwarzwald bis zum Montblanc, mit den schönen Dörfern darunter, pflegten sie ohne Zuhörer samstags ihre Denküben in den neuen Denkschulen abzuhalten. (Der Sohn der Magd, S.650ff.)

Ihre Zusammenkünfte auf dem Schloss hatten ein Gegenstück bei einem anderen berühmten Dichterpaar im Ausland, nämlich im Treffen der beiden Norweger Ibsen und Lie in Berchtesgaden. Bei ihrem vorbehaltlosen Gedankenaustausch über aktuelle Streitfragen, über Literatur und Sozialismus, über Altruismus, Klassenunterschiede und Frauenemanzipation, sahen sich Strindberg und Heidenstam als Menschen «einer neuen Art». Strindberg lag dabei meist auf dem Sofa und hatte ein kirschrotes Kissen unter dem Kopf. Zur Vervollständigung des Bildes sei hier noch Heidenstams Version hinzugefügt:

Oben im Rittersaal verbrachten wir den Tag, während der Tabakrauch wie Wimpel aus blauen Schleiern sich um die Lanzen ringelte. In jenem Jahre war es Mode, im Sommer ein Seidenbarett zu tragen, und so kam es, dass wir mit solch mittelalterlicher Kopfbedeckung in diesem mittelalterlichen Saale des Raubritterschlosses der Familie Gessler neuzeitliche Fragen behandelten und von unserer Heimat sprachen, die weitab von den Schneeöden der Alpenkette im hohen Norden lag.³⁸

Aber auch auf der Wirtshauterrasse «Zum Rössli» verbrachten die Freunde etliche Nachmittage unter lebhaften Debatten – manchmal so laut und hitzig, dass man gemäss Augenzeugenberichten einen Streit vermutete. Im übrigen wohnten die beiden Nachbarn nicht weiter auseinander, als dass Heidenstam mit seinem Fernrohr

³⁸ Zitiert nach E. ATTENHOFER, *Strindberg und Heidenstam begegnen sich auf Schloss Brunegg*, S.31. Ein anderes literarisches Dokument von den Zusammenkünften auf Brunegg soll Heidenstams Prosagedicht *Den ombyllige* (1888; 'Der Unbeständige', 1910) darstellen. So F. BÖÖK, *Strindberg och Heidenstam i Schweiz*, S.256f.

vom Schlosse aus Strindberg auf dem Balkon des Gasthofes in Othmarsingen beobachten konnte. Am 19. Mai schreibt Strindberg z.B. nach Brunegg: «Schaut von Eurem *Schlafgemach* auf meinen Balkon herab um 12 Uhr und um 4 Uhr, dann werde ich sicher dort sein, um zu winken.»³⁹

Heidenstam war zu diesem Zeitpunkt der Radikalere der beiden Schweden; nach eigener Auffassung meinte er, dass er Strindberg an Atheismus, Polygamie und Egoismus übertreffen würde, und er behauptete zudem, dass der total Vorurteilslose Nihilist werden müsse, während sich Strindberg eher als Rousseauanhänger und Idealisten betrachtete.⁴⁰ Gerade eben die Vorurteilslosigkeit sowie die Unabhängigkeit gegenüber allen Schulen und Parteien schätzte Strindberg am jüngeren Dichterbruder am meisten, und er hielt «diesen Vertreter der jungen Generation (...) für den emanzipiertesten und für den einzigen, der die Kraft besessen hatte, alle Konsequenzen der neuen Weltanschauung zu ziehen» (Der Sohn der Magd, S.651).

Und er fährt in seiner Charakteristik des Jüngeren fort:

In ihm gab es keinen Funken von Idealismus oder Christentum mehr, und er hatte sich nicht verleiten lassen, sein Ruder nach einem jener Fallwinde zu legen, die alle Windhungrigen einzufangen versuchen, wenn sie Fahrt aufnehmen wollen. (Der Sohn der Magd, S.651)

Die letzte Aussage war allerdings nur im Urmanuskript enthalten und wurde auf die Bitte Heidenstams, der inzwischen seinen Standpunkt total geändert hatte und zum Anführer der *idealistischen* Literaturrechtung in Schweden geworden war, im Herbst 1889 gestrichen. Hätte sich der Verleger nicht geweigert, den letzten Teil vom *Sohn der Magd* im Jahre 1887 zu drucken (der Band erschien erst 1909), wäre der später stockkonservative Nationaldichter Heidenstam paradoxerweise als einziger Gesinnungsgenosse Strindbergs und zugleich als ausgesprochener Zyniker und Atheist in die schwedische Literatur eingeführt worden!

Ganz unproblematisch gestaltete sich das Beisammensein der Familien Heidenstam und Strindberg im Aargauer Sommer allerdings nicht, denn Heidenstams Frau Emilia verabscheute Strindberg genauso intensiv, wie auch Heidenstam von Strindbergs Frau Siri abgelehnt wurde – kein Wunder, da sich die beiden Herren hauptsächlich für einander und ihre gegenseitigen Wortgefechte interessierten und sich weniger um die übrigen Familienmitglieder kümmerten. Bei einem gemeinsamen Ausflug im Juni traten dann die Friktionen offen zutage, als Strindberg seiner Missstimmung wegen des schlechten Essens und der Wetterverhältnisse Luft machte. Daraufhin schrieb ihm Heidenstam einen Brief, in dem er dem Freund vorwarf, nervös, nörgelnd und präventiös zu sein:

³⁹ A. STRINDBERG, *Brev*, 5, S.326.

⁴⁰ Diese Ansichten entwickelt Heidenstam in Briefen an Strindberg vom 19. und 24.10.1885. Vgl. Ö. LINDBERGER, *Heidenstams och Strindbergs brevväxling*, S.131.

Du, «der Sohn einer Magd», rümpfst die Nase über ein Essen, das Hunderte von verwöhnten Touristen mit grösstem Appetit essen. Deine nervöse Pingeligkeit ist in Monomanie übergegangen; du bist von einer fixen Idee beherrscht, das meiste sei schlecht und ungeniessbar. Du hast begonnen mit der Unzufriedenheit über die Gesellschaft und endest mit der Unzufriedenheit über Beefsteaks, Forellen und allzu violettfarbene Billardkugeln.⁴¹

Strindberg reagierte verletzt und verteidigte sich ausführlich in einer schriftlichen Antwort:

Pingeligkeit ist eine Eigenschaft eines Nervensystems, das feiner als andere konstruiert ist und darum seine Sache besser machen kann. Ein Chronometer ist pingeliger als irgendeine alte Zwiebel, doch was kümmert das die Welt, wenn er nur hundertstel Sekunden anzeigt.

(...)

Wer nach einem halben Leben übermenschlicher Arbeit die Produktionskosten nicht hereinholt, ist schlecht bezahlt und hat infolgedessen Grund, unzufrieden zu sein. Er hat also nur ausstehende Forderungen, keine Schulden.⁴²

Der Zwist wurde jedoch bald dank Heidenstams Versöhnlichkeit beigelegt. Tatsache ist aber, dass Strindberg während der ganzen Auslandsjahre ungeachtet seiner ungeheuren literarischen Produktion ständig unter Geldnot litt, und sein lebhafter Briefwechsel mit dem Bonnier Verlag in Stockholm enthält eine fast ununterbrochene Reihe von Bittschriften wegen Vorschusszahlungen oder ebensooft Vorschläge für grossartige Literaturprojekte, die viel Geld einbringen sollten. Um seiner Finanzmisere entgegenzuwirken, verlegte sich Strindberg beispielsweise in Gersau aufs Fotografieren, wobei es ihm gelang, mit Hilfe eines Schlauchs einen Selbstauslöser so zu konstruieren, dass er sich selber fotografieren konnte! Auf sein Angebot, ein kommentiertes Fotoalbum zusammenzustellen, ging sein Verlag jedoch nicht ein.⁴³

Trotz ihrer verschiedenen Einstellung in grundsätzlichen Lebensanschauungsfragen gab es viel, was die beiden Waffenbrüder, die sich ja von Anfang an intuitiv als Geistesverwandte verstanden hatten, miteinander verband. Die Brunegg-Periode ist dabei der Punkt, an dem sich ihre Lebensbahnen streifen, um sich dann unwiederbringlich und immer weiter voneinander zu entfernen. Zu jener Zeit aber war der jüngere Landsmann für Strindberg der einzige Mensch, mit dem er sich offen aussprechen konnte, und ihre Gespräche nannte er «eine tägliche Öffnung der Sicherheitsventile», während sie von Heidenstam als «geistiger Beischlaf» charakterisiert wurden. Gemeinsam war ihnen der Widerspruchsgeist, die Skepsis, die Vorurteilslosigkeit und der totale Subjektivismus, das heisst die Verfechtung der völligen Frei-

⁴¹ Brief vom 22.6.1886. In: V.v. HEIDENSTAM, *Brev*, S.19f.

⁴² Brief vom 23.6.1886. In: A. STRINDBERG, *Werke*, 4, Frankfurt a.M. 1984, S.536.

⁴³ Siehe O. LAGERCRANTZ, *August Strindberg*, Stockholm 1979, S.185f.

heit des Genies gegenüber sämtlichen Programmen und Schulen, und sie stimmten auch in ihrer Kritik gegen das reaktionäre Vaterland sowie in ihrer Bewunderung für die Schweiz als einen Musterstaat überein. Zudem litten sie beide gleich stark unter ständigem Heimweh, das sich als eine «körperliche Sehnsucht nach der Natur des Heimatlandes» (Strindberg) äusserte, von Fredrik Böök als «materialistischer Patriotismus» bezeichnet.⁴⁴ Man kann es geradezu als Ironie des Schicksals betrachten, dass Strindberg im Jahre 1910 – weit mehr als zwei Jahrzehnte nach dem gemeinsamen Aargauer Sommer – gerade die berühmten Heidenstam-Zeilen im Gedicht *Jag längtar hem* (1888; ‘Ich sehne heim mich’, 1910) zerriss, in denen der landesflüchtige Verfasser in prägnant lyrischer Form seine Sehnsucht nach dem Vaterlande zum Ausdruck bringt, jedoch nicht nach den Menschen, sondern lediglich nach den wohlbekannten Steinen und nach dem heimatlichen Boden, wo er als Kind gespielt habe. Vergessen waren die vielen gemeinsamen, nostalgischen Heimwehstimmungen mit dem starken Verlangen nach der nordischen Landschaft und nach schwedischen Speisen, als Strindberg den Snobismus verhöhnte, die Menschen von der Heimatliebe auszuklammern!

Zweifellos haben sich die beiden Gesprächspartner gegenseitig sehr stark beeinflusst. Vor allem ist Heidenstams Einwirkung in aristokratisierender Richtung auf den älteren, selbsterkorenen Dichter der Unterschicht in ihrem äusserst regen Briefwechsel merkbar; Torsten Eklund verzeichnet in seiner zwölfbändigen Briefausgabe an die siebzig Strindbergbriefe an den jüngeren Dichter in fünf Jahren! Durch den Gedankenaustausch mit Heidenstam verschwanden bei Strindberg die letzten Reste von seinem religiösen Idealismus, was seine nihilistische Entwicklung und seine Annäherung an Nietzsche beschleunigte. Bereits nach der ersten gemeinsamen Reise nach Venedig und Rom im Februar 1885 schreibt Strindberg an seinen neuen Freund: «Du hast meine alten gesunden (?) Nihilismusedanken geweckt, die mich immer stark und frei gemacht haben.»⁴⁵ Zwei Monate später verkündet er, dass er zum Atheismus übergetreten sei,⁴⁶ und nach einem weiteren Monat heisst es, dass er gerade dabei sei, sich «von der Gehirnentzündung des Idealismus»⁴⁷ zu erholen. Heidenstam dagegen kam durch den Umgang mit Strindberg zur Selbsterkenntnis, dass er im Grunde überhaupt keine «moderne Seele» sei, sondern dass er im Gegenteil den antiken Schönheitsidealen anhing. Strindbergs Angriffe auf die klassische Ästhetik riefen folglich eine Gegenreaktion bei ihm hervor und lösten sozusagen seinen ästhetischen Idealismus aus. Höchstwahrscheinlich hat also der Kontakt mit

⁴⁴ F. BÖÖK, *Strindberg och Heidenstam i Schweiz*, S.263. Über Heidenstams Heimweh in der Emigration und seinen “physischen Patriotismus” berichtet ausführlich S. BJÖRCK in *Heidenstam och sekelskiftets Sverige. Studier i hans nationella och sociala författarskap*, Stockholm 1946, S.40ff.

⁴⁵ Brief vom 30.3.1885. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 5, S.62.

⁴⁶ Briefe vom 31.5. und 2.6.1885. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 5, S.83.

⁴⁷ Brief vom 22.6.1885. In: A. STRINDBERG, *Briefe*, Werke, 4, München 1956, S.117.

Strindberg zumindest indirekt zur Entstehung von Heidenstams neuer, idealistischer Lebensanschauung beigetragen.

Im Juni 1886 erkrankte Heidenstam an Typhus und musste, da er sich nur langsam erholte, im September zu einem Kuraufenthalt nach Eglisau fahren, während Strindberg Anfang August mit seiner Familie nach Weggis am Vierwaldstättersee weiterzog. Heidenstam seinerseits kehrte im März 1887 nach Stockholm zurück, wo er sich mit seinem totkranken Vater versöhnte. Als ein Jahr später sein literarisches Debüt mit dem lange vorbereiteten Gedichtband *Vallfart och vandringsår* ('Wallfahrt und Wanderjahre')⁴⁸ erfolgte, leitete er eben jene mehrfach erwähnte neuro-mantische Periode in Schweden ein, in der Daseinswerte wie Lebensfreude und Phantasie, ein ausgeprägter Schönheitskult und patriotische Höhenflüge in krassem Kontrast zu den Ideen des vorangegangenen, naturalistisch geprägten Dezenniums der achtziger Jahre standen. Der Gedichtband liess ihn indes schlagartig berühmt und zum Sprachrohr der neuen literarischen Schule werden. Dass der Verfasser trotz allem auch vom älteren Meister gelernt hatte, ist den damaligen Kritikern doch nicht ganz entgangen, denn in einem Urteil heisst es: «Es ist ein Strindberg, der Sonne und Licht getrunken hat.»⁴⁹

⁴⁸ Eine Auswahl der Gedichte in diesem Band ist übersetzt in V.v. HEIDENSTAM, *Gedichte*, Berlin 1910.

⁴⁹ Zitiert nach F. BÖÖK, *Strindberg och Heidenstam i Schweiz*, S.277.

3. Ein stattlicher Edelmann schaut auf Helvetien herab: Verner von Heidenstam

Bereits in einem seiner ersten Briefe an Strindberg hatte Heidenstam, der sich des ausgeprägten Interesses des Adressaten an der sozialen Gliederung der Schweiz bewusst war, eine ausführliche Schilderung von Appenzell geliefert. An mehreren Stellen seines im Herbst 1888 veröffentlichten Reisebuches *Från Col di Tenda till Blocksberg*⁵⁰ (auszugsweise auf deutsch erschienen unter dem Titel 'Landschaften und Menschen', 1901), worin der grösste Teil seiner Schweizer Impressionen enthalten ist, geht er erneut auf die sozialen und politischen Verhältnisse ein und übertrifft gelegentlich sogar Strindberg an Enthusiasmus. Auch er hebt wiederholt den Gemeinschaftssinn der Eidgenossen hervor und findet ihre Freiheitsliebe beneidenswert:

Man fühlt Lust, das Taschentuch zu schwenken und sich zu verneigen vor diesem kleinen, vortrefflichen Volke, das sich eine Freiheit zu bewahren verstanden, mit welcher nicht einmal die der alten Athener einen Vergleich auszuhalten vermag. Hier in einer versteckten Gebirgsgegend ist das ein vollendetes Factum, was in unseren grössten Culturländern noch die rotheste Utopie ist. (Landschaften und Menschen, S.38f.)

Die Übereinstimmung mit Strindberg und die mehr oder weniger direkte Anspielung auf dessen Schweizer Novellen *Utopie und Wirklichkeit* dürfte kein Zufall sein. Heidenstam geht aber in seiner Begeisterung noch weiter, indem er Appenzell geradezu als das Paradies der Gleichheit apostrophiert. Voller Bewunderung ruft er aus:

Du glücklicher Winkel zwischen den Bergen! Du unansehnliches, kleines Gemeindewesen, wo die Gleichheit vollständig ist, wo der Millionär mit seinem Knechte zu Tische sitzt, wo die besten der Zukunftsträume, die in unserer Gesellschaft brüten, verwirklicht sind.
(Landschaften und Menschen, S.34)

Für Heidenstam bedeutet die Schweizer Landsgemeinde als Abbild echter Einheit und Demokratie – zu diesem Thema kehrt er übrigens mehrmals zurück – tatsächlich so etwas wie eine verwirklichte Utopie. Wie tief sich jene Vorstellung dem Dichter eingepägt hatte, kam viele Jahre später in einer Kontroverse um sein patriotisches Lied *Sverige* (1899; 'Schweden', 1932) zum Vorschein.⁵¹ Den Spöttern, die

⁵⁰ Einige der Reiseskizzen wurden bereits vor dem Erscheinen seines ersten Gedichtbands unter Pseudonym in den Zeitungen «Nya Dagligt Allehanda» und «Stockholms Dagblad» im Frühling und im Herbst 1887 abgedruckt. Weitere Schweizer Aufsätze in *Tankar och teckningar*, Samlade verk, 9, Stockholm 1943, sowie in *Berättelser och fejder*, Samlade verk, 22, Stockholm 1943.

⁵¹ Das ursprünglich als schwedische Nationalhymne konzipierte Gedicht findet sich im Zyklus *Ett folk* ('Ein Volk'), der 1899 zuerst in der Tageszeitung «Svenska Dagbladet» publiziert wurde und 1902 als Lyrikheftchen erschien. Das Gedicht wurde 1903-05 von Wilhelm Stenhammar vertont. Zur Entstehung des Gedichts siehe: S. BJÖRCK, *Heidenstam och sekelskiftets Sverige*, S.155ff.

das merkwürdige Bild von einem Volk kritisierten, das Hand an Hand die Treue zum Vaterland schwört, soll er entgegnet haben, er hätte eine Schweizer Landsgemeinde vor Augen gehabt, wo man im dicht geschlossenen Kreis den Eid mit erhobener Hand abzulegen pflege.⁵²

Steht die Wertschätzung des Gesellschaftssystems im Vordergrund, so unterlässt es der Beobachter jedoch nicht, gleichzeitig das «ungekünstelte, herzliche und eigenartige kleine Schweizervolk, das man lieben und bewundern und bei dem man sich wohl fühlen muss» (Landschaften und Menschen, S.69), zu porträtieren. Er begeistert sich für das glückliche, unkomplizierte Landleben und die anspruchslose Lebensweise des Schweizers, den er am liebsten auf ein Piedestal stellen und zum Idealmenschen erheben möchte. Dennoch – bei aller bekundeten Sympathie kann sich der Aristokrat gelegentlich eines Schmunzeln nicht erwehren.

Dieses ironische Lächeln spielt weiterhin des öfteren in den Mundwinkeln des Autors, denn im Grunde hat Heidenstam zweifellos ein etwas zwiespältiges Verhältnis zur Alpenrepublik. Obwohl er das Land als die Heimat der Lebensfreude ansieht, wo man ganz nach seinen Idealvorstellungen in der Gegenwart lebt, obwohl er das ländliche Idyll, die Schlichtheit, den Gemeinschaftssinn und die «gemüthliche, leidenschaftslose Ruhe» sehr schätzt, ist die Schweiz für ihn kein Land zum Bleiben, «weil wir zu verderbt sind, um auf die Dauer an dem ruhigen Glücke dieser Idyllen Gefallen zu finden. Wir lachen über sie und finden sie bäuerisch komisch» (Landschaften und Menschen, S.34).

Bei genauerem Hinsehen fällt dem Leser sodann auf, dass Heidenstam trotz aller Hochachtung nicht nur einen gewissen kritischen Unterton in sein Reisebuch hineingebracht hat, sondern dass er auch geradezu sarkastisch klingen kann, wenn etwa Mentalitätserscheinungen wie Spiessbürgertum, übertriebene Sparsamkeit und Reinlichkeit oder Naivität kommentiert werden. An einer Stelle heisst es beispielsweise:

Das Spiessbürgertum liegt wie ein Nebel über der ganzen Alpenrepublik. Es dringt gleich drückend in den Saal des Bundesraths wie in das ehrbare Schlafgemach der Pfarrersfrau. Es erstickt jeden Keim zu einer Persönlichkeit, jedes individuelle Streben, jedes Talent und ist daher auch die Ursache, dass die Schweiz keine grosse Kunst und Literatur besitzt. Es ist dasselbe, hier zur Gesellschaftsordnung erhöhte und in den kleinsten Details konsequent entwickelte, alles nivellierende Spiessbürgerthum, das jeder begabte und selbständige Mensch hasst und bspöttelt. Und dennoch ist der Grad von Vollkommenheit, den die Philisterei hier erreicht, ein so hoher, dass sie geradezu Sympathie erweckt. Man sieht keine unbeugsamen Geister, die unter ihrem Drucke seufzen. Man hört keine schneidenden Jammerrufe. Sie hat sich in die ganze Nation derart eingefressen, sie so völlig erfüllt, dass für nichts Anderes Raum geblieben ist. (Landschaften und Menschen, S.10)

Obwohl Heidenstam also mit Strindberg wetteifert, die Vorbildlichkeit seiner Wahlheimat immer wieder herauszustreichen, «mit neidischen Blicken diesen glücklichen Weltwinkel betrachtend, in welchem eine gesunde Staatsverfassung und eine

⁵² Siehe I. ANDERSSON, *Schweiz och Sverige genom tiderna*, S.29f.

einigermaßen gleichmässige Vertheilung des Bodens Wohlstand und Frieden verbreitet» (Landschaften und Menschen, S.40), stellen seine Reiseskizzen den ersten kritischen schwedischen Schweizbericht dar. Viele seiner bewundernden und lobenden Aussagen werden sogleich durch einen hinzugefügten spöttischen Kommentar oder eine satirische Stichelei relativiert. Dies gilt vor allem, wenn der eigenwillig muntere Verfasser den Nationalcharakter des Eidgenossen aufs Korn nimmt, aber sogar über die sonst so oft von ihm gepriesene Landsgemeinde in Appenzell macht sich der Edelmann aus dem Norden in einer Passage lustig und beurteilt Zeremoniell und Teilnehmer als «komisch sublim». Im Kapitel über das Festspiel zu Sem-pach erzählt er ausserdem mit offensichtlichem Amusement, wie der Bundespräsident gerade im feierlichsten Augenblick ein Schinkenbrot auf der Ehrentribüne verspeist! Wenn auch mit liebevollem Humor dargestellt, wird der «typische Schweizer» in folgender Beschreibung gleichsam ins Lächerliche gezogen:

Sein grösstes Vergnügen an Sommersonntagen besteht darin, auf einen Berg zu steigen, wo ein Wirtshaus steht, und 'Juchhe!' zu rufen. Er ist ungekünstelt und ursprünglich, freundlich und dienstbereit und sieht aus wie ein Glas fette Milch. (Landschaften und Menschen, S.24)

Direkt boshaft wirkt eine Aussage des hochgewachsenen Schweden zur äusseren Statur der Alpenbewohner:

Es gibt, was das Aeussere des Schweizers betrifft, nur einen einzigen durchgehenden Nationalzug, den er niemals verleugnet, sei er nun reich oder arm: das ist seine kleinbürgerliche Art und Weise, seine kurzen Beine und sein ungefüger Oberkörper. (Landschaften und Menschen, S.9)

In seiner Charakteristik beschränkt sich Heidenstam hauptsächlich auf die Einwohner der deutschsprachigen Urkantone, die er als die «eigentlichen Schweizer» bezeichnet. Von ihnen weiss er noch manches in seiner heiter arroganten Art zu berichten, u.a. über ihre schweizerdeutsche Mundart:

Das breite und klangvolle, doch ein wenig prahlerische Deutsch verwandelt sich auf seiner Zunge in einen tonlosen und sanftmüthigen Dialect, der eigens für ein Volk kleiner behäbiger Seidenfabrikanten und Gasthofbesitzer zu passen scheint. Neben seinem militärisch breitschultrigen, sechs Fuss langen Bruder nördlich vom Rhein erscheint er wie ein kleiner, freundlicher Gemischtwarenhändler aus einer Provinzstadt. Sein gutherziges Gesicht ist oft trivial, sein Bart schwindsüchtig dünn. Seine Kleidung ist ebenso anspruchslos wie seine Lebensgewohnheiten. Und seine unermüdliche Sparsamkeit, die zu dem oft bedeutenden Vermögen in keinem Verhältnis steht, bildet zu gleicher Zeit seinen grössten Fehler und sein grösstes Verdienst. (Landschaften und Menschen, S.11)

Heidenstams Reiseeindrücke leben aus überschwenglichem, jugendlichem Übermut und zeichnen sich im Vergleich zu den Beobachtungen Strindbergs durch leichte Überheblichkeit aus. Da die Bewunderung für die einfachen Tugenden des Bergvolkes bei ihm stets mit ironischer Skepsis gepaart ist, kommt es trotz eingehender

Charakteristiken von Land und Leuten nie zu einer Identifikation. Während der Anblick der Alpen und die Begegnung mit den demokratisch gesinnten Eidgenossen für Strindberg eine echte Erlösung und innere Befreiung von drückenden Konflikten bedeutet, wird bei Heidenstam die Szenerie mit den unbeteiligten Augen des Touristen als malerisches Stilleben betrachtet. Ganz scheint dies dem Verfasser selbst nicht entgangen zu sein, denn am Schluss bemerkt er, sein Bändchen sei zwar ein kleiner Versuch, dem Alpenland einen Altar zu errichten und mit Rosen zu bestreuen, aber leider wären die Rosen verdorrt und zerdrückt, da sie allzulange in seiner Schreibmappe gelegen hätten, und zudem sei ihm keine Zeit geblieben, die Dornen wegzuschneiden. Die gleiche doppelbödige Haltung spricht auch aus folgender «Liebeserklärung» an die Eidgenossenschaft:

Seltsame Schweiz, Land der Gegensätze! Eine ideale Staatsverfassung, eine grossartige Natur, die in wilder Pracht ihresgleichen sucht, und Seite an Seite daran die Idyllen der Obstbaumwälder und ein kleinwüchsiges, gemütliches Bürgervolk. Zwischen den Alpenschluchten gutmütig trauliche Dörfer, wie Bücher von Fritz Reuter zwischen zwei Bänden Shakespeare. Auf dem grossen St. Bernhard Spitzbergens Klima und unten bei Vevey Weintrauben und italienische Motive. Wahrlich, wer ein anschauliches Bild dieses anziehenden Landes geben wollte, er müsste nicht einige Reiseskizzen schreiben, sondern Bücher, dick wie Bibeln. Eines aber wird, sofern er der Wahrheit treu bleibt, den Grundzug bilden: mitten in seinem Entzücken über die Landschaft wird ihm ein Blick auf seinen Wegführer ein Lächeln entlocken, nicht der Bosheit, sondern der wohlwollenden, fast bewundernden Zuneigung. (Landschaften und Menschen, S.51f.)

Bezeichnenderweise waren die Schlussworte, «fast bewundernd», im ursprünglichen Manuskript nicht vorhanden, sondern sie wurden erst bei der Drucklegung hinzugefügt.

Die lebhafteste Korrespondenz zwischen Strindberg und Heidenstam ging noch ein paar Jahre weiter, nachdem sie die Schweiz verlassen hatten. Aus ihren Briefen geht aber deutlich hervor, dass sie alle beide nach und nach im Begriff sind, ihren jeweiligen Standpunkt zu wechseln und die bisherige Lebensanschauung über Bord zu werfen. Bereits ein paar Monate nach ihrer Trennung berichtet Strindberg von seinem neuerworbenen Nihilismus, und in einem letzten Brief aus der Schweiz erklärt er Heidenstam, dass er sich vom Sozialismus abgewandt habe und – Revolutionär geworden sei!⁵³

Heidenstam seinerseits hatte unter dem Eindruck seiner schweren Krankheit angefangen, an den Altruismus zu glauben. Von nun an gehen ihre Briefe sozusagen aneinander vorbei, denn Heidenstam bekennt sich in den folgenden Jahren mehrmals als Idealist mit Sympathien für den Sozialismus, ohne dabei zur Kenntnis zu nehmen, dass der Briefempfänger längst zum Anhänger Nietzsches geworden ist.⁵⁴

⁵³ Briefe vom 19.10.1886 und 9.1.1887. In: A. STRINDBERG, *Brev*, 6, S.84 und 142.

⁵⁴ Vor allem Heidenstams Brief vom 9.10.1889. In: V. v. HEIDENSTAM, *Brev*, S.79ff., sowie Strindbergs Brief vom 25.5.1888. In: A. STRINDBERG, *Werke*, 5, S.637ff. Vgl. auch Ö. LINDBERGER, *Heidenstams och Strindbergs brevväxling*, S.134ff.

Sie trafen sich in den nächsten Jahren noch gelegentlich – das letzte Mal im Herbst 1889 in Stockholm. Danach trennten sich ihre Wege. Eine allerletzte Kontaktaufnahme bedeutete Heidenstams Huldigungsgedicht an Strindberg zu dessen fünfzigstem Geburtstag zehn Jahre später. Strindberg schrieb einen herzlichen Dankesbrief, offenbar gerührt über die unerwartete Gratulation.

Im Jahre 1910 – vierundzwanzig Jahre nach den idyllischen Aargauer Sommermonaten – kam es in Schweden zur sogenannten *Strindberg-Fehde*, einer erbitterten Pressepolemik, die grosse Teile des schwedischen Volkes in zwei Lager spaltete.⁵⁵ Hauptgegner in dieser hitzig ausgetragenen Kontroverse waren August Strindberg, der inzwischen wieder Radikaldemokrat geworden war, und Verner von Heidenstam, der schwedische Nationaldichter und Anführer der konservativen Literaturrichtung.

Kaum jemand konnte zu diesem Zeitpunkt ahnen, dass die beiden rabiaten Antagonisten einst in enger Freundschaft und «als eine neue Art miteinander verwandt» den intensiven Umgang der Seelen oben im grossen Rittersaal auf Schloss Brunegg gepflegt hatten.

⁵⁵ K.v. SEE, *Die Strindberg-Fehde*, Frankfurt a.M. 1987. Vgl. auch J. STENKVIST, *Nationalskalden. Heidenstam och politiken från och med 1909*, Stockholm 1982, S.47-76.

4. Vom Berge verzaubert: Oscar Levertin

Auch Oscar Levertin, den Literaturprofessor, Lyriker und Journalisten, zog es immer wieder in die Schweiz. Gehörte er noch in den 1880er Jahren zur radikalen Autorengruppe «Junges Schweden» – er war früh mit einigen Novellen realistischer Art hervorgetreten –, so bekannte er sich unter dem Einfluss Verner von Heidenstams bald zur neuromantischen Richtung. Er selbst sah in der Lyrik seine wesentlichste Aufgabe. Heute werden vor allem seine brillanten kulturgeschichtlichen Essays über Gestalten des 18. Jahrhunderts und seine überaus einfühlsamen Porträts zeitgenössischer Schriftsteller geschätzt. Sein lyrisches Schaffen hingegen ist weitgehend in Vergessenheit geraten.

Eine Lungenkrankheit zwang den nur neunzehnjährigen Levertin zu einer Reise in den Süden, auf der er mehrere Schweizer Städte besuchte. Auch seine beiden nächsten Aufenthalte in der Schweiz waren krankheitsbedingt: Während der beiden Wintersaisons 1889/90 und 1890/91 suchte er wegen seiner Lungentuberkulose Heilung in Davos. In den nun folgenden fünfzehn Jahren bis zu seinem plötzlichen Tod 1906 kehrte er regelmässig in seine geliebten Alpen zurück, um sich hier von zermürbenden Alltagskonflikten loszulösen und lyrische Inspiration zu schöpfen. Wie tief die Alpennatur auf sein Empfinden gewirkt hat, geht aus einem Brief an seine Schwester Anna hervor, den er im Juli 1899 von der Engstienalp an sie schrieb:

...ich kenne keine andere Landschaft, die mir so lieb ist und keinen Ort, wo ich mich so ruhig und zufrieden fühle – es ist als wäre ich von der ganzen Welt vergessen und dürfte vor mich hinträumen und schreiben gleich einer glücklichen Spinne, die nur an ihr Netz und dessen Glitzern in der Sonne denkt – aber leider muss man hinaus in die lästige Welt mit all ihren zahllosen Sorgen und all ihren Scherereien, Korrekturen, Vorlesungen ...⁵⁶

Für Levertin wurde die Alpennatur zu einem persönlichen Refugium und zu einer unumgänglichen Notwendigkeit für sein dichterisches Schaffen überhaupt. Mindestens für neun längere Perioden hielt er sich in der Schweiz auf, von der klaren, hohen Bergluft, wie er schreibt, zu neuem Lebensmut erweckt und zu einer intensiven lyrischen Produktion beflügelt. Nicht weniger als ein Drittel seiner sämtlichen Gedichte ist in den Schweizer Alpen oder im norwegischen Hochgebirge verfasst, und sein letzter Gedichtzyklus, *Kung Salomo och Morolf* (1905; 'König Salomo und Morolf'), ist in den Sommermonaten 1904 und 1905 nahezu vollständig in Wengen und Mürren entstanden.⁵⁷ Aus Davos stammen wesentliche Teile seines ersten Gedichtbandes *Legender och Visor* (1891; 'Legenden und Weisen'). Für seine zweite Sammlung, *Nya Dikter* (1894; 'Neue Gedichte'), verfasste er einige der besten Stücke bei einem Sommeraufenthalt 1894 im «ganz entzückenden Alpental» Zermatt und auf

⁵⁶ Zitiert nach B. JULÉN, *Hjärtats landsflykt. En Levertin-studie*, Stockholm 1961, S.211.

⁵⁷ C. FEHRMAN, *Levertins lyrik*, Lund 1945, S.260, 361. Vgl. auch B. JULÉN, *Hjärtats landsflykt*, S.40, 127ff., 229f. und 255ff.

der Riffelalp. Ein Jahr später verbrachte er den Monat Juli mit intensivem Schreiben in einem kleinen Berghotel auf der Engstlenalp, wohin er nach fünfstündigem Ritt von Meiringen aus gelangt war. Selbst auf der Hochzeitsreise mit seiner zweiten Frau im Sommer 1899 war er literarisch ungemein produktiv, verfasste er doch auf Schweizer Boden u.a. das Prosagedicht *En Bild från Basel* (1899; 'Ein Bild aus Basel')⁵⁸, das eine Begegnung zwischen Ulrich von Hutten und Erasmus von Rotterdam festhält, hinter deren Gestalten sich aber Levertin selbst zu erkennen gibt.

Vor einem erneuten Schweizbesuch schrieb Levertin im Mai 1901 an seinen Biographen Werner Söderhjelm aus Italien:

Meine Frau fährt um die Mittsommerzeit nach Hause, und dann werde ich mich vor der Welt auf einem Berg in der Schweiz verstecken und Poesie aus mir herauszuschütteln suchen.⁵⁹

Anfang Juli traf er in Engelberg ein, aber «der richtige lyrische Strom», den er sich ersehnt hatte, brach erst ein paar Wochen später in Hospenthal auf 1.500 m Höhe zwischen Gotthard und Furka aus ihm hervor. Mit sechzehn neuen Gedichten, von denen einige, wie die patriotische Hymne auf die Muttersprache, *Moder-språket*, oder *Folket i Nifelhem* ('Das Volk in Nifelheim') zum Bedeutendsten seiner Gesamtproduktion gehören, kehrte er Ende August nach Schweden zurück. Sie sind in seinem dritten Band *Dikter* ('Gedichte') abgedruckt, der im Herbst 1901 erschien.

Das Erlebnis der Gebirgsnatur war für Levertin von tiefgreifender Bedeutung, und man könnte – wie es Björn Julén in seiner Monographie über den Dichter unternimmt – die Stationen seiner poetischen Entwicklung durch die Aufzählung von Ortsnamen aus den Alpen und aus den Bergen Norwegens illustrieren: Davos – Maristuen – Zermatt/Riffelalp – Tuddal – Engstlenalp – Engelberg/Hospenthal – Mürren/Wengen.⁶⁰ Levertin selbst war sich seiner Alpbesessenheit durchaus bewusst, und er erkannte in dieser Fixierung wesentliche Voraussetzungen für sein lyrisches Schaffen. Die hohe, klare Gebirgsluft stimulierte seine Lebenslust und befreite seine Schöpferkraft wie in einem «Rausch, der feiner, ausgesuchter ist als der irgendeiner Rebe oder Droge, die leichte, blaue Luft, worin Hellas seine Götter leben liess»⁶¹. Das Erlebnis des Hochgebirges vermittelte ihm ein nahezu ekstatisches Gefühl der inneren Befreiung:

⁵⁸ Die lyrische Skizze wurde erstmals am 15.8.1899 in «Svenska Dagbladet» gedruckt, dann in *Sista dikter*, Samlade skrifter, 2, Stockholm 1907.

⁵⁹ Brief vom 14.5.1901. Zitiert nach W. SÖDERHJELM, *Oscar Levertin. En minnesteckning*, 1, Stockholm 1914, S.409.

⁶⁰ B. JULÉN, *Hjärtats landsflykt*, S.54f.

⁶¹ O. LEVERTIN, *Resebref*, Samlade skrifter, 23, Stockholm 1908, S.146. Levertin plante selbst zu Lebzeiten, ein Büchlein mit Reisebriefen herauszugeben, das nie zustande kam. Einige seiner Reisebriefe aus der Schweiz wurden in schwedischen Tageszeitungen publiziert und nachträglich im 23. Bd. seiner gesammelten Schriften gedruckt.

...nur Sonne, Himmel und nackte Bergkonturen ringsherum. Jedes Detail verschwindet, der Wechsel des Lebens zwischen Ebbe und Flut erstarrt, alles ist gross, klar und abstrakt. Es ist das Glückseligkeitsgefühl der endlosen Aussicht, der absoluten Einheit und der zu äusserster Reinheit verdünnten Luft.⁶²

Dieser unwiderstehlichen Faszination, welche die Bergwelt auf ihn ausübte, hat Levertin in Lyrik wie in Prosa wiederholt Ausdruck verliehen. In einem seiner *Schweizerbrief* (1901; 'Schweizerbriefe') wird die Hingezogenheit zu den Alpen geradezu einer Sucht gleichgesetzt:

...in Ihrer Grösse leuchten die Gebirgsketten, die nur scheinbar zugänglich sind, aber ständig ihre Opfer an Leben und Glück von denen fordern, die sich dazu verleiten lassen, an ihre Gastfreundschaft zu glauben oder von der Ekstase der Bergsteigerei ergriffen worden sind, einer Sucht, gefährlich und verführerisch wie nach Morphium. (Resebref, S.174f.)

Mit dem Terminus *bergtagen*, 'bergverzaubert', der im Schwedischen die Assoziation von Mythen, Aberglauben und alten Volksballaden weckt, bezeichnet Levertin gern sein Verhältnis zur Alpenwelt. *Ett bref från Berner Oberland* (1904; 'Ein Brief aus dem Berner Oberland') wird mit den Worten eingeleitet:

Wer einmal «bergverzaubert» war, kommt nie mehr davon los. Tief in seinem Herzen sitzt die Sehnsucht nach dem Gebirge, eine Sehnsucht fast metaphysisch, unheilbar und ständig zunehmend, nach der Welt der reinen Luft und des reinen Gedankens. Ständig lockt und verführt das Bild des weissen Gipfels, der mit der Schärfe eines Schwertes oder einer Idee den Sonnenraum durchschneidet, ebenso wie die Erinnerung an den Äther des Hochgebirges, der gleich Ariels Zauberstab alles leicht macht und beflügelt. (Resebref, S.180)

Angesichts der Häufung solch begeisterter Aussagen muss der Leser um so verblüffter feststellen, dass Levertin als regster Besucher der Schweiz unter allen schwedischen Autoren das ambivalenteste Verhältnis zu seinem Gastland aufweist. Auf der einen Seite von der Alpennatur hingerissen, steht er auf der anderen dem Land der Touristen und der Hotels mit dessen Mentalität äusserst skeptisch gegenüber. Er reagiert – und man bedenke, dass die Zeiten des Massentourismus damals noch längst nicht angebrochen waren – im Jahre 1901 äusserst empfindlich auf das

...Wirtshausland **Grand Hôtel Schweiz**, ein einziges unsinniges Hotel, das seine Filialen und Dépendancen zwischen dem Rhein und Italien ausstreckt und zur Table d'hôte läutet, wo es überhaupt einen Fleck gibt, an dem man einen Mittagstisch aufstellen und Essen anbieten kann. Während einer solchen Reise taucht mehr als einmal der Augenblick auf, da einem Wilhelm Tells Apfel als die fade aller Früchte vorkommt und im Vergleich dazu der uralte Paradiesapfel unserer Mutter Eva geradezu einladend und pikant erscheint. Es kommen Augenblicke, in denen man sich wünschte, dass der mit gepresstem Edelweiss geschmückte Tirolerhut des letzten deutschen Alpinisten an seinem Eispickel auf dem Gipfel des Mont Blanc baumeln und die letzte Miss ihren Bergstock am

⁶² Zitiert aus *Ett bref från Berner Oberland*. In: *Resebref*, Samlade skrifter, 23, S.187f.

Matterhorn in den Schnee stecken möchte – als sowohl körperliches Abbild wie auch zweckmässiges Denkmal. Es kommen – eingedenk von Fahrten in Eisenbahnabteilen, die weit überfüllter sind als Viehwaggons, angesichts grauenhafter Menschenschlangen an Dampferanlegestellen und in Hotelvorhallen und im Hinblick auf darauffolgende Wochen voller Regen auf der einen oder anderen Alp direkt gegenüber von sicherlich berühmten, aber durch Nebel wie Isisstatuen verschleierten Berggipfeln – mit einem Wort, es kommen nicht wenige Gelegenheiten, in denen eine derartige Schweizerreise grosse Ähnlichkeit mit einem Gericht von zweifelhaftem kulinarischem Genuss aufweist, das auf deutschen Speisekarten öfters vorkommt: nämlich Beefsteak mit Hindernissen. (Resebref, S.164)

An anderer Stelle wird ein sarkastischer Milieugedanke hinzugefügt:

Im grossen und ganzen machen die Schweizer allzu viele Veranstaltungen mit ihrer Natur, die man doch am liebsten so unberührt wie möglich geniessen möchte in all ihrer unvergleichlichen Frische und Grösse. Aber sie eclairieren Wasserfälle und illuminieren Höhlen, sie zerstören die Abendstille der Seen durch Feuerwerk und suchen auf künstliche Art ein pittoreskes nationales Volksleben hervorzurufen, das in Wirklichkeit gar nicht existiert. (Resebref, S.169f.)

Ähnliche Reaktionen provoziert die auf den Tourismus eingerichtete Schweiz freilich auch bei Strindberg und in abgeschwächter Form beim Zeitgenossen Ola Hansson. Levertin fühlt sich aber zu jener negativen Kritik besonders berechtigt, um nicht zu sagen verpflichtet, «wenn man so wie ich die Schweizer Natur innig liebt und immer wieder aus ihr Gesundheit und Lebensmut getrunken hat» (Resebref, S.174).

Dieses «Umweltbewusstsein», wenn man es etwas ahistorisch so nennen darf, ist in der Reiseliteratur nicht neu. Bereits in der Zeit der Romantik hatten sich die schwedischen Besucher über die Folgen des zunehmenden Reise- und Hotelbetriebs auf Einwohner und Natur beklagt. Die Gäste kurz vor der Jahrhundertwende fanden zunehmend stärker exploitierte Touristenregionen vor und zogen sich, wie etwa Strindberg und Heidenstam, enttäuscht in ländliche Stille zurück, wo sie meinten, endlich die «echte» Schweiz gefunden zu haben. Levertin ging es bei seinen Schweizaufenthalten in allererster Linie um die Abgeschiedenheit der Hochgebirgslandschaft. Durch die vielen Eingriffe des Menschen in die Natur sah er sich um sein unverfälschtes Naturerlebnis betrogen, wobei sich seine sarkastischen Ausfälle freilich nicht nur gegen die Gastgeber richten, sondern er gleichzeitig, und nicht ohne einen Anflug von Arroganz, auch die Konkurrenz anderer Touristen, wie z.B. des deutschen Alpinisten im Tirolerhüt oder der englischen Miss mit dem Bergstock, zu fürchten scheint.

Als Oscar Levertin im Oktober 1889 zu seinem ersten Sanatoriumsaufenthalt in Davos eintraf, war er physisch und psychisch schwer angegriffen. Seine Lungentuberkulose hatte nach einem Blutsturz im vorausgegangenen Sommer eine ernsthafte Wendung genommen, und ein halbes Jahr zuvor war seine Frau nach knapp zweijähriger Ehe unerwartet gestorben. Das Leben im Sanatorium langweilte ihn, er sehnte sich nach Abwechslung und Kontakt mit den schwedischen Freunden. So ist sein Hilferuf an Verner von Heidenstam vom 17. Oktober zu verstehen:

... verdammt noch mal, per diavolo! Du, der Du die Lebensfreude ins Programm aufgenommen und in Deinem Tintenfass Sonnenschein gespeichert hast, Du musst bald herkommen und als würdiger Apostel der Renaissance aus Deinem schwermütigen Freund und Kollegen einen Proselyten der Freude machen.⁶³

Heidenstam kam und stattete seinem Freund einen mehrmonatigen Besuch ab, in dessen Verlauf Levertin – bislang treuer Anhänger der naturalistischen Richtung – zu den neuromantischen Ideen des Gastes bekehrt wurde.

Heidenstam und Levertin hatten sich im Frühjahr 1888 kurz nach Heidenstams Debüt in Stockholm kennengelernt. Für Levertin sollte die bald enge Freundschaft zum bewunderten Dichterbruder von ausserordentlicher Bedeutung werden. Anfangs hatte Levertin allerdings auf Heidenstams romantische Klänge in *Wallfahrt und Wanderjahre* etwas reserviert reagiert, und noch im Oktober 1889, als Heidenstams «ästhetisches Glaubensbekenntnis» *Renässans* ('Renaissance') erschien, verhielt er sich skeptisch und setzte seine Auffassung von «Leiden und Schwermut» als innerstem Kern menschlichen Daseins gegen Heidenstams Lebensfreude und herausfordernden Individualismus.⁶⁴

Auf langen Schneewanderungen und bei Abendgesprächen oben auf dem Zimmer konnte sich Heidenstam jedoch bald von der stillen romantischen Neigung seines neuen Freundes überzeugen, nachdem dieser ihm seine unveröffentlichten Gedichte voller Todesschmerz und Liebesehnsucht vorgelesen hatte. Gemeinsam verfassten sie die heiter-polemische Schrift *Pepitas bröllop* ('Pepitas Hochzeit'), die bereits im Frühjahr 1890 in den Stockholmer Buchläden auslag. Der als parodistische Rezension eines fiktiven naturalistischen Romans formulierte Angriff richtete seine Spitze gegen den platten «Schuhmacherrealismus» und die düstere Stimmungslage in der schwedischen Literatur der vorangegangenen Jahre und plädierte gleichzeitig für die Erneuerung einer Dichtung, welche in sich Eigenschaften wie Phantasie, Schönheit und Lebensfreude vereinigen sollte. *Pepitas Hochzeit* gilt neben Heidenstams *Renaissance* als das literarische Programm der romantischen Bewegung der neunziger Jahre. Bringt man ausserdem die literarisch folgenreiche Beziehung Heidenstams zu Strindberg während des gemeinsamen Aufenthalts im Kanton Aargau mit ins Spiel, so darf man wohl mit etwas Übertreibung, aber nicht ganz zu unrecht, die Schweiz als die eigentliche Wiege der neuromantischen Literaturströmung in Schweden bezeichnen!

Ein weiteres literarisches Zeugnis, gleichfalls aus der Zusammenarbeit der beiden Dichter in Davos erwachsen, bildet die Novelle *En Sylvesternatt på Dödens hotell* (1891; 'Eine Sylvesternacht im Hotel «Zum Tode»', 1894). Es handelt sich um eine Art Totentanz mit grotesken Szenen aus dem Sanatoriumsleben, aus denen unüberhörbare Untergangsstimmungen sprechen.

Trotz der äusserlichen Bekenntnis zur Lebensfreude durchzieht Levertins Lyrik von den Anfängen bis ins Spätwerk ein dunkler, oft resignierter Grundakkord. Sei-

⁶³ Zitiert nach W. SÖDERHJELM, *Oscar Levertin*, 1, S.265.

⁶⁴ Vgl. F. BÖÖK, *Oscar Levertin*, Stockholm 1944, S.65f.

ne «schwarze Dichtung mit purpurroten Nähten», wie er sie selbst nannte, ist durchtränkt von Todessehnsucht und Vergänglichkeitsmystik. Insbesondere die im Sanatorium von Davos verfassten Gedichte stehen unter dem Einfluss seiner lebensbedrohenden Krankheit, sind durch den Verlust der geliebten jungen Gattin und einer deprimierenden Umgebung geprägt, wo die Leute «wie die Fliegen gestorben sind».⁶⁵

Die Berglandschaft in seinem ersten Gedichtband *Legenden und Weisen*, erschienen 1891, steht ebenfalls in intimer Verbindung zum Tod und erhält so geradezu symbolhafte Funktion. Zwei Gedichte dieser Sammlung fangen Reminiszenzen der Bündner Berge um Davos ein: *Mellan skyar och berg* ('Zwischen Wolken und Bergen') und *Bergsskymning* ('Gebirgsdämmerung'). Es sind beide stimmungsvolle Abendgedichte, die melancholisch zwar, aber zugleich beinahe idyllisch mit Sonnenuntergang und Alpenglügen einsetzen, jedoch allmählich ihren Ton verändern, wenn die wachsenden Abendschatten der Bergflanken zum Symbol für das dahinschwindende Leben werden oder sich die Hochgebirgslandschaft in «das eisige Königreich des Todes» wandelt. In den beiden im ersten Davoswinter entstandenen Gedichten reflektiert die düstere Berglandschaft gegen den Hintergrund des Sanatoriumsmilieus die Todesahnungen und die melancholischen Vergänglichkeitsstimmungen des Dichters zu jener Zeit: «Es nahen lange, dunkle Stunden / mit Kraft, die bald verrinnt.»

Auch in einem Frühlingsgedicht aus der gleichen Sammlung mit dem Titel *Maj* ('Mai') begegnen sich Todesahnung und Lebensresignation in einem schwermütigen Stimmungsbild vom Genfersee. Hier hatte sich Levertin auf der ersten Auslandsreise 1881–82 in seine frühverstorbene Frau Lisen Svanström verliebt. Bei einem Wiederbesuch im April 1891 denkt er an vergangene Zeiten zurück: «Ich habe meine alte Jugend hier um den Genfersee gesucht – sie aber nicht gefunden. Die Wege sind noch da, die alten, die ich gewandelt bin in übermenschlichem Glück, in all der stürmischen und naiven Frühlingfreude.»⁶⁶ In wehmütiger Erinnerung schrieb er kurz darauf den nostalgischen Rückblick auf das geschwundene Liebesglück, der sich stark von den idyllischen Sonnenuntergangsimpressionen am Genfersee in seinem ersten Reisetagebuch unterscheidet.

Es überrascht keineswegs, dass sich die Hochgebirgsmetaphorik auch an anderer Stelle in Levertins Dichtung immer wieder mit dem Bezug zum Tode verbindet. Augenfällig ist dies in *Bruset på bergen* ('Das Rauschen der Berge'), verfasst im Frühling 1904 und abgedruckt in *Sista dikter* (1907; 'Letzte Gedichte'). Hier wird die vereiste, teilnahmslose Alpenwelt zum Sinnbild für erstarrte Einsamkeit und die Flüchtigkeit der menschlichen Existenz, während die Zinnen der Berge «den Todesgesang der Welt im eisigen Blau» für ewig weitersingen werden:

⁶⁵ Brief vom 9.1.1890. Zitiert nach C. FEHRMAN, *Levertins lyrik*, S.148.

⁶⁶ Brief vom 22.4.1891. Zitiert nach C. FEHRMAN, *Levertins lyrik*, S.134.

Leichensteinstumme Gipfel stehen,
 die Täler frostgrün gaffen,
 der Mensch hört auf mit Ernten und Sähen,
 das Leben hört auf zu schaffen.

(Sista dikter, S.97f.)

Eine vergleichbare Todessymbolik findet sich auch in einem der Schweizerbriefe, wo die «Schemen der Elementarkräfte» und die «uralten Mächte» im Gebirge heraufbeschworen werden, während der Tod selbst in der Gestalt eines alten Holzfällers erscheint:⁶⁷

Auf den einsamen Bergpfaden in der klaren Luft, dort oben, wo die Vegetation aufhört, findest du sie. Dort läuft der Tod als alter, krummer und wettergegerbter Holzfäller herum... (Resebref, S.145)

In Levertins folgender Lyrik tritt die Beschwörung der Vergänglichkeit allerdings zusehends zurück und gibt einer neuen Problematik Raum – nämlich der des Künstlers, der im Bewusstsein der eigenen Auserwähltheit auf verlassenem Felsenrat seine Inspiration empfängt. Die Ausstrahlung Nietzsches ist in diesen Gedichten unverkennbar. Mit Nietzsches Schriften war Levertin bereits während seines ersten Davoser Aufenthalts in Kontakt gekommen, und er bezeichnete später Nietzsches Einfluss auf das schwedische Geistesleben als eine «Rosskur mit Eisen und Arsen».

Die künstlerische Existenz manifestiert sich im einsamen Aufstieg des Dichters bis zum Berggipfel, ein Thema, das sich variierend wiederholt in *På fjället* ('Auf dem Berg'), *På mitten af vägen* ('In der Mitte des Weges') und *Konstnären* ('Der Künstler'), alle drei freilich in den Fjordgebirgen Norwegens geschrieben, und schliesslich in *En man till sin genius* ('Ein Mann an seinen Genius'). Die fast mystische Kraft, die vom Berg und dessen «Geist, unverfälscht, scharf und stark wie die Wahrheit selbst» (Resebref, S.151) ausgeht, erhält in diesen Gedichten eine nahezu sakrale Dimension. Zwar bedeutet jenes Erlebnis für den Dichter die totale Einsamkeit, aber sie macht zugleich «die Seele hoch und würdig». In *Silfvertistlarna* ('Die Silberdisteln')⁶⁸, dem vielleicht schönsten und rhythmisch suggestivsten Alpengedicht Levertins, tritt zur Todes- und Künstlerthematik die Geste der Dankbarkeit gegenüber allem, was dem lyrischen Ich durch die grossartige Alpennatur geschenkt wurde: die Heilung einer verwundeten und kranken Seele, die hohe, sonnendurchglühte Stille und das Spiel leichter Erinnerungen. In der «hochgewölbten Sonnenruhe» mit den wandernden Sommerwolken unter den Füßen wird seine Seele «zu einem goldenen Tropfen / lodernd vom Himmelslicht», denn:

⁶⁷ Das gleiche Bild des greisen Holzhackers verwendet auch Pär Lagerkvist, um Gott in seiner 1920 erschienenen Erzählung *Det eviga leendet* ('Das ewige Lächeln') zu gestalten.

⁶⁸ Das Gedicht wurde dem Stockholmer Verleger Karl Otto Bonnier 1906 zu seinem fünfzigsten Geburtstag in einem einzigen Prachtexemplar überreicht.

Hier auf der stillen Zinne
Weisheit ich fand,
beim Pflücken der Disteln,
Silberdisteln der Berge.

(Sista dikter, S. 101)

Doch Levertin lässt sich nicht auf hochgespannte Themen festlegen. In völlig andere Stimmungslage verfällt die romantisierende Pastorale *Högst i fjällen* ('Hoch oben im Gebirge'), die 1901 in Hospenthal gedichtet wurde und in der ein junger Sonnengott unter den flammenden Strahlen des untergehenden Gestirns die weidende Rinderherde auf der grünen Matte im Hochtal aufsucht.

Neben den zahlreichen Gebirgsmotiven im Werk Oscar Levertins zeugen schliesslich zwei poetische Stadtbilder aus dem ersten Gedichtband von der grossen Bedeutung der Schweiz als Inspirationsquelle für seine Dichtung. Hinter den beiden retrospektiven poetischen Visionen von mittelalterlichen Städten mit dem gemeinsamen Titel *Drömda städer* ('Geträumte Städte') verbergen sich, wie Carl Fehrman überzeugend nachgewiesen hat, Eindrücke und Stimmungen von abendlichen Spaziergängen durch die «goldene Sonnenuntergangsstadt» Zug und das «halbdämmrige Mittelalternest» Luzern.⁶⁹

Levertins letzte Schaffensperiode stand im Schatten der Resignation. Die zweite Ehe, die er im Jahre 1899 eingegangen war, hatte ihm nicht das ersehnte Lebensglück gebracht, und hin- und hergerissen zwischen Fernweh nach dem Süden und einem verpflichtenden Patriotismus seiner nordischen Heimat gegenüber, lebte er in einem «kalten Exil des Herzens». Es ist gleichzeitig das Gefühl der Zerrissenheit und des Abstandnehmens eines schwedischen Intellektuellen, der sich seiner jüdischen Abstammung nur allzu bewusst war. In den letzten beiden, in die Jahre 1904 und 1905 fallenden Sommeraufenthalten im Alpenland schuf er sein lyrisches Hauptwerk, *König Salomo und Morolf*. Hinter orientalischer Verkleidung liess er die für ihn so bedeutsame Freundschaft zu Verner von Heidenstam noch einmal aufleben, wie sie sich in ihren Anfängen in Davos gestaltet hatte.

⁶⁹ C. FEHRMAN, *Levertins lyrik*, S.95ff.

5. Ein Leben in der Verbannung: Ola Hansson

Wie kaum ein anderer Skandinavier verkörpert der Südschwede Ola Hansson in Leben und Werk den Typ des Schriftstellers im Exil. Im Herbst 1889 verliess er mit neunundzwanzig Jahren Schweden, und von einigen kurzen Heimataufenthalten abgesehen, verblieb er bis zu seinem Tode im Jahre 1925 ausserhalb der Landesgrenzen in der Fremde. Seine umherirrende Existenzweise führte ihn zunächst nach Dänemark, dann nach Deutschland, Frankreich, Österreich und schliesslich in die Schweiz; in seinen letzten Jahren trieb es ihn in abgelegene Gegenden wie Dalmatien, Bosnien, Griechenland und in die Türkei.

War in den Dezennien um die Jahrhundertwende der Aufenthalt im Exil für zahlreiche skandinavische Schriftsteller, Maler, Bildhauer zu einer gesuchten, ja bisweilen ausserordentlich beliebten Daseinsform geworden – man denke an die berühmten Kopenhagener Vorlesungen von Georg Brandes über die Emigranteliteratur –, so bedeuteten dennoch jene fünfunddreissig Jahre verbannungsähnlichen Auslandsaufenthalts für Ola Hansson die Tragik seines Lebens. Trotz hervorragender, anfänglich sogar bahnbrechender Leistungen als Lyriker, Prosaist und Literaturkritiker, stellte ihn seine Emigration ins Abseits der innerschwedischen Literaturentwicklung, und er geriet für zwei Jahrzehnte in seinem Heimatland fast in Vergessenheit.

Von seiner eigenen Zeit total verkannt, hatte Ola Hansson in seinem Frühwerk literarisch bedeutsame Strömungen der geistig bewegten Zeit vor 1900 vorweggenommen. Sein stimmungsvoller Gedichtband *Notturmo* (1885), der in Schweden erstmals an den europäischen Symbolismus anknüpfte, wurde von der zeitgenössischen Kritik überaus missverstanden. Empört abgelehnt wurde auch sein nächstes Werk, der Novellenzyklus *Sensitiva amorosa* (1887; 'Sensitiva amorosa. Neue Herzensprobleme', 1892), der in der Folge eine wahre Flut von Indignation und Beschimpfung auslösen sollte. Das schmale Bändchen mit seinen Studien seelischer Vorgänge, die eine Synthese von raffinierter Stimmungserotik und subtiler psychologischer Analyse enthalten, las sich zunächst als eine Art «Metamorphosen der Liebe» der erotisch-dekadenten Richtung.

Als früher Vertreter der «Dekadenzliteratur» in Schweden hätte sich der junge Hansson kaum einen ungeeigneteren Zeitpunkt für das Erscheinen seiner feinnervigen Liebesnovellen aussuchen können. Nach den aufeinanderfolgenden und aufseherregenden «Unsittlichkeitsdebatten» Mitte der 1880er Jahre beherrschte das reaktionäre Lager noch weithin die literarische Szene. Es war abzusehen, dass die «Sittlichkeits- und Christusliga» – so der Ausdruck Strindbergs – keinesfalls ein Werk akzeptieren würde, das so offen die intimsten Beziehungen zwischen Mann und Frau blosslegte. Die gesamte schwedische Presse fiel umgehend über den Verfasser her. Fast einstimmig und mit tiefer moralischer Entrüstung verurteilten die Rezensenten die Lasterhaftigkeit und die erotische Tonlage des Buches. Von den literarischen Qualitäten war keine Rede. Einer der Rezensenten bezeichnete die «widerlichen» Novellen als «eine Art Ästhetik für die Ausübenden unnatürlicher Laster», ein anderer berief sich auf die abgedroschene Wendung, dass Gutenberg gewiss nicht für dieses

Werk seine Erfindung hätte machen müssen, und es fehlte schliesslich nicht an Stimmen, die für den Autor die Verwahrung im Irrenhaus forderten.⁷⁰

Am schwersten traf Hansson der Umstand, dass sich aus dem Kreis der jüngeren Schriftsteller Schwedens keine einzige Stimme zu seiner Verteidigung erhob. Erbittert musste er mit ansehen, dass wenig später Heidenstam und Levertin den Ruhm für jene literarische Neuorientierung ernteten, der seiner Meinung nach ihm selbst gebührt hätte. Seine Enttäuschung ist durchaus verständlich, hatte er doch bereits Mitte der achtziger Jahre die neuen Ideen künstlerisch umgesetzt, die von anderen erst im darauffolgenden Jahrzehnt zum literarischen Programm erhoben werden sollten. Nicht genug damit: Als erster hatte er Schweden mit der neuen, dekadenten Literatur Frankreichs bekanntgemacht, was freilich auch Oscar Levertin für sich in Anspruch nahm. Eine erbitterte Auseinandersetzung sollte in lebenslange Feindschaft zwischen Levertin und Ola Hansson münden. Schliesslich schlug auch der zukunftsweisende Versuch Hanssons fehl, Nietzsche im Jahre 1890 in Schweden bekanntzumachen, ein Versuch, der seine Rolle als Kulturvermittler hinreichend unterstreichen dürfte. Aus purer Ignoranz – denn niemand aus Stockholmer Verleger- und Schriftstellerkreisen kannte damals den Namen Friedrich Nietzsche – wurde der angebotene Essay mit den beigelegten Übersetzungen als uninteressant abgelehnt!⁷¹

Mit *Sensitiva amorosa*⁷² führte Ola Hansson die Schweizer Landschaft in die schwedische Literatur ein; er hatte sie persönlich auf einer mehrmonatigen Reise zum Kontinent ein Jahr zuvor kennengelernt. In zwei der neun Novellen bildet die Alpennatur den Rahmen des Geschehens. Am interessantesten ist dabei die vierte Novelle, ein raffiniertes Meisterstück sensibel-lyrischer Naturbeschreibung, verschmolzen mit scharfer psychologischer Analyse.

An Bord eines Ausflugsschiffes auf dem Vierwaldstättersee registriert der Erzähler das schmerzhaft Zucken um die Mundwinkel einer jungen Deutschen auf Hochzeitsreise. Diese unscheinbare Regung der Mitpassagierin löst bei ihm die Vorstellung jener Kette von Zufällen aus, die zur Verbindung zwischen dem offensichtlich so ungleichen Paar geführt haben mag. In einer Zukunftsvision sieht er darauf die junge Frau in einer gefühllosen Ehe an der Seite des weit älteren, abstossend wirkenden Ehemanns seelisch zugrunde gehen.

Die Landschaftskulisse besitzt in der Novelle eine stimmungsschaffende, symbolhafte Funktion, indem sie, mit dem psychologisch angelegten Erzählvorgang eng verbunden, auf geheimnisvolle Art die Identität zwischen Mensch und Natur unter-

⁷⁰ Vgl. S. AHLSTRÖM, *Ola Hansson*, Stockholm 1958, S.47, sowie A. WIDELL, *Ola Hansson i Tyskland. En studie i hans liv och diktning åren 1890-1893*, Uppsala 1979, S.12.

⁷¹ S. AHLSTRÖM, *Ola Hansson*, S.57.

⁷² Zahlreiche Werke des Dichters wurden umgehend von seiner Gattin Laura Marholm ins Deutsche übertragen und in Deutschland publiziert. So auch *Sensitiva amorosa. Neue Herzensprobleme*, Berlin 1892. Die vierte Novelle der Originalausgabe steht in der deutschen Version als Nummer drei.

streicht. Bereits der einleitende Abschnitt vermittelt einen Eindruck von Hanssons lyrischer, suggestiver Prosa:

Es war auf dem Dampfboote, das von Luzern nach Süden geht, eines Morgens im Anfang Juni. Die Stadt lag schon eine gute Strecke hinter uns – elegant, luftig, zierlich wie ein Stück lecker durchbrochener Zuckerbäcker-Architektur oder eine Ausstellung von funkelneuen Spielsachen in einem Budenfenster. Der Vierwaldstädter See wand sich zwischen immer steileren Felswänden hin; die Atmosphäre, die über den Bergkämmen und Alpenspitzen lag, war gesättigt von der Kühle des ewigen Schnees, wenn sie in die dunkelgrünen jähren Abstürze hinabglitt und als frische Brise über das kleine glasgrüne Becken in der Tiefe hinlief und über das kleine Ding, das auf ihm hinschoss, ein Punkt mit einem schwarzen Strich hinter sich.

Auf dem Deck unter dem flatternden, schlagenden Sonnensegel wimmelte es von Menschen – jene wunderliche, kosmopolitische Gesellschaft *en miniature*, die sich beständig auflöst und beständig Neubildet, in jedem Eisenbahnzuge, auf jedem Dampfboote, in der grossen internationalen Pension: die Schweiz. (*Sensitiva amorosa*, deutsche Ausg., S.19)

Nach dem Skandal um *Sensitiva amorosa* konnte Ola Hansson keine Bücher mehr in Schweden publizieren, da er von sämtlichen Verlegern boykottiert wurde. Gleichzeitig begannen aber seine Schriften im Ausland Beachtung zu finden. Im Mai 1888 erschien eine positive Besprechung von *Sensitiva amorosa* in der bekannten «Neue Freie Presse» in Wien, der drei Wochen später eine deutsche Übersetzung einiger Novellen folgte. Urheberin beider Beiträge war das Pseudonym Laura Marholm, d.h. die Baltendeutsche Laura Mohr, Autorin, Journalistin und Übersetzerin. Kurz darauf lernte Ola Hansson die junge Dame in Kopenhagen beim namhaften Georg Brandes persönlich kennen, in dessen Hause sie öfters verkehrte.

Die Bekanntschaft mit Laura Marholm sowie mit August Strindberg, aber auch die Verarbeitung starker literarischer Impulse (Poe, Nietzsche) bedeuteten einen Wendepunkt im Leben und Schaffen Ola Hanssons. Dies änderte jedoch nichts an der Missachtung im eigenen Land: verkannt und verspottet, wurde er von Kritik und Leserschaft gleichermaßen abgelehnt. Nach der Heirat mit Laura Marholm im Herbst 1889 fasste Ola Hansson den Entschluss, seinem undankbaren Vaterland den Rücken zu kehren, um im Ausland einen neuen Markt für seine Bücher zu erschliessen. Zu seiner Entscheidung, in die Emigration zu gehen, dürften auch verschiedene Auseinandersetzungen mit anderen skandinavischen Autoren beigetragen haben.

Vor der Begegnung mit Ola Hansson hatte sich die begabte und tatkräftige Laura Marholm bereits einen Namen als Kulturjournalistin und Übersetzerin in Deutschland und Österreich gemacht. Seit ihrer Jugend hatte sie davon geträumt, einem talentierten Mann zu begegnen, dem sie zu grossem Ruhm verhelfen könnte. Kurz bevor sie Ola Hansson zum ersten Mal traf, soll sie dem Norweger Jonas Lie gesagt haben: «Wenn Sie von jemandem wissen, der eine starke Hand und ein starkes Herz braucht, dann verweisen Sie ihn bitte auf mich.»⁷³ Tatsächlich hatte der Dichter in seiner

⁷³ Zitiert nach S. BRANTLY, *The Life and Writings of Laura Marholm*, Basel; Frankfurt a.M. 1991 (Beiträge zur nordischen Philologie 21), S.65.

misslichen Lebenslage praktische Hilfe dringend nötig, denn er «war völlig hilflos im Leben»⁷⁴, wie der polnische Autor Stanislaw Przybyszewski schreibt. Dieser Dichter war ein Jünger Ola Hanssons, den er auch sehr verehrte und als den Grössten der neuen Literatur einschätzte.

Laura Marholm machte sich denn auch unmittelbar nach der Hochzeit an die Arbeit, die Schriften ihres Mannes ins Deutsche zu übertragen und ihre Verlagsbeziehungen zu nutzen, um ihm zu einer Position in der deutschen Literaturszene zu verhelfen. Zwei Jahre nach der Heirat siedelte dann das jungvermählte Paar in die Dichterkolonie Friedrichshagen bei Berlin über. Hier standen die Chancen nicht schlecht, «wo das Skandinavische gerade Trumpf war», denn Ibsen hatte bereits den Boden vorbereitet, so dass man auf die Skandinavier aufmerksam geworden war und ihre Werke mit grossem Interesse las. «Das Licht kommt jetzt aus dem Norden», meinte damals Hermann Sudermann.

Über das eigenartige Verhältnis der beiden ungleichen Gatten, in deren Ehe *sie* das männliche und *er* das weibliche Prinzip verkörperte, berichtet Julius Hart aus dem Friedrichshagener Kreis:

Ola Dichtete, Laura dachte – er war Gefühl, sie Kopf und Verstand. Sie schrieb Essays, gelehrte Abhandlungen und kämpfte als streitbare Amazone für die neuen Rechte der neuen Frau, verwaltete mit klugen geschäftlichen Sinnen die gemeinsamen literarischen Familienangelegenheiten. Höchst ehrgeizig stand sie puffend und in die Rippen stossend hinter dem Gatten und war wohl nach Friedrichshagen zur «Kolonie» gekommen, um uns alle zu verpflichten und in Eid und Dienst zu nehmen, dass wir die Ruhmesleiter zimmerten, auf der der Gatte endlich zu dem Himmel aufsteigen konnte, wo einstweilen noch die Björnson, Ibsen thronen.⁷⁵

In den folgenden Jahren waren zahlreiche Beiträge aus der Feder Ola Hanssons in der deutschen Presse zu lesen. Er hatte sich vor allem als Literaturkritiker in Deutschland Gehör verschaffen wollen, was ihm auch gelang. Er publizierte Essays über die neue französische Literatur, und er erläuterte seine Ideen vom neuen «subjektiven Naturalismus» in der vielbeachteten Programmschrift *Materialismen i skönlitteraturen* (1892; ‘Der Materialismus in der Literatur’, 1892), wo er Gedanken vorbrachte, die im Einklang mit den aktuellsten Tendenzen innerhalb der deutschen Literatur standen. Er wurde überdies ein enthusiastischer Verkünder Nietzsches, wobei er ebenfalls als Vorläufer gelten dürfte. Schliesslich gab er im Jahre 1891 eine Sammlung Essays über skandinavische Dichter unter dem Titel *Das junge Skandinavien* heraus, denn nach wie vor sah er es als seine wichtigste Aufgabe im Ausland, die nordische Literatur bekanntzumachen.⁷⁶

⁷⁴ S. BRANTLY, *The Life and Writings of Laura Marholm*, S.68; das Zitat stammt aus S. PRZYBYSZEWSKI, *Erinnerungen an das literarische Berlin*, München 1965, S.109.

⁷⁵ S. BRANTLY, *The Life and Writings of Laura Marholm*, S.67f.; das Zitat ist aus J. HART, *Friedrichshagen*. In: Velhagen & Klasings Monatshefte 33:6 (1919), S. 655.

⁷⁶ Siehe A. ÖSTERLING, *Ola Hansson. Minnesteckning*, Stockholm 1966, S.48.

Für Ola Hanssons Stellung im Deutschland jener Zeit spricht, dass vieles aus seinem folgenden Werk zunächst in deutscher Sprache publiziert und erst mit jahre- oder gar jahrzehntelanger Verspätung auf schwedisch gedruckt wurde, so z.B. die Novellen aus *Tidens kvinnor*, die im Jahre 1891 unter dem Titel 'Alltagsfrauen. Ein Stück moderner Liebesphysiologie' beim Fischer Verlag in Berlin vorlagen (schwedische Auflage erst 1914), oder die Kunst- und Literaturreisensays *Tolkare och siare* (1893 zuerst auf norwegisch; eine Auswahl erschien im gleichen Jahr auf schwedisch, kurz darauf als 'Seher und Deuter', 1894, auf deutsch). Letzteres Werk enthält u.a. einen Aufsatz über den Schweizer Maler Arnold Böcklin, dessen Bilder voll «Harmonie» und «Lebensruhe» dem Dichter als Vorbild dienten. In einer vollständigen, erweiterten schwedischen Auflage 1921 – also erst achtundzwanzig Jahre später! – findet sich auch eine Skizze über den Schweizer Künstler Félix Vallotton. Eine geplante Monographie über Böcklin wurde jedoch nie ausgeführt.

Die sechs Erzählungen in *Alltagsfrauen* entstanden auf verschiedenen Stationen während der mehrmonatigen Hochzeitsreise des Ehepaars Hansson 1890. Die Sammlung trägt den Untertitel «Ein Stück moderner Liebesphysiologie» und enthält, unter Beiziehung der psychopathologischen Forschung, eine Reihe von Studien über verschiedene Frauentypen und ihre Schicksale. Hier feiert Hanssons raffinierte psychologische Stilkunst Triumphe, auch wenn die wissenschaftlich-sezierend anmutenden Porträts, die meist seltsam tragischer und sexuell abweichender Natur sind, auf einen heutigen Leser einen etwas fremdartigen Eindruck machen. Die zuletzt entstandene, als eine Art Vorwort konzipierte Novelle *I dampensionen* ('In der Damenpension') spielt in der Schweiz und stellt «eine Schilderung aus einer der grossen Pensionen in Vevey» dar. Sie sollte zugleich «einen vogelperspektivischen Überblick vor den eigentlichen Analysen» bringen, und sie wurde am Ort der Handlung selbst, in St. Légier bei Vevey, geschrieben. Die Idee, den Schauplatz der Erzählung in eine Schweizer Pension voll von Frauen verschiedenster Nationalitäten und mit unterschiedlichen Schicksalen zu verlegen, hatte Ola Hansson womöglich schon auf seiner Italienreise zusammen mit dem älteren Bruder Nils im Frühjahr 1886 bekommen, als er versehentlich in einer «Damenpension» in Vevey Unterkunft gefunden hatte.⁷⁷

Die Ehegatten waren Anfang August 1890 in Vevey angekommen, um die Geburt ihres Sohnes abzuwarten. Aus Rücksicht auf den Neugeborenen blieb man dort länger als geplant – bis im Februar des folgenden Jahres, wonach Ola Hansson, der den ganzen Winter über sehr unter Heimweh gelitten hatte, einen missglückten Versuch machte, sich wieder in Südschweden niederzulassen. An seinen Bruder schreibt er im Februar aus Vevey, dass er sich zwar rein intellektuell als Europäer betrachte, jedoch: «Es hilft nichts: man fühlt sich trotz des ganzen Erfolgs, trotz aller Sympathie und Affinität, wie ein Fremder. (...) Man wird ein halber Mensch. Schlimmer

⁷⁷ Zitate aus einem Brief vom 27.7.1890. Zitiert nach A. WIDELL, *Ola Hansson i Tyskland*, S.51. Vgl. auch S.164, Anm.8.

als das, man verliert den Boden, verliert die Blutwärme, verliert den geistigen Geruchssinn.»⁷⁸

Auf der ständigen Suche nach einem festen Wohnsitz auf dem Kontinent gelang es Ola Hansson nie, Wurzeln zu schlagen. Bereits auf der ersten Auslandsreise hatte er Heimweh gehabt, und er sollte sein Leben lang davon heimgesucht sein. Das Gefühl, überall ein Fremdling zu sein, ist denn auch zu einem Hauptmotiv seiner Verfasserschaft nach der Auswanderung geworden. Erbittert und düster zeigt sich dies etwa im Gedicht *I främmande land* ('Im fremden Land'), realistisch-humoristisch im siebenteiligen Gedichtzyklus *På resa* ('Auf der Reise'). Im letzteren beschreibt er eine über Zürich, Basel, Neuchâtel bis hin zur französischen Grenze führende Reise, wobei die statische Naturszenerie öfter durch Impressionen und Kommentare des erzählenden Beobachters aufgelockert wird. Bahnhofsinterieurs werden von Naturgemälden mit Kühen auf der Alm oder Bauern bei der Arbeit abgelöst, das Ungemach des Touristendaseins kontrastiert mit der landschaftlichen Schönheit. Im Gedicht figurieren ausserdem zwei für Hansson bedeutungsvolle Schweizer, nämlich Gottfried Keller und Arnold Böcklin – der eine sein Lieblingsautor und der andere sein «Geistesbefruchter» –, die beide gemeinsam vom Verfasser das Attribut «Warheitszeugen der Zusammengehörigkeit» der gesamtdeutschen Kultur erhalten. In künstlerischer Hinsicht enttäuscht die Skizze dennoch. Weder ist sie verstechnisch durchgearbeitet, noch kommt die sonst so suggestive Sprachkraft Hanssons zur Geltung.

In Vevey begann Ola Hansson auch die Arbeit an seinem autobiographischen Roman *Resan hem* (1895; 'Nordisches Leben, 1, Goldene Jugend', 1897), zuerst erschienen in norwegischer Übersetzung 1894. In diesem Gegenstück zu Strindbergs *Der Sohn der Magd* interessiert vor allem die treffende Zeitanalyse, aber auch die schmerzliche Selbstprüfung des Autors und die stimmungsvollen Naturabschnitte besitzen künstlerische Überzeugungskraft.

Mit ergreifender Deutlichkeit verleiht hier der Autor seinem Heimweh Ausdruck. (Tatsache ist, dass Hanssons in all den vielen Auslandsjahren äusserst isoliert lebten und dass der Dichter fast ausschliesslich mit Frau und Sohn verkehrte und sogar die Grüsse der ihn umgebenden Hotelgäste meistens ignorierte, was natürlich zur Verstärkung des Einsamkeitsgefühls beigetragen haben muss.) An seinem dreissigsten Geburtstag befindet sich das Ich des Romans mit Ehefrau und neugeborenem Sohn bei Vevey: vor seinen Augen das grandiose Panorama mit den schneebedeckten Zinnen der Savoyer Alpen und unterhalb der Weinberge der grünschimmernde Genfersee, aber er verspürt nur Überdross in dem ihm fremden Land «mit der unheilbaren Sucht des Heimwehs in jedem Nerv und in jedem Blutstropfen».⁷⁹ Erst als er den Blick in die andere Richtung wendet und eine Landschaft mit grauen, dunsti-

⁷⁸ Brief vom 7.2.1891. In: O. HANSSON, *Man skriver om himmelriket när man har helvetet inom sig. Valda brev*, Lund 1990, S.101.

⁷⁹ O. HANSSON, *Resan hem*, *Samlade skrifter*, 7, Stockholm 1920, S.381. Die deutsche Übersetzung umfasst nur den ersten Teil, der in Schweden spielt.

gen Weiden und einer einsamen, schwarzen Fichte mit einer Krähe im Geäst entdeckt, erwacht in ihm paradoxerweise der Lebensmut, da er sich in seine südschwedische Heimatlandschaft Schonen versetzt fühlt. An diese Landschaft war Ola Hansson sein Leben lang ausserordentlich stark gefühlsmässig gebunden, und er kehrte im Geist und in seiner Dichtung immer wieder dorthin zurück. Mit einer seltsamen Hassliebe liess er in Poesie und Prosa die nasskalte südschwedische Ebene im Spätherbst bei Nebel, Wind und Regen wieder aufleben, was ihm den Spott Heidenstams einbrachte: «In grauen Versen klein und klein / beschrieb er, wie es regnet ...».⁸⁰

Ein künstlerisch bedeutender Ausdruck für Ola Hanssons bereits im Prosabändchen *Sensitiva amorosa* verwendete Vegetationssymbolik ist die Erzählung *Vägen till lifvet* (1896; 'Der Weg zum Leben', 1896) in der gleichnamigen Novellensammlung. Hier findet ein innerlich zerrissener junger Ausländer nach schwerer Krankheit und tiefer Liebesenttäuschung im Erlebnis der idyllischen Natur am Genfersee und in der Hingezogenheit zur Tochter des Hauses wieder zu sich selbst. Dabei wird durch die Naturbeschreibung und den Wechsel der Jahreszeiten die seelische Verfassung des Rekonvaleszenten während der fortschreitenden Genesung mit sensibler Einfühlungskraft veranschaulicht. In der Essenz der Naturstimmung spürt der Leser die keimende, unausgesprochene Neigung zwischen dem jungen Mann und Mademoiselle Claire; die Landschaft wird zu einem Paysage d'âme. Als er dann geheilt und mit neuem Lebensmut wieder in die Heimat zurückkehrt, nimmt er die Lebenskraft der jungen Frau mit – ein subtiles Beispiel von seelischem Vampirismus.

In der einleitenden Passage der Novelle herrscht noch Kälte und Regen vor, was zur Unterstreichung der düsteren Stimmungen der männlichen Hauptperson beim Antritt der Reise in den Süden dient:

Im neuen Zuge ging es rasselnd weiter. Er sass am Fenster und folgte gleichgültig mit, wie derselbe sich den See entlang, an den Ausbuchtungen des Ufers hinschlängelte. Der Genfersee lag grau und kalt im Strichregen, die Savoyer-Alpen am anderen Ufer tauchten bloss selten aus den Wolkenmassen auf. Und wenn es ihn dabei durchfröstelte und er sich umwendete und zum benachbarten Coupéfenster hinausblickte, begegneten seinem Blicke bloss die kahlen, monotonen Weinberge. Und die Schwere einer langen, einsamen Reise fiel über ihn als grund- und bodenloser Spleen.⁸¹

Wie anders stellt sich dann die Natur dar, nachdem Mademoiselle Claire in sein Leben gekommen ist:

Und am nächsten Morgen erwacht er dabei, wie aus dem Nebenzimmer ein breiter Streifen Sonne hereindringt. Er lässt das Mädchen alle die grünen Stabläden zurückschlagen, und nach dem Kaffee rollt er den Lehnstuhl an das offene Fenster, und sinkt mit einer Mattigkeit, welche nur noch das Wohlgefühl in der Fluthzeit der Lebenskräfte ist, in ihn nieder. Jenseits, über dem grünen Genfersee, steigt der Dent du Midi elastisch und leicht

⁸⁰ O. HANSSON, *Vitt över världen... Poesi och prosa i urval*, Stockholm 1977, S.14.

⁸¹ O. HANSSON, *Der Weg zum Leben. Sechs Geschichten*, Berlin 1896, S.2f.

in die schon warmzitternde Luft empor und steht da, weiss am blauen Himmel, mit weichen Umrissen gleichsam in ihn hineinschmelzend. (Der Weg zum Leben, S.14f.)

In der zarten Liebesgeschichte ist es Ola Hansson gelungen, was er einmal selbst über Bourget geschrieben hat: «die unmerklichsten Gefühlsregungen und die subtilsten Gedankenoperationen, alles was neben oder unter der Schwelle des Unbewussten liegt»⁸² wiederzugeben. Die kleine Studie, die einige der schönsten Schweizer Naturmotive enthält, wird aber bedauerlicherweise durch zahlreiche Germanismen in der Wortwahl und vor allem in der Wortfolge entstellt.

Die langen Emigrationsjahre blieben in Ola Hanssons Dichtung nicht ohne Spuren, und es ist aufschlussreich zu verfolgen, wie er mit der Zeit in immer stärkere Abhängigkeit vom Deutschen gerät. Neben reinen Sprachfehlern im Schwedischen werden deutsche Interferenzen immer häufiger in seiner späteren Produktion. Dies gilt auch für seine Lyrik, wo «inmitten der entzückendsten Melodie plötzlich eine Verszeile schonisch-dänisch-deutsches Rotwelsch disharmonisch klingen kann»⁸³, wie der Lyriker Hjalmar Gullberg einmal geschrieben hat. Nach und nach ging Hansson übrigens auch dazu über, in deutschen Zeitungen und Zeitschriften direkt auf deutsch zu schreiben.

In Ola Hanssons Schaffen finden sich neben den bereits erwähnten Gedichten weitere lyrische Reminiszenzen seiner Schweizbesuche. Einen ungewöhnlich lebhaften und heiteren Eindruck machen die naturlyrischen Verse in *Majnatt vid Lac Lemman* ('Mainacht am Genfersee') und *Andermatt*. Zusammen mit dem Gedicht *Vid Rhenfallet* ('Am Rheinfall') sind sie 1886 auf der ersten längeren Auslandsreise Hanssons entstanden.

In einer harmonischen Abendimpression mit Alpenglühern malt der Dichter in *Mainacht am Genfersee* mit zarten Nuancen der Farbenpalette die ihn umgebende Landschaft in der anbrechenden Dämmerung aus. Hier gelingt es ihm vollends, die laue, milde Frühlingsstimmung einzufangen, die er bei einem Glas «säuerlichen Schweizerwein» genießt, die illuminierten Hotels vor sich und die rotglühenden Schneegipfel und den blankgrünen See im Hintergrund. Der stimmungsvolle einleitende Akkord des Gedichts lautet:

Mit mattrosa Glut am Verblassen
glänzt der Schnee auf Dent du Midi –
beinah von der Sonne verlassen,
noch mit samtweichem Schneeweiss darin.⁸⁴

In *Andermatt* lassen die «glitzernden Alpenschneewehen», der leichte Schneefall und die frostige Luft in Verbindung mit dem «frühlingshellen Grün» an einem

⁸² O. HANSSON, *Litterära silhuetter II. Det unga Frankrike*, Samlade skrifter, 2, Stockholm 1920, S.183.

⁸³ O. HANSSON, *Valda dikter*, Stockholm 1943, S.10.

⁸⁴ O. HANSSON, *Dikter på vers och prosa*, Samlade skrifter, 14, Stockholm 1922, S.23.

Junitag seine Gedanken hin zur heimatlichen Aprillandschaft schweifen. Hier wird, wie schon einmal beim Romantiker Nicander im Gedicht *Die drei Schwestern*, die belebende, stärkende Frische der Schweizer Bergwelt der stickigen Hitze Italiens gegenübergestellt.

Völlig andere Gefühle löst der Anblick der hinabstürzenden Wassermassen im Gedicht *Am Rheinfall* aus, der zu einer düsteren Untergangsvision inspiriert hat, in der die mächtigen Wasserkaskaden die Gestalt eines Eiszeitmonsters annehmen, das mit schäumendem Rachen aus den Wellen steigt und «den Vespergesang des Lebens» ertönen lässt.

Beim Ausbruch des ersten Weltkriegs weilte Ola Hansson in Frankreich. Im Jahre 1915 suchte er dann für sich und seine Familie Zuflucht in der ruhigeren, neutralen Schweiz, wo er sich zunächst in Worb bei Bern niederliess. Hier fühlte sich der unsteete Emigrant wohl, und hier fand seine gequälte Seele für einige Zeit Erholung, denn der südschwedische Bauernsohn befand sich in einer Landschaft geprägt von alter Bauernkultur: «Das Abendläuten der Kirchglocken, das Bimmeln der Kuhglocken; und die Sonne neigt sich sachte...».⁸⁵ Trotzdem wechselte er auch in den darauffolgenden Jahren mehrere Male seinen Wohnort. Von Worb zog Ola Hansson nach Meudon, dann nach Bern und Zürich und schliesslich 1917 wieder nach Worb zurück, wo er zwei weitere Jahre blieb, bis ihn seine Unruhe im Sommer 1919 nochmals weitertrieb.⁸⁶

An die späten Schweizaufenthalte im Leben des Dichters erinnert der lyrische Zyklus *I Bern och Oberland* ('In Bern und Oberland'), verfasst 1916-18, aber erst an die drei Jahrzehnte später postum gedruckt.⁸⁷ Die hier versammelten elf Gedichte sind als poetische Tagebuchblätter zu verstehen, die meist naturlyrische, impressionistische Gemälde enthalten, in denen nach unfruchtbaren Jahren plötzlich wieder die feinfühligste Naturbeobachtung Hanssons zu spüren ist. Aus den schlichten ländlichen Szenen mit naturschöner Umrahmung sprechen Entzücken und endlich gewonnene Harmonie: «Im Berner Oberland ist gut zu ruhen, – und auszuruhen» (Valda dikter, S.178). So auch in dem einleitenden Stadtbild von Bern an einem heissen Sommertag:

Erster Tag in Bern.
Stadt im Hochsommer.

Hitze auf grossen, offenen, weissen Plätzen
unter blendender, gleissender, südlicher Sonne;
und halbkühle Halbdämmerung in
langen schmalen engen Laubenreihen auf alten Gassen.
 Draussen auf Simsens und Kleinbalkons vor den Fenstern

⁸⁵ O. HANSSON, *I Bern och Oberland*, V. In: *Valda dikter*, S.183.

⁸⁶ S. BRANTLY, *The Life and Writings of Laura Marholm*, S.173. Vgl. auch S. AHLSTÖM, *Ola Hansson*, S.89f.

⁸⁷ O. HANSSON, *Valda dikter*, Stockholm 1943.

rote Kissen oder rote Blumen.
 Und überall weissgekleidete Frauen, –
 die einen mit weissblonden Haaren und helläugig,
 die andern schwarzhaarig und dunkeläugig,
 doch alle braungebrannt und weissgekleidet, –
 in kurzen leichten weissen Röcken,
 weissen Strümpfen und weissen Schuhen, –
 flatternd wie weisse Schmetterlinge
 unten an den Ufern der dunkelgrünen Aare
 und oben im dunkelgrünen Halbschatten der dichtbelaubten Höhen, –
 aufgelöst im Sonnenschein zu einem weissen Schimmer
 und sich verdichtend zu weissen Pünktchen im Schatten.

Aber hoch über Stadt und Land,
 in dem hauchleichten Dunst,
 oben im Himmel
 thront die Jungfrau,
 ausgestreckt auf ihrem Bett des ewigen Schnees.

(Valda dikter, S.177f.)

Der erste Weltkrieg hatte bei Ola Hansson grosse Betroffenheit ausgelöst, die zu einer merkbaren Veränderung seines Charakters führte. Von nun an wurde er noch introvertierter und melancholischer. In seinem Tagebuch schreibt er 1914: «Es bleibt einem nichts anderes übrig, als in den Erinnerungen herumzuwandeln.»⁸⁸ Nicht einmal im Refugium Schweiz konnte er sich der grausamen Wirklichkeit verschliessen. So lässt er eine andere Landschaftsszene aus dem Oberländer Zyklus in eine symbolische Vision vom Untergang des Abendlandes münden. Der Dichter sieht, während die Abendröte die Juraberge in blut- und feuerrote Farbe tüncht, das jahrhundertalte abendländische Raubtier mit schwarzem Leib, blutigem Schlund und gebrochenem Rückgrat in Todeszuckungen über der Karte Europas ausgestreckt liegen, und er sagt den Anfang von Ragnarök voraus.

Leider sollte Ola Hansson im deutschsprachigen Gebiet ein ähnliches Schicksal wie in der Heimat widerfahren. Bei seinem letzten längeren Aufenthalt in der Schweiz hatte ihn auch dieser Leserkreis längst im Stich gelassen, und als der schwedische Lyriker Anders Österling im Jahre 1904 sich in einer Buchhandlung in Berlin nach den Büchern Ola Hanssons erkundigte, erhielt er zur Antwort, dass dieser doch längst verschollen sei.⁸⁹

Bereits nach seiner Übersiedlung von Berlin nach Schliersee in Bayern 1893 geriet Ola Hansson in zunehmende Isolation und finanzielle Misere, und er verlebte seine weiteren Jahre gewissermassen in einer «folie à deux» zusammen mit seiner Frau, geplagt von Verfolgungswahn und Heimweh. Er hatte zu Beginn der 1890er Jahre zusammen mit Strindberg eine führende Rolle in der Dichterkolonie Fried-

⁸⁸ Zitiert nach O. HANSSON, *Ur minnet och dagboken*, Stockholm 1926, S.108.

⁸⁹ A. ÖSTERLING, *Ola Hansson*, S.5.

richshagen bei Berlin gespielt, er hatte für kurze Zeit zu den meistgelesenen Autoren auf dem Kontinent gehört und als hellhöriges Sprachrohr für die neuen Geistesideen der Zeit gegolten. Seine Jünger in Deutschland hatten ihn als den führenden Dichter in ihrem Kreis gefeiert, und der Pole Przybyszewski hatte ihn «Seelenerwecker und Prophet» genannt. Nach vielen Irrungen und Wirrungen, wie er selbst über einen anderen schwedischen Exilautor, Carl Jonas Love Almqvist, einmal geschrieben hat, starb «der Europäer aus Hönsinge» indessen unverstanden, einsam und verarmt im türkischen Ort Buyukdere am linken Ufer des Bosphorus im Jahre 1925. In seiner Heimat sollte die Würdigung seines Lebenswerks und seiner bahnbrechenden literarischen Innovationen erst lange nach seinem Tod erfolgen.

IV. DIE ALPENLANDSCHAFT VOM SANATORIUMS-FENSTER AUS

1. Der Humorist Gustaf Mattsson

Oscar Levertin war kein Einzelfall. Auch andere schwedischsprachige Autoren haben die Schweiz vor allem als Sanatoriumsgäste erlebt: die beiden Finnlandschweden Gustaf Mattsson und Edith Södergran um und nach 1910 in Davos und Sven Stolpe gegen Ende der zwanziger Jahre am Luganersee. Vier Jahre nach dem Davoser Aufenthalt starb Mattsson mit einundvierzig Jahren an seiner Tuberkulose, und Edith Södergran ereilte gerade einunddreissigjährig das gleiche Schicksal.

Gustaf Mattsson, geboren in Deutschland und mütterlicherseits schwedischer Abstammung, war auf vielen Gebieten in der finnischen Hauptstadt Helsinki tätig und galt zu seiner Zeit als der grosse Humorist der dortigen liberalen Presse. Er war Chemiker, betätigte sich journalistisch, studierte nebenbei Medizin und Psychologie, war zweimal Reichstagsabgeordneter und soll ausserdem ein hervorragender Amateurpianist gewesen sein. Der Tausendkünstler mit der bezeugten enormen Arbeitskapazität lehrte als Dozent Chemie an der Universität von Helsinki, und mit seinen unzähligen tagesaktuellen Zeitungsbeiträgen voller Witz und Schlagfertigkeit (er soll deren über 900 geschrieben haben) bereicherte er das finnlandschwedische Kulturleben mit «einer heilsamen Prise Salz und einer erfrischenden Dosis Kohlendensäure»¹, wie Thomas Warburton in seiner bekannten Übersicht über die finnlandschwedische Literaturszene urteilt.

Der Kosmopolit Mattsson unternahm überdies ausgedehnte Reisen und verfasste zahlreiche Reiseberichte, einige auch über die Schweiz, die alle in finnlandschwedischen Tagesblättern und Kulturzeitschriften abgedruckt wurden. In gesammelter Form wurden sie erst postum in dem zehnbändigen Werk *Valda skrifter* ('Ausgewählte Schriften') in den Jahren 1915-21 herausgegeben.

Die Schweiz besuchte Mattsson wiederholte Male. Unter anderem studierte er während zwei längeren Perioden 1898 und 1903 an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, um seine Kenntnisse in Chemie zu vertiefen. 1910 musste er für ein halbes Jahr ein Sanatorium in Davos aufsuchen, nachdem seine vier Jahre zuvor ausgebrochene Tuberkulose eine schlimme Wendung genommen hatte.

Mattssons Schweizer Briefe sind gekennzeichnet durch den ihm eigenen scherzhaften, leicht spöttischen Ton in Verbindung mit einer treffsicheren Beobachtungsgabe und einer lustigen Mischung aus historischen Tatsachen, originellen Anekdo-

¹ T. WARBURTON, *Åttio år finlandssvensk litteratur*, Helsingfors 1984, S.179f.

ten und wortspielerischen Einfällen. Dies gilt auch für seine Essays über das Sanatoriumsleben, in denen er mit leiser Ironie das Alltagsleben der lungenkranken Patienten schildert.

In einem Sommerbrief aus dem Jahre 1898 berichtet Gustaf Mattsson in poetisch-ironischer Manier aus Zürich:

Zürich ist eine prima Stadt mit vornehmen Verhältnissen und einem ruhmvollen Namen. Sie erstreckt sich um den nördlichen Teil des Zürichsees herum, wo der Limmat-Fluss das Schmelzwasser der Alpen nordwärts hinab zum Rhein führt. Die Stadt liegt in dem schönen Tal zwischen dem Ütliberg und dem Zürichberg, und als wir unten am Quai Richtung Süden schauten, leuchteten uns aus weiter Ferne und im schimmernden Tageslicht die weissen Kämme der Glarner Alpen sowie der Riesenrücken des Tödistocks entgegen. Hier begegnete uns mit einem Mal die vielbesungene Schweiz «in Sommerluft und mit steigender Sonne», und wir hatten Mühe, unsere Blicke von dem herrlichen Bild loszureissen. Wir hatten jedoch einen Landsmann dabei, der «diese Alpen an sämtlichen klaren Tagen während eines ganzen Jahres gesehen» hatte und nun gebieterisch nach einer Tasse Kaffee im Café Metropol verlangte. Wir hatten im Grunde wenig einzuwenden, weshalb es dann in die Kneipe ging. Dort lasen wir «Politiken», kamen uns skandinavisch vor und liessen uns wohl sein.

Für jemanden, der nie in Zürich war, gäbe es viel zu erzählen. Aber wir gehen von der stillen Annahme aus, dass jeder zweite von den Lesern der «Nya Pressen» Zürich bereits gesehen hat und erzählen daher nur etwa die Hälfte von dem, was uns ins Auge gefallen ist. Die Stadt hat viele Kirchen, alt wie Methusalem und ebenso grau. Am grössten von ihnen ist das Grossmünster, dessen einer Turm ganz oben eine Nische hat, wo eine fürstliche Person seit 800 Jahren im Regenschutz sitzt. Niemand weiss mit Sicherheit, wer es ist, und deshalb ist es Karl der Grosse.

(...)

Bevor die Sonne unterging, sollten wir noch hinauf auf den Ütliberg. Der Schweizer neigt zu Kosewörtern und Diminutivformen und hat deshalb das kraftvolle Uto in Ütli umgewandelt. Man kann mit der Bahn kulminieren, falls man es nicht vorzieht, wie wir, den Genuss mittels eines um 45° ansteigenden Spaziergangs mit klopfendem Herzen und schnaufendem Atem zu suchen. Die Mühe hatte sich jedoch reichlich gelohnt, denn da oben bekamen wir sowohl die Jungfrau wie auch das halbe Reich zu sehen. Die Welt ist bereits recht gross, wenn das Barometer 680 anzeigt. Rigi und Pilatus wirkten ganz nahe, total niedergetrampelt von Touristenfüssen; Mönch und Schreckhorn ragten in weiterer Entfernung hoch, etwas abseits konnte man das Juragebirge undeutlich wahrnehmen, und mit der schützenden Hand über den Augen konnte man in der blauen Ferne die Spitzen der Vogesen entdecken.

Die Sonne sank, gross und rot, hinunter in die Wälder Deutschlands, und die Alpen wechselten ihre Farbe, gleich einer Mahnung zum Aufbruch in der kurzen Dämmerung. Auf Schusters Rappen sich den Ütliberg hinunterzugeben, wo einmal der namhafteste Bergführer der Schweiz, Dürler, tödlich hinabstürzte, ist sicherlich noch anstrengender als in Marokko philosophisch auf Mauleseln zu reiten oder sich auf Kola geologisch wie ein Hund abzurackern. Wir gelangten immerhin wohlbehalten nach unten mit schiefen Absätzen und Quarzsplittern in den Sohlen; wir spürten, dass das Barometer gestiegen war und gingen, um das Gleichgewicht wiederzuerlangen, zur «Tonhalle», wo man dem Gesang der Rheintöchter lauscht und an kleinen Tischen von einem Neger bedient wird, genau wie zu Hause.

Als wir ungefähr eine Stunde später zu unserer Pension am Dolderhang hinaufwanderten, leuchtete der Mond über den Zürichsee, und ein dünner Wolkenschleier hüllte Utos Scheitel ein, die Lichter der Villen erloschen eins nach dem anderen, und die Stille glitt hinunter in die Täler. (Valda skrifter, 1, S.13ff.)

Für den Schweizreisenden war der Rigi damals schon längst ein Muss – man erinnere sich nur an die Beschreibung des Pädagogen Ekendal vom Sonnenaufgang auf dem Rigi-Kulm um 1850 –, und Mattsson nutzte die Gelegenheit bei seinem zweiten Studienaufenthalt in Zürich im Sommer 1903, um eine Bergwanderung auf den Rigi zu machen. In einem Brief berichtet er von diesem Erlebnis und liefert dabei eine fast identische Beschreibung dieses weitgehend stereotypisierten Touristenspektakels, wie sie an die dreissig Jahre früher in Anne Charlotte Lefflers Reisetagebuch aus dem Jahre 1875 (S.55f.) in ebenfalls kritischer Weise zu finden ist. Wie aus dem folgenden Abschnitt hervorgeht, fehlt jedoch nicht einmal beim eingefleischten Satiriker Mattsson das obligate Alpenglühen, auch wenn es untermalt wird von spöttischen Kommentaren zum grossen Touristenrummel:

Um 4 Uhr morgens wurde man von einem Alphornbläser geweckt, um den Sonnenaufgang mitzuerleben. Vor Kälte zitternde, unvollständig gekleidete Gestalten aus allen Nationen strömten hinaus – insgesamt über 200 – und lehnten bald in einer dichten Reihe an der Balustrade zur Abgrundtiefe auf der nördlichen Seite. Im Nordosten war der Himmelsrand rot und prächtig, im Südwesten zeigten sich weisse Alpengipfel in einem rosigen Schimmer, sonst lag die ganze Welt wie ein wogendes, blaugraues, mystisches Meer. Dann passierte es – ein blutroter kleiner Bogen zeigte sich über dem Dunstbeet, er stieg schnell, und gleich war sie da, voll und ganz, die gelbrote, freundliche Morgensonne. Die Alpen wurden weiss, die Nebelschwaden rissen auf, Seen, Wälder und Felder entrollten sich in taufischem Glanz. Die Zweihundert sagten brrr, zogen ihre Schals enger um sich und eilten wieder zu Schlafkammerdunst und Federbetten zurück.²

Dass einem so rastlos tätigen Menschen wie Gustaf Mattsson der Zwang zur Ruhe und Passivität im berühmten Sanatorium «Schatzalp-Davos» schlecht bekommen sollte, liegt auf der Hand. Im Mai 1910 traf er im Privatsanatorium «Schatzalp» ein. Davos war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vom abgelegenen Bergbauerndorf zum Kurort von Weltruf aufgestiegen, und das ehemalige Dörfchen galt bereits zu Mattssons Zeit als «die grosse Welt, wo Kranke Hof hielten, eine Region, in der Vornehmheit mit Laster, Wissenschaft mit Flirt sich vereinten».³ An leichtsinnigen Liebesaffären lag Mattsson nun gar nichts, aber die Isolation im Sanatorium bedrückte ihn sehr, obwohl ihn die Landschaft ringsherum erquickte und er von seinem Krankenzimmer aus den fabelhaftesten Ausblick hatte über «das ganze, gewaltige Davoser Tal tief unten und die Alpenkette dahinter, über

² G. MATTSSON, *Gustaf Mattsson berättar om sig själv. Brevutdrag*, Helsingfors 1942, S.328.

³ P. EHRLER, *...hätte ich nur meine Bekannten schon begrüsst... Geschichte der Sanatoriums-Frischlufft-Liegekur 1860-1950*, Rorschach 1982, S.29.

einer langen Reihe von bewaldeten Höhen»⁴. In einem Brief bezeichnet er sich selbst etwas resigniert als «eine einsame Figur auf einer Gefängnisveranda»⁵. Aber auch die tödliche Langeweile des Sanatoriums sowie die Oberflächlichkeit der Mitpatienten plagten ihn und werden des öfteren Gegenstand seiner satirischen Ader. Gegenüber seiner Frau beklagt er sich bitter:

Die Eintönigkeit der Eintönigkeit. Gäbe es hier nur ein einziges Exemplar *Mensch* – Leute gibt es genug, teilweise auch sehr prächtige und freundliche. Aber sie reden über Wetter, Schwindsucht und Reisen (d.h. von Fahrkarten und Gepäck). Von nichts anderem – doch, auch ein wenig über Essen.⁶

⁴ G. MATTSSON, *Gustaf Mattsson berättar om sig själv*, S.414.

⁵ G. MATTSSON, *Gustaf Mattsson berättar om sig själv*, S.418f.

⁶ G. MATTSSON, *Gustaf Mattsson berättar om sig själv*, S.418.

2. Bahnbrecherin des lyrischen Modernismus: Edith Södergran

Etwa ein Jahr, nachdem Gustaf Mattsson seinen Kuraufenthalt im Sanatorium «Schatzalp-Davos» abgebrochen hatte, wurde die von ihm herausgegebene liberale Tageszeitung «Dagens Tidning» in Davos von einer jungen Landsmännin abonniert. Es war keine andere als Edith Södergran. Entmutigt nach mehreren erfolglosen Behandlungen im finnischen Sanatorium Nummela, war die erst neunzehnjährige Finnlandschwedin an einem Oktobermorgen 1911 in Helsinki an Bord eines Dampfers gegangen, um in der Schweiz Heilung zu suchen. Nichts deutete zu diesem Zeitpunkt darauf hin, dass das blasse, unscheinbare Mädchen fünf Jahre später «wie ein fremder und bunter Vogel» mit einem Gedichtband den Einzug in Finnlands Literatur halten würde, und zwar auf eine Weise, welche die konventionelle Lyrik revolutionieren und den Weg für den Expressionismus im schwedischen Sprachraum bahnen sollte. Zu Lebzeiten nur von wenigen verstanden und in der Öffentlichkeit sogar gelegentlich angefeindet, wird die «Sternenfängerin» mit den «blitzlichtschnellen Gewissheiten» heute fast als Legende gefeiert. Ihre weitreichende Bedeutung für die moderne Lyrik – nicht nur in Finnland und Schweden, sondern auch im übrigen Europa und sogar in den USA – liess sich 1992 an verschiedenen Symposien ablesen, die anlässlich der Hundertjahresfeier des Geburtstags der Dichterin veranstaltet wurden, davon auch eines in Zürich und Davos.

In Begleitung ihrer Mutter gelangte Edith zunächst nach Arosa, wo sie sich im damaligen «Alt-Sanatorium» behandeln liess. Dort verschlechterte sich der Zustand der jungen Patientin indessen zusehends, so dass sie im Januar 1912 ins Sanatorium «Davos-Dorf» übersiedelte und in Behandlung des Chefarztes Ludwig von Muralt kam, übrigens etwa zur gleichen Zeit als Thomas Mann seiner tuberkulosekranken Gattin einen Besuch in Davos abstattete und dabei Eindrücke für seinen späteren Roman *Der Zauberberg* gesammelt haben dürfte. Die beiden Damen wohnten allerdings nicht in der Heilstätte selbst, sondern im nahe gelegenen, heute noch existierenden Hotel «Meierhof». Unter dem nicht ganz korrekten Titel «Frau Dr. Sodergran aus Finnland» liess sich Ediths Mutter ins Gästebuch des Hotels eintragen.⁷

In diesem überaus kosmopolitischen Milieu mit Kurgästen aus aller Herren Ländern sollte Edith Södergran drei Winter verbringen, bis sie im März 1914 endgültig in ihre Heimat zurückkehrte. Das für einen jungen Menschen mit lebhaftem Temperament wohl unausstehliche Krankendasein wurde allerdings wiederholt durch Ausflüge oder längere Reisen unterbrochen. So unternahm Edith mit ihrer Mutter im ersten Davoser Frühling eine Fahrt mit der Davos-Filisur-Bahn, im Juni besuchte sie den lieblichen Sommerkurort Glaris und im Spätherbst desselben Jahres verbrachte sie ein paar Wochen in Weesen.

⁷ Ausführlich über Edith Södergrans Davoser Zeit berichtet G. TIDESTRÖM in *Edith Södergran*, 2.Aufl., Stockholm 1963, S.47-60.

Im März 1913 war die junge Patientin mit den hochfliegenden Dichterträumen so weit genesen, dass sie eine ersehnte, mehrwöchige Reise nach Italien antreten konnte, bei der sie auf dem Heimweg mit der Gotthardbahn auch einen Zwischenhalt in Luzern und eine Fahrt auf dem Vierwaldstättersee einlegte. Aus Cassarete bei Lugano schreibt sie nach Helsinki:

Frohe Ostern! Heute sind wir oben auf dem Monte-Bré gewesen. Man sah einen grossen Teil vom Luganersee glasklar zwischen samtbraunen Bergen und 3 kleinere Seen im Glanz der Abendsonne. Dörfer und Städte wie Spielzeug auf einer grünen Ebene und auf einem schmalen Uferstreifen. Einige Deutsche haben die Stimmung verdorben mit ihrem ständigen: Grossartig! Kolossal! Wundervoll! Herrlich! Man wird ihrer überdrüssig. (...) ⁸

Die darauffolgenden Sommermonate durfte Edith in ihrem geliebten Heimatdorf Raivola verbringen, einem abgelegenen Bauernflecken auf der karelischen Landenge, die 1940 bekanntlich russisch wurde. Von Raivola war es nicht weit nach St. Petersburg, wo Edith die angesehene «Deutsche Hauptschule zu St. Petri» besucht hatte, in einer ebenfalls höchst internationalen Umgebung mit sich kreuzenden finnischen, schwedischen, deutschen, russischen und baltischen Sprachimpulsen. Hier hatte sie bereits als Schülerin die französischen Symbolisten, die deutschen Expressionisten und die russischen Futuristen kennengelernt, und hier hatte sie ihre allerersten lyrischen Versuche zu Papier gebracht, jedoch nicht in schwedischer, sondern in deutscher Sprache! Mit sechzehn Jahren erst wechselte sie plötzlich – unbeholfen zunächst – ins Schwedische.

Als Edith Södergran zwei Jahre nach ihrer endgültigen Rückkehr aus der Schweiz mit der ersten Sammlung *Dikter* (1916; ‘Gedichte’, enthalten in ‘Feindliche Sterne’, 1977) debütierte, schockierte sie das stark konservative Kulturetablement Finnlands durch ihren unkonventionellen Umgang mit der schwedischen Sprache, durch ihre expressive, ja geradezu paradoxe Bilderwelt, durch die aufgelöste Versform und nicht zuletzt durch den Verzicht auf Reim und traditionellen Rhythmus. Es ist anzunehmen, dass die Lyrikerin sich ihrer Kühnheit nicht einmal voll bewusst war und dass sie jene Stilmittel als natürlich empfand, die auf die finnlandschwedische Kulturszene so fremd und extrem wirkten. Aufgewachsen als Tochter finnlandschwedischer Eltern ausserhalb des eigentlichen schwedischen Sprachraums und als ehemalige Schülerin an einer deutschen Schule, konnte sie, weitgehend unbeeinflusst von herkömmlichen schwedischen Sprachkonventionen, ihren verwegenen und höchst persönlichen Stil voll entfalten.

Es ist im nachhinein schwierig zu beurteilen, wie die junge Finnlandschwedin auf die Tuberkulosenmetropole und das «Sündenbabel» Davos, auf die für sie fremdartige Landschaft und das Einerlei der Krankenbehandlung mit den unzähligen Diätvorschriften und Liegekuren reagiert hat; vor ihr hatte ja schon Gustaf Mattsson über diese abschreckende «Einförmigkeit der Einförmigkeit» geklagt. Ausser ihren

⁸ Brief vom 13.3.1913. Zitiert nach G. TIDESTRÖM, *Edith Södergran*, S.58.

Gedichten und einigen Fragmenten sowie Ansichtskarten an eine Tante in Finnland ist aus Södergrans Davoser Zeit der Nachwelt kaum etwas Konkretes erhalten geblieben. Was die Dichterin in ihrem Widerwillen gegen die «Leichenwürmer, die Biographien schreiben» nicht selbst an Dokumenten vernichtete, ist durch die Kriegswirren verlorengegangen. Sozusagen in letzter Minute gelang es Ende der vierziger Jahre Södergrans erstem Biographen Gunnar Tideström, noch gewisse Auskünfte einer damaligen Mitpatientin einzuholen.

Aus dem spärlich überlieferten biographischen Material geht jedoch hervor, dass sich Edith bald assimiliert haben dürfte, auch wenn sie ganz am Anfang Davos als «Schwindsuchtsnest» und «Bazillenhöhle» fürchtete. Nach kurzer Zeit hatte sie sich aber im Sanatoriumsalltag eingelebt und fand es dort immerhin recht «lebhaft und luschтик». Rückblickend schreibt sie sogar wenige Monate nach ihrer Heimkehr: «Erst in Davos habe ich meinen Lebensmut wiedergewonnen.»⁹

In dem mondänen und kosmopolitischen Kurort Davos, der damals jährlich von 30.000 Gästen besucht wurde und mit eigenem Kurtheater, mehreren Bibliotheken und einem Symphonieorchester ausgestattet war,¹⁰ kam nun Edith Södergran in Kontakt mit den neuesten kontinentaleuropäischen Literaturströmungen, die in Finnland noch weitgehend unbekannt waren. Ermuntert von ihrem Arzt, Dr. von Muralt, einem ehemaligen Assistenten Eugen Bleulers, widmete sie sich eifrig ihren literarischen Interessen, las viel, schrieb Poesie und Prosa. Der offensichtlich psychologisch einsichtsvolle Chefarzt der Klinik, in den sich Edith übrigens umgehend verliebte, muss einen sehr positiven Einfluss auf sie ausgeübt haben, denn der innerlich aufgewühlte Backfisch verwandelte sich unter seiner Obhut in «ein sehr ruhiges, vornehmes und zurückhaltendes Mädchen», wie eine Mitbewohnerin im Hotel «Meierhof» später bezeugt hat. Durch Privatunterricht bei einer Mitpatientin verbesserte Edith ausserdem ihre Englischkenntnisse, um sich in Dickens, Swinburne und Shakespeare vertiefen zu können, aber auch «in order to be more worthy of my ideal»,¹¹ wie sie in einem Übungsaufsatz schrieb, und wahrscheinlich nicht zuletzt, damit sie in der Lage sein würde, der Konversation zwischen dem Gegenstand ihrer Schwärmerei und seiner amerikanischen Gattin zu folgen. Daneben studierte sie Italienisch in der Absicht, Dante in der Originalsprache zu lesen.

Einen literarischen Versuch, die Stimmungen nachzuvollziehen, welche die Dichterin während ihres Davoser Aufenthalts beherrscht haben mögen, hat Ernst Brunner mit grosser Einfühlungsgabe in seinem kürzlich erschienenen Roman *Edith* (1992) unternommen. Der Lyriker und Romancier Brunner hatte nach jahrelangen Forschungen im Jahre 1985 eine umfangreiche Studie über Edith Södergrans Expres-

⁹ Zitiert nach G. TIDESTRÖM, *Edith Södergran*, S.62.

¹⁰ Über die Entwicklung vom kleinen Dorf Davos zum internationalen Kurort berichtet J. FERDMANN in *Der Aufstieg von Davos*, 2.Aufl., Davos 1990.

¹¹ Zitiert nach G. TIDESTRÖM, *Edith Södergran*, S. 57.

sionismus verfasst¹² und ihr Schicksal drei Jahre zuvor in einer Suite seines Gedichtbands *I det stora hela* (1982; 'Im Grossen und Ganzen') gestreift.

Im Roman wird Edith Södergrans Ankunft in Davos folgendermassen geschildert:

Davos war ein Oberlandort im Kanton Grischun.

Es war ein Reich, wo alle spuckten und alle husteten. Von denjenigen, die da wohnten, gehörte niemand zu den Eingeborenen, und niemand, der sich dort niedergelassen hatte, wollte sich dort heimisch machen. Davos war bewohnt von Leuten, die zum Verlassen ihres Zuhauses gezwungen worden waren, in voller Gewissheit, auch ihr Leben in der Verbannung enden zu müssen.

Wer nach Landquart unten im Tiefland kam und dort in die Schmalspurbahn umstieg, die sich mühsam zur Alpenkettenwiege Davos hinaufkämpfte, den ereilte zugleich die erste, starke Ahnung von der Vergänglichkeit des irdischen Lebens: Durch den lastenden Zwang der Umstände war man in diesen Talboden der rätschen Berge verwiesen worden.

(...)

Ringsherum mächtige Alpenketten. Das ganze Festland hatte sich in diesen Kraterzacken zusammengeballt, die sich in kreisförmigen Absätzen zu jener Tiefe hinunterzogen, die Davos hiess.

Keine helle Gestalt, die sich uns in einem blendenden Triumphwagen näherte. Ratlos und verzagt schritten wir hinaus auf den Bahnsteig und schauten uns nach allen Seiten nach Rettung um. In den Strassen, auf geschützten Veranden, in gedeckten Schlitten – überall drängten sich Kranke in allen Stadien. Eine Gruppe von Spitzenkatarrhen, eine Gesellschaft mit Verdichtungen, eine einsam hustende Blutung...

Dies war die Hölle.

Es war eine Folterstätte aus Kurhotels und Krematorien, aus staubfreien Strassen und desinfizierten Zimmern, aus schwerer Verdammnis amphitheatralisch angeordnet um einen See, der schwarz bis auf den Grund hinabgefroren war. (Edith, S.114ff.)

In Södergrans Sanatoriumszeit fallen einige Kurzgedichte, teils im Debütband 1916, teils in der postumen Sammlung *Landet som icke är* (1925; 'Das Land, das nicht ist', 1977) abgedruckt. Wenn sie auch nicht zu den Höhepunkten des Södergranschen Werks zählen, sind sie doch Vorboten einer völlig neuartigen Poesie. Dem Tod und der Krankheit gegenübergestellt, berichtet die junge Patientin in diesen frühen Versen von ihrem Schwanken zwischen aufflammender Hoffnung und Verzweiflung. Für das junge Mädchen mit der gesteigerten Todesangst nach dem Tuberkulose-Tod des Vaters wenige Jahre zuvor müssen Krankenhausatmosphäre und Kurortsmilieu, wo der Tod tagtäglich neue Opfer erntete, eine fast unerträgliche Herausforderung bedeutet haben. So beschreibt sie in einem düsteren Augenblick Davos als «eine Stadt aus weissen Kreuzen / hinter einer Stadt aus weissen Häusern». Verlorener Lebensmut spricht ebenfalls aus einem anderen lyrischen Fragment: «Die Sonne ging auf so streitlustig und rot – – – / sie wirft ihr Dämmerlicht über sinkende Stirnen.»¹³

¹² E. BRUNNER, *Till fots genom solsystemen. En studie i Edith Södergrans expressionism*, Stockholm 1985.

¹³ Beide Zitate nach G. TIDESTRÖM, *Edith Södergran*, S.55.

Ihre Stimmung kann aber auch rasch umschlagen – beispielsweise in desperaten Galgenhumor im Gedicht *Helvetet* ('Die Hölle')¹⁴. Hier wird, unter Anspielung auf Dantes *Divina Commedia*, die lärmende, farbensprühende Hölle gegen die tödliche Langeweile kontrastiert, zu der die Lebenden im Sanatorium verurteilt sind: gedämpfte, nichtssagende Konversation über Tod und Krankheit, Essen und Schlaf, Müdigkeit und ärztliche Behandlungen:

O wie die Hölle herrlich ist!
 In der Hölle spricht niemand vom Tod.
 Die Hölle ist ins Erdeninnere gebannt
 und mit glühenden Blumen geschmückt...
 In der Hölle sagt niemand ein leeres Wort...
 In der Hölle hat niemand getrunken, niemand geschlafen
 und keiner ruht und keiner sitzt still.
 In der Hölle spricht niemand, doch alle schreien,
 dort sind Tränen keine Tränen und alle Sorgen sind ohne Kraft.
 In der Hölle wird niemand krank und niemand ermüdet.
 Die Hölle ist unveränderlich und ewig.
 (Feindliche Sterne, S.41)

Ein anderer, wehmutsvoller Gemütszustand beherrscht die resignative Strophe *Sjukbesök* ('Krankenbesuch'), die im ersten Davoser Frühling entstanden sein dürfte, als Edith so lange in Davos verblieb, dass sie die Baumblüte miterleben konnte:

Ich bringe dir einen einzelnen blütenschweren Zweig
 aus dem grossen Frühlingswald.
 Du schweigst und schaust
 mit deinen krankheitstiefen Augen
 auf das Lichtspiel im Kristall.
 Du schweigst und lächelst,
 denn dieser Frühling wird an deinem Herz vorübergehen.
 Wir haben nichts mehr zu sagen.
 (Klauenspur, S.72)

Klagelieder kommen jedoch bei Edith Södergran selten vor. Mit viel innerer Kraft und Mut gelingt es ihr, sich mit der Krankheit auszusöhnen und trotz aller äusseren Widerlichkeiten (in den letzten Lebensjahren sollte noch die materielle Not hinzukommen) ihr Schicksal durch lyrische Höhenflüge zu überwinden. So kann sie auch in voller Gewissheit paradoxe Zeilen schreiben wie diese:

¹⁴ In deutscher Übersetzung sind Södergrans Gedichte in zwei Ausgaben erschienen. Eine Gesamtausgabe ihrer Gedichte liegt vor in *Feindliche Sterne. Gesammelte Gedichte*, Wiesbaden; München 1977. Eine grössere Auswahl von Gedichten und Briefen findet sich im Reclam-Bändchen *Klauenspur. Gedichte und Briefe*, Leipzig 1990.

Wir sollen die langen Krankheitsstunden des Lebens lieben
 und drängende Jahre der Sehnsucht
 wie die kurzen Augenblicke, da die Wüste blüht.
 (Feindliche Sterne, S.134)

Einige naturlyrische Gedichte aus Södergrans frühem Werk sind offensichtlich durch die sie umgebende Bündner Alpenlandschaft inspiriert worden und wahrscheinlich an Ort und Stelle entstanden. Von ihrem Hotelfenster aus konnte sie das eindrucksvolle Gebirgs Panorama überschauen. Die steilen Felshänge und der flache Talboden von Davos sind in der schwermütigen Impression *Irrande moln* ('Irrende Wolken') festgehalten. Die tief am Bergkamm hängenden Wolken unterstreichen in ihrer Gegenüberstellung zu den Bildern aus dem «schleppenden» Alltagsleben unten im Dorf die Trostlosigkeit des Heilstättendaseins. Das Abseitsstehen vom wirklichen Leben wird noch zusätzlich hervorgehoben durch die aus den offenen Fenstern wehenden Klaviertöne und die schlaffen «Trauerfahnen des Alltags», das heisst die besonderen Sanatoriumsfahnen, die damals in Gebrauch waren. In der Verbindung von konkreten Details und beseelter Natur wird hier bereits der unverkennbare Södergransche Ton spürbar:

Irrende Wolken, sie hängen am Bergesrand,
 endlose Stunden stehen sie schweigend und wartend:
 treibt sie der jagende Wind über Land und See,
 oder hebt sie die Sonne über den Gipfelschnee?
 Irrende Wolke der Sonne im Wege steht
 Trauerfahnen des Alltags Winde nicht schwingen,
 unten im Tale das Leben nur schleppend geht,
 eines Flügels Töne aus offenen Fenstern dringen.
 Talwärts ein bunter Teppich aus Ähren und Wiesen,
 doch wie Zucker der Höhen ewiger Schnee,
 langsam der Winter zur Niederung steigt.
 Es lächeln die Riesen.

(Feindliche Sterne, S.19)

Auch der kleine Versuch *Molnet* ('Die Wolke'), vom Verlag aus dem Manuskript zum ersten Gedichtband gestrichen und erst in der Gesamtausgabe von 1990 abgedruckt,¹⁵ nimmt seinen Ausgangspunkt in der Gebirgslandschaft. In einer Art doppelexponierter Naturstimmung wird einleitend mit knappen Worten die öde Kargheit eines Bergpasses umrissen, worauf sich der Blick einer fliehenden, weissen Wolke zuwendet, um weiter über die hellgrünen Matten und den dunklen Wald bis hin zu den schneebedeckten Gipfeln am Horizont zu wandern:

¹⁵ E. SÖDERGRAN, *Dikter och aforismer*, Samlade skrifter, 1, Helsingfors 1990, S.58.

Der Weg ist lang und weit –
 kein Haus, kein Baum,
 eine schneeweisse Wolke der Umarmung des Winds entflieht,
 eine einsame Wolke den Luftraum durchfliegt.
 Willst du dich senken wie die ungeschmolzene Schneewehe
 auf eine hellgrüne Wiese?
 Verheddert sich dein helles Fell
 in einem zotteligen Wald?
 Oder ziehst du dorthin weiter, höher hinauf,
 wo die Silberberge am Himmelsrand
 auf dich warten?

(Dikter och aforismer, S.58)

Es ist aber keineswegs nur Hoffnungslosigkeit, die aus Södergrans Schweizer Lyrik spricht. Mehrere Gedichte zeugen vom Glücksgefühl im einfachen Naturerlebnis, am schönsten vielleicht in der graziösen Miniatur *Sommar i bergen* ('Sommer in den Bergen'). In dem vierzeiligen Epigramm ist es der Dichterin gelungen, die beschauliche Stimmung auf einem abgelegenen Gebirgshof an einem Sommertag in knappster Form unnachahmlich einzufangen:

Einfach ist der Bergsommer:
 die Wiese blüht,
 der alte Hof lächelt
 und das dunkle Brausen des Bachs erzählt von gefundenem Glück.

(Klauenspur, S.72)

Die Erinnerung an ein Bündner Bergdörfchen und womöglich eine Sanatoriumsreminiszenz dürfte auch *En fången fågel* ('Ein gefangener Vogel') enthalten. Nach den märchenhaft-romantischen Anfangszeilen vom gefangenen Vogel im goldenen Käfig in einem weissen Schloss heisst es dort:

Und der Vogel sang von einem kleinen Dorf hoch in den Bergen,
 wo die Sonne König ist und die Stille Königin
 und wo karge kleine Blumen in leuchtenden Farben
 vom Leben zeugen, das trotz und besteht.

(Feindliche Sterne, S.29)

Als Edith Södergran im März 1914 Davos zum zweiten Mal verliess, kehrte sie für immer in ihr finnisches Heimatdorf Raivola zurück. Aber von hier aus wanderten ihre Gedanken oft dorthin, wo sie so viel Leid und Glück zugleich erfahren hatte, in die «Alpen, wo die Luft Segen ist», wie es in dem Gedicht *Facklorna* ('Die Fackeln') aus ihrer dritten Sammlung heisst. In der Schweiz hatte sie oft Heimweh gehabt. Nun sehnte sie sich nach *De främmande länderna* ('Die fremden Länder'):

Meine Seele liebt die fremden Länder,
 als hätte sie keine Heimat.
 In fernem Land stehen grosse Steine,

auf denen meine Gedanken ruhen.
 Es war ein Fremder, der schrieb seltsame Worte
 auf eine feste Tafel: meine Seele.
 Tage und Nächte liege ich und denke
 an Dinge, die niemals geschahen:
 Einmal bekam meine durstige Seele zu trinken.
 (Klauenspur, S.26)

Der Fremdling, der im Gedicht angedeutet wird, dürfte Edith Södergrans bereits erwähnter Davoser Arzt, Ludwig von Muralt, sein, für den sie während des ganzen Schweizaufenthalts geschwärmt hatte. Er soll einen tiefen Eindruck auf das junge Mädchen gemacht haben; sie vergass ihn nie, wie sie selbst im Gedicht *Trädet i skogen* ('Der Baum im Walde') beteuert: «und werde mich seiner erinnern, / solange die Festen der Gesänge stehn». Die Verse sind entstanden unter dem Eindruck der schmerzlichen Nachricht vom Tode des Arztes im Januar 1917 und besingen den kraftvollen Baum, der plötzlich vom Blitze getroffen wird.

Auch andere Gedichte spiegeln ihre Sehnsucht nach dem Mann wider, der ihr so viel bedeutete und ihr die Lebenslust wiedergegeben hatte – so das entzückende Kurzgedicht *En önskan* ('Ein Wunsch'), weiterhin die Strophe *Sorger* ('Sorgen') und vor allem die eigenartige nekrophile Traumphantasie *Älvdrottningens spira* ('Das Zepter der Elfenkönigin'):¹⁶ «Wo ist er, / den ich in verzücktem Traum gesehn? / Wo ist er, / den meine hilflosen Arme nie erreichen?» (Feindliche Sterne, S.113).

Ein weiteres Trauerlied, *Fragment av en stämning* ('Fragment einer Stimmung'), wird von einem geradezu sakralen, hymnischen Ton getragen. Einprägsame Naturimpressionen lösen sich in rasendem Tempo mit bitteren Wehklagen über den Toten ab, als das lyrische Ich die Erinnerungen wieder aufflammen lässt und schliesslich verzweifelt ausruft: «War ich da nicht jung mit blitzenden gelben Locken»:

1. Wind, Wind, Wind!
 Streu Rosen und Narzissen aus meiner Erinnerung Garten,
 wo meine jungen Träume irren.
 Der Berge Mauer ist hoch,
 die Hochlandsonne leuchtet wild in meinen Locken.
 Leerer Garten, gibst du keine Antwort?

 Ich und der Tote gehören zusammen.
 Der Narzissen bitterer Geschmack auf meiner Zunge
 wiederholt: Abschied, Abschied, Abschied, Abschied...
 (...)

2. Meine wilde Sehnsucht sieht dich an.
 So blickt der Hochlandssommer aus dem Wald.
 Wie kann der Sohn des Hochlands sterben?

¹⁶ Vgl. G. SCHOOLFIELD, *Edith Södergran. Modernist Poet in Finland*, Westport; Connecticut; London 1984 (Contributions to the Study of World Literature 3), S.52f. und 108f.

Nun kommt der Sommer wieder über die Wiesen.
 Caltha palustris trinkt des Baches Schaum.
 Die Klüfte sind voller Nebel.
 Des Hochlands Götter spielen auf ihrer schwermütigen Flöte.
 Der ihren Gesang verstand, ist nicht mehr.
 Der, dessen Seele schwermütig war wie das Licht, das auf den
 Höhen irrt,
 ist weit entschwunden über Berge und Meere.

Liebe ich die Berge, ist meine Jugendliebe dabei.
 Über zarten, grünen Krokus, über meine erste keimende Liebe
 schreitet die Erinnerung mit triumphierenden Füßen.
 So schleppt man einen jungen gefangenen Barbaren
 mit goldenen Locken widerwillig mit sich.
 (Feindliche Sterne, S.97f.)

Das ergreifende Gedicht, das teils auf konkrete persönliche Erlebnisse zurückgreift, teils auf den Einfluss Nietzsches hindeutet, endet mit einer beschwörenden geistigen Besteigung des «kühnsten Gipfels». Nicht zufällig, denn die Entstehungszeit fällt in die Periode, in der sich Edith Södergran intensiv mit Nietzsche beschäftigte. Nach der kühlen Aufnahme ihres ersten Gedichtbands im Jahre 1916 war bald darauf die russische Revolution und der finnische Bürgerkrieg verheerend über Raivola hinweggegangen. Die beiden Damen Södergran verloren über Nacht ihr gesamtes Vermögen und mussten plötzlich ihr Dasein in tiefster Armut fristen. Als sich zusätzlich noch der Gesundheitszustand der Dichterin abermals verschlechterte, wandte sie sich unter dem Druck der widrigen Lebensumstände Nietzsche zu. Bei ihm fand sie eine neue Kraftquelle, die ihr half, sich vom eigenen Schicksal abzuwenden und in ihr inneres Schönheitsreich zu blicken in der vollen Überzeugung, eine Auserwählte zu sein, ein Individuum «an der Grenze der Zukunft», das dazu beitragen würde, eine neue Welt zu schaffen.

Von nun an schwingt sich die Dichterin in kosmischen Visionen zu immer neuen Höhen auf, sie klettert auf die Wolken, empor zur Sonne und überwindet in ihrem desperaten Höhenflug die Abscheulichkeiten der Wirklichkeit. Unter dem Einfluss Nietzsches erlebt sie eine euphorisch gesteigerte Periode der Inspiration und verfasst im September 1918 nicht weniger als fünfzehn Gedichte, die noch im gleichen Jahr in ihrer zweiten lyrischen Sammlung *Septemberlyran* ('Die Septemberlyra', 1977) publiziert werden. An Stelle des Verträumt-Naiven ist nun das Prophetisch-Beschwörende getreten, wie in der Weissagung *Fragment*, die nach dem Weltuntergang die Entstehung einer neuen Welt im Engadin voraussagt und dort die Menschen «mit der Grösse ewigem Schein an der Stirne» aus den Bergen treten lässt – Menschen, die versöhnt mit dem Kosmos zum Opfern auf die heiligen Gipfel steigen:

Freunde, ich sage voraus euch ein Fest im Zeichen der Schönheit...
 Wo kann es anders wohl sein wenn dort nicht im Engadin?

unglücklich würde ich vergehen.
 Die Erde starb für mich am dritten Tag,
 ihre Wälder rauschen mir aus einem Traum.
 Was sind mir Brücken, Felder und Dörfer?
 Flecken an deinem reinblauen Himmel,
 Schatten in deinem lichten Auge, Tag,
 der Wölfe Heulen aus einem Abgrund.

Oh, meine sonnenbrandfarbigen Gipfel –
 – könnte ich eine Welt gegen meine Kraft tauschen?
 Heile ich mich selbst,
 ist dieser Tropfen genug für alles, das atmet.
 Darum, Sehnsucht, spanne deine Brust!
 Wille, wachse hoch auf in die Wolken!
 Erhebt euch, muntere Krieger,
 leicht und lustig wie bewaffnete Teufel!

Weisse Erde und hohen Himmel
 legen wir euch zu Füßen, sonnenbrandfarbige Gipfel.
 (Feindliche Sterne, S.52f.)

Zweifellos steigt hier Edith Södergran auf Zarathustras Berg, aber gleichzeitig deutet die gesamte prachvolle Szenerie mit den leuchtenden Gipfeln, den drohenden Abgründen und dem klaren, blauen Himmel unverwechselbar darauf hin, dass ihr beim Konzipieren des grossartigsten Alpenglühpanoramas in schwedischer Sprache überhaupt die Bündner Alpen als Inspirationsquelle vorgeschwebt sein müssen, die sie ja mit eigenen Augen erlebt hatte.¹⁷ Aus der Perspektive der schneebedeckten Alpen erhält übrigens auch der scheinbar paradoxe Begriff 'weisse Erde', der zu wechselnden Deutungen Anlass gegeben hat, seine ganz logische, konkrete Erklärung.

Es ist überhaupt erstaunlich, wie wenig die Bedeutung der Schweizer Aufenthalte für die Bahnbrecherin des lyrischen Modernismus im Norden seitens der Literaturwissenschaft beachtet worden ist, obwohl die Dichterin doch ganz offensichtlich aus der Mächtigkeit der Alpennatur eindrucksvolle Motive für die eigenartige, expressive Bildwelt ihrer Dichtung bezogen hat. Die Schweiz behielt Edith stets in liebevoller Erinnerung. Knappe zwei Monate vor ihrem Tod, am Mittsommertag 1923, schrieb sie in einem Abschiedsbrief an ihre «Schwester» und geistige Weggefährtin der letzten Jahre, die Literaturkritikerin und Autorin Hagar Olsson, kurz bevor diese eine Reise zum Kontinent antrat: «Grüss die liebe, liebe Schweiz von mir» (Klauenspur, S.127).

¹⁷ Dies wird auch angedeutet von C.-E. AF GEIJERSTAM in *Edith Södergran: O, mina solbrandsfärgade toppar*. In: *Lyrisk tidsspegel*, Lund 1967, S.69. Vgl. auch O. ENCKELL, *Esteticism och nietzscheanism i Edith Södergrans lyrik*, Helsingfors 1949, S.113f.

3. Im Schatten des Todes: Die Sanatoriumsromane von Johan Beck-Friis und Sven Stolpe

Eingehende Einblicke ins Schweizer Sanatoriumsleben in der Zwischenkriegszeit liefern die beiden schwedischen Romane *Möjligheten* (1921; 'Die Möglichkeit') von Johan Beck-Friis und *I dödens väntrum* (1930; 'Im Wartezimmer des Todes', 1958) von Sven Stolpe. Die in zeittypischem Stil verfassten Werke erreichten einen erstaunlich grossen Leserkreis. Beck-Friis' Roman erlebte noch im Erscheinungsjahr eine zweite Auflage und im darauffolgenden Jahr eine dritte. In Stolpes Fall kann man gar von einem Grosse Erfolg sprechen, denn sein Buch wurde bis Mitte der siebziger Jahre immer wieder neu aufgelegt: 1970 erschien die 20. revidierte Auflage, der im Jahre 1975 noch eine Neuauflage folgen sollte. Der Roman ist auch verfilmt worden, und er wurde 1958 ins Deutsche übertragen.

Die beiden Prosawerke weisen eine auffallende Parallelität im Handlungsverlauf auf: ein junger Skandinavier sucht wegen der Verschlimmerung seiner Lungentuberkulose ein Schweizer Sanatorium auf. Seine ursprüngliche, naive Vorstellung von einem kurzen Kuraufenthalt erweist sich als Utopie. Statt dessen muss er sich einer langwierigen, strengen Behandlung unterziehen, in deren Verlauf er eine ernsthafte Krisis durchmacht und einige Wochen zwischen Leben und Tod schwebt, bevor er am Ende der Erzählung die Klinik verlassen kann. Mehr oder weniger geheilt bricht der Held in die Heimat auf, jedoch voller Verzweiflung, da er zum Verzicht auf diejenige Frau gezwungen worden ist, in die er sich während seiner Genesung verliebt hat.

Der jahrelang in Norwegen und während einer Periode in Bern wirkende schwedische Diplomat Johan Beck-Friis hat die Handlung seines Romans nach Davos verlegt, «der eigenartigsten Stadt Europas. Eine solche Mischung von Vergnügungssüchtigen, Sportlern und Leidenden kann kein anderer Ort aufweisen» (*Möjligheten*, S. 127). Zwar wird der Name nicht ausdrücklich genannt, aber aus dem Kontext geht deutlich hervor, dass Davos als Schauplatz gedacht ist, wie bereits die Einleitung lehrt:

Hoch oben im Gebirge liegt eine kleine Stadt. Ein freier und abgehärteter Menschenschlag wohnt hier. Der jahrhundertelange Kampf mit den Mächten der Natur in den kargen Bergen hat die Einwohner kräftig und gesund gemacht. Schwerfällige Manieren haben sie, aber einen geraden Rücken und ein Herz aus Gold. Ihre Freiheit und ihre Berge lieben sie mehr als alles andere.

Aber diese Menschen sind nicht mehr allein in ihrer Stadt. Im Laufe einiger Jahrzehnte ist aus dem unbedeutenden kleinen Gebirgsdorf ein internationaler und auf der ganzen Welt bekannter Ort geworden.

Hier versammeln sich Kranke aus allen Ländern, Religionen, Sprachen und Gesellschaftsschichten, um mit Hilfe der lebensspendenden Sonne und der reinen Gebirgsluft wieder zu Gesundheit und Kräften zu kommen. An diesen kleinen Ort fliehen sie, wenn die winzigen Bazillen ihren Angriff begonnen haben und die Herrschaft in ihrer Brust zu erlangen drohen. Voller Hoffnung reisen sie hierher, um dem Leben wiedergeschenkt zu werden oder – dem Tod zu begegnen.

Hier stand die Wiege des Wintersports. Hier versammeln sich Sportsleute aus aller Welt, um während einiger strahlender Wintermonate Sonne und Kraft für die Arbeit des kommenden Jahres zu speichern.

Hier versammeln sich auch manche, damit sie die Vergnügungssucht eines krankhaften Geistes und einer krankhaften Phantasie befriedigen können. (Möjligheten, S.1)

Nicht ohne kritische Untertöne zeichnet der Autor bei der Schilderung des «Alpensanatoriums» eine Art Gesellschaft in der Gesellschaft, deren Angehörige sich in einen hektischen Vergnügungsstrudel von ständig aufeinanderfolgenden Geburtstagsparties, Diners und Tanzabenden hineinziehen lassen, wo Leichtsinn, Klatsch und allgemein verbreitete Promiskuität herrscht, aber auch Selbstmordgedanken, zermürbender Alltagsüberdruß und lähmende Passivität: «Liegekur auf Liegekur, in diesem Haus wird von nichts anderem als von Liegekuren geredet. Man kann doch nicht immer liegen. Wenn die Lungen heil werden, gehen die Nerven kaputt» (Möjligheten, S.18).

Obgleich hier ein Davos-Gemälde mit durchaus echt wirkendem Zeitkolorit entworfen wird, macht dieser Roman auf den heutigen Leser einen recht oberflächlichen und konventionellen Eindruck: die Menschen erscheinen skizzenhaft-typisiert, die Landschafts- und Milieubeschreibung bleibt im Allgemeinen stecken. Eine wohlthuende Ausnahme bilden ein paar Passagen in den Schlusskapiteln, z.B. als die Hauptfigur, der Norweger Erik, einen Ausflug in ein nahe gelegenes Gebirgstal unternimmt und hier, fern vom turbulenten Treiben im Kurort, bei der Begegnung mit der «Stille der Berge» im echt empfundenen Naturerlebnis trotz Liebeskummer eine innere Befreiung erfährt:

Er hatte nicht viel erwartet, wurde aber froh überrascht, da er das Tal viel schöner fand als dessen Ruf. Die Sommerpracht hatte ihren Höhepunkt erreicht, jedoch ohne etwas von der grünen Frische zu verlieren. Mild und verlockend lag das Tal da, gefälliger und anmutiger als alles, was er bisher in dieser Gegend gesehen hatte. Erik war ganz entzückt. Dies war ja eine herrliche, ursprüngliche Natur, ohne Kurmusik und Reklame. Er spürte den Wunsch, bis in die Seele des Tals hineinzudringen, so weit wie nur möglich. Der Weg stieg langsam an und folgte dem munter rauschenden Bach. Erik spürte so etwas wie ein Glücksgefühl, ein Gefühl von Wohlbehagen und vom Vergessen aller Sorgen, den Genuss des Augenblicks und des Daseins. (Möjligheten, S.213)

Sven Stolpes Erstlingsroman *Im Wartezimmer des Todes*, der den sichtbaren Einfluss von Thomas Manns *Der Zauberberg* aufweist, ist mit seiner getreuen Wiedergabe der Kurortsatmosphäre und den konturscharfen Menschenporträts ebenfalls ein interessantes Zeitdokument. Stolpes Werk hebt sich jedoch von der reinen Sanatoriumsschilderung ab und verdient vor allem Beachtung als Entwicklungsroman, in dem der Werdegang des lungenkranken Romanhelden anhand seiner aus der Krankheit sowie seiner vielseitigen Lektüre erwachsenen kritischen Selbstprüfung sensibel registriert wird. Das Buch interessiert ausserdem wegen der zahlreichen intensiven Diskussionen mit verschiedenen Mitpatienten über Lebensanschauungsfragen, die aktuelle Tendenzen und Gedankenströmungen innerhalb der damaligen schwedischen Kulturszene informativ aufzeigen. An der heftigen Literaturdebatte

der zwanziger Jahre hatte sich Stolpe selbst als scharfsinniger und frühreifer jungradikaler Intellektueller hervorgetan. Die in Ich-Form verfasste Erzählung trägt stark selbstbiographische Züge und entstand, wie der Autor berichtet hat, während einsamer Wochen in den äussersten Stockholmer Schären. Die überzeugende Gestaltung des persönlich-religiösen Lebenskonflikts, der Stolpes Alter ego von ausgelassener Lebensbejahung und rücksichtsloser Selbstbehauptung zu Selbstdisziplin und Entsagung führt, macht das Buch zu einem der bemerkenswertesten Prosawerke dieses Autors.

Als gerade zweiundzwanzigjähriger Student kam Stolpe im August 1927 in Lugano an, um im nahe gelegenen «Agra Sanatorium» Heilung für seine Tuberkulose zu suchen. Das 1914 eingeweihte, heute schon längst geschlossene «Agra» war eine Zweigstelle der deutschen Heilstätte «Davos», gelegen auf 500 m Höhe in der klimatisch bevorzugten Region des Luganersees – in der schwedischen Originalausgabe mit dem weniger geläufigen Namen Lago di Ceresio bezeichnet. Hier war er gezwungen, genau wie die Hauptperson in seinem Roman, wesentlich länger als geplant zu bleiben, da sich sein Zustand verschlimmerte und er für längere Zeit «im Schatten des Todes» lebte. Nach einem knappen Jahr verliess er, obwohl noch längst nicht geheilt, entmutigt das Sanatorium. In dichterischer Form schildert er seine Ankunft in «Agra» folgendermassen:

Nun sass ich also endlich im Zug. Ich musste reisen. Ich war unterwegs nach einem mir unbekanntem Ort an der Grenze zwischen Italien und der Schweiz; mit einem gewissen Widerstreben hatte ich mich darauf gefasst gemacht, dort zwei Monate meines Lebens meinem angegriffenen rechten Lungenflügel zu opfern.

Nachdem ich die Schweizer Grenze glücklich passiert hatte, vergass ich schnell und gern, dass ich nicht gesund war. Ebenso stark wie früher ergriff mich die Romantik des Reisens, und ich genoss den ersten Anblick des Vierwaldstätter Sees mit einem berausenden Gefühl seelischer und körperlicher Hochspannung. Das italienische Menu im Speisewagen sagte mir ausserordentlich zu, und ein paar Gläser Asti hatten die beste Wirkung. (...)

Von Sanatorien hatte ich bereits gehört und fühlte eine gewisse Abneigung gegen sie und gegen die ständigen Hustenanfälle, von denen ihre Räume widerhallen mochten. Während der Wagen langsam durch schmutzige italienische Dörfer rollte, wo er bei jeder Strassenbiegung ein paar braungebrannte Kinder zu überfahren drohte, die trotz der Hitze im Staube der Strasse spielten, und an kühlen Parkanlagen und schweigenden weissen Villen vorbeikam, wobei der Luganer See immer wieder zwischen den Weinbergen hervorblitzte und dann wieder verschwand – bei dieser Fahrt vergass ich ganz den eigentlichen Zweck meiner Reise und pries meinen Einfall, diese gottbegnadete Gegend aufzusuchen.

Der Wagen war gerade an einem halb verfallenen Madonnenbild am Straßenrand vorbeigekommen, als der Kutscher mit einem gutturalen Laut zu verstehen gab, dass wir uns dem Ziel näherten. Ganz richtig: einige hundert Meter entfernt lugte der Giebel eines grossen weissen Gebäudes hervor, das merkwürdig still und friedlich in der mörderischen Mittagssonne glänzte.

War das ein Sanatorium?

Ich hatte mir eine solche Heilanstalt stets als sorgfältig eingehegtes, düsteres Haus am höchsten Punkt eines unzugänglichen Berggipfels vorgestellt und konnte nicht recht glau-

ben, dass es da unten an der italienischen Grenze wirklich ein weltberühmtes Sanatorium geben sollte. Je weiter der Wagen rollte, desto mehr wunderte ich mich. Das grosse weisse Gebäude wirkte nicht nur gar nicht abstossend, sondern war schön und einladend wie ein vornehmes Hotel. Das Haus lag an einem Abhang, breite Weinterrassen stiegen zu seinen Füßen herab, und dahinter stand dicht der Wald. Das ganze Haus schimmerte weiss in der Sonne mit Ausnahme der Balkone und Balustraden, die aus grauem Granit gemeisselt waren. Kein Laut war zu hören ausser dem Hufgeklapper auf der asphaltierten Strasse, kein Husten scholl mir entgegen, und keine bleichen Kranken schwankten, auf hilfsbereite Pfleger gestützt, daher. Kurz gesagt – das Ganze sah keineswegs wie eine Behausung für Todeskandidaten aus.

(...)

Mein Zimmer liess mich meine gute Laune wiederfinden – besser hatte ich auch in einem Hotel nie gewohnt. Vor dem Fenster war ein helles Rouleau niedergelassen, das ich gleich aufzog. Kaum konnte ich einen Ruf der Überraschung und des Entzückens unterdrücken. Tief unten zu meinen Füßen lag wunderbar blau der Luganer See mit seinen weissen Häusern an den Ufern der italienischen Seite und den bewaldeten Höhen, die sich in dem vollkommen ruhigen Wasser spiegelten. Hoch oben aber in der Ferne ragten glitzernd in der Sonne die Alpenberge mit ihren weissen Graten. Das alles lag in ungestörter Stille, ich konnte keinen Vogel, keinerlei Bewegung in den Baumkronen bemerken. Es war wie eine einzige, stillschweigende Erwartung voll Andacht und Besinnlichkeit. (Im Wartezimmer des Todes, S.9ff.)

Auch wenn ein leicht altertümlicher Hauch dem genau geführten Krankheitsjournal anhaftet, gelingt es Stolpe dank der Lebhaftigkeit und Intensität seiner Schreibweise in Verbindung mit einer wohltuenden Beimischung von leiser Selbstironie, den Leser für das Schicksal seiner Hauptfigur und die eingeflochtene Liebesgeschichte mit einer jungen Französin zu engagieren. Eine spezielle Ausstrahlung geht auch von einigen Landschaftsbeschreibungen aus, in denen sich die Tessiner Naturszenerie dem fiebernden Lungenpatienten in einem vibrierend-ekstatischen Licht präsentiert:

Kaum konnte ich mich auf den Beinen halten. Vor mir lag ein tiefes Tal mit beleuchteten Häusern, und in der Ferne sah man die Alpen, die in der letzten Abendsonne aufglänzten. Ich vernahm keine menschlichen Stimmen und hörte keinen Vogellaut, und doch schien es mir, als ob der ganze Raum um mich erzitterte; wohin ich mich auch wandte, fühlte ich das Leben, das warme, echte Leben an dem stillen Abend pulsieren. Über mir flackerten bleich die Sterne. Ohne zu überlegen, wohin mich meine Schritte führten, ging ich weiter. Ich war wie berauscht. Meine Schuhe sanken in dem weichen Boden ein, und bald stand ich bis zu den Knien in duftendem Gras. Ich hätte die Arme emporstrecken und vor Freude jubeln können, aber mein Herz wollte nicht mit, und ich fühlte meine Schwäche. Ohne dass ich es hindern konnte, traten mir Tränen in die Augen, und ich sank zu Boden. Ich legte mich auf den Rücken, das Gras kitzelte mich am Kopf und kühlte meine Schläfen und Wangen. Hoch über mir funkelten die Sterne. Langsam schief ich ein. (Im Wartezimmer des Todes, S.207)

In seinem umfangreichen Werk (bisher hat er über hundert Buchtitel publiziert) ist der Kulturhistoriker, Essayist, Romancier, Journalist und zudem stets streitlustige Polemiker Sven Stolpe mehrmals zu diesem für ihn nicht nur in physischer, son-

dem auch in geistiger Hinsicht so entscheidenden Lebensabschnitt zurückgekehrt. Im Sanatorium wurde er mit dem Katholizismus konfrontiert, vornehmlich in der Gestalt eines jungen katholischen Theologen, der ihm zum Vorbild wurde. Seither hat sich Stolpe als einer der wenigen christlichen Intellektuellen in Schweden für eine geistliche Lebenshaltung in seinem Heimatland eingesetzt, einem Land, das er in einem Erinnerungsbuch als «eine Demokratie ohne Gott» bezeichnet hat.¹⁸ Im Jahre 1947 konvertierte er selbst zum Katholizismus.

Zwei um Jahrzehnte später herausgegebene Memoirenbände, *I dödens skugga* (1962; 'Im Schatten des Todes') und *Idyll och orosmoln* (1974; 'Idyll und Gewitterwolken'), enthalten Teile von Stolpes Tagebüchern aus der Zeit auf «Agra», die er selbst aus reiferer Sicht als ein «naives Dokument» bezeichnet. In humoristischer Form erzählt er ausserdem in *Livets löjen* (1983; 'Possen des Lebens') eine Erinnerung an eine tollkühne Fahrt über den Grossen St. Bernhard.

Am beeindruckendsten in Stolpes Sanatoriumsroman wie auch in seinen Tagebüchern aus jener Zeit ist, nebst seinem Streben nach Würde und innerer Klarheit, der kämpferische Geist, mit dem der Jüngling seine unheilvolle Krankheit zu überwinden sucht. Eine eindeutig positive Einwirkung auf die fortschreitende Selbstprüfung des Romanhelden hat dabei seine landschaftliche sowie menschliche Umgebung. In einem Eintrag ins Tagebuch kurz nach dem Beginn seines Kuraufenthalts meint der Schwede geradezu, eine fast mystische Verbindung zwischen dem Drang nach innerer Klarheit eines Volkes und der hellen Transparenz der äusseren Landschaft feststellen zu können:

Heute ist es wunderbar, eine klare Durchsichtigkeit, die erstaunliche Perspektiven öffnet. Weit in der Ferne kann ich nun Berge sehen, die mir früher immer verborgen blieben. Das kleine weisse Schiff – vielleicht ist es aber nicht so klein? – das auf dem Luganersee fährt, sehe ich ebenso deutlich wie ein Spielzeugschiff in meiner Hand. Und dazu noch die Ortschaften! Ganz unten am Ende des Sees entdecke ich heute eine wunderbare Allee direkt neben dem Ufer; die Baumart kann ich leider nicht bestimmen, jetzt wie auch sonst. Diese Klarheit – gibt es sie auch in Frankreich? Es muss sie geben; es muss ein Zusammenhang bestehen zwischen der Sehnsucht nach Klarheit bei einem Volk und der durchsichtigen, kristallklaren Luft. (*Idyll och orosmoln*, S.214f.)

¹⁸ S. STOLPE, *Ich blicke zurück - ich blicke voraus*, Frankfurt a.M. 1965, S.43.

V. DREI REISESCHILDERUNGEN

1. Zürich aus der Sicht eines Gelehrten: Fredrik Böök

Die Tradition der Reiseschilderungen ist in unserem Jahrhundert durch drei reizvolle Schweizer Bücher weitergeführt worden. In dem Band *Resa till Schweiz* (1932; 'Reise in die Schweiz') hat der Literaturhistoriker Fredrik Böök seine Eindrücke zusammengefasst. Das letzte Werk des Exilautors Frank Heller, Pseudonym für Gunnar Serner, wurde 1948 unter dem Titel *Resa i Schweiz* ('Schweizerreise', 1949) in Stockholm gedruckt. Ein Jahr danach gab der Romancier und spätere Nobelpreisträger Eyvind Johnson ein Reisetagebuch heraus mit dem Titel *Dagbok från Schweiz 1947–1949* (1949; 'Notizen aus der Schweiz', 1976), das einen zweijährigen Aufenthalt in Graubünden und im Tessin behandelt.

Allen drei Büchern gemeinsam ist die grundsätzlich positive Einschätzung der Eidgenossenschaft, die indessen jede Art von Überschwenglichkeit ausschliesst. Durchgehend wird ein nüchtern-sachlicher Ton gewahrt, und die sonst so typischen, gefühlvollen Alpenglühenschilderungen fehlen gänzlich, auch wenn die Autoren durchaus nicht auf eingehende Naturbeschreibungen verzichtet haben. Bemerkenswert ist zugleich das grosse kulturhistorische und sozialpolitische Interesse sowie das Bestreben der Verfasser, vermittels detaillierter Daten zur Gesellschaftsstruktur, zur Geschichte, zu Sitten und Gebräuchen zu einem objektiven Gesamtbild der Schweiz vorzustossen.

Der Südschwede Fredrik Böök gehört zu den bedeutendsten Reiseschilderern und Essayisten der zwanziger und dreissiger Jahre in Schweden. Als prominenter Literaturwissenschaftler an der Universität Lund, als tonangebender Literaturkritiker in der grossen konservativen Tageszeitung «Svenska Dagbladet» und als Mitglied der Schwedischen Akademie war er zu seiner Zeit, wie Erik Hjalmar Linder hervorgehoben hat, «die führende literarische Autorität des gebildeten bürgerlichen Schweden, die durch eine bloss Handbewegung über Leben und Tod eines Buches auf dem Buchhändlerisch entscheiden konnte.»¹ Als Böök im April 1932 die Schweiz bereiste, blieb er ein paar Wochen in Zürich. Von hier aus machte er auch Ausflüge nach Rapperswil, auf die Ufenau und nach Glarus.

Aus Bööks Reisebericht spricht vor allem der Wissenschaftler und Professor. Er gibt historische Rückblicke, erläutert wirtschaftliche und politische Hintergründe und liefert sachkundige Erklärungen zur Sprache sowie zu schweizerischen Traditionen wie die Landsgemeinde in Glarus oder das Sechseläuten in Zürich mit der

¹ *Ny illustrerad svensk litteraturhistoria. Fem decennier av nittonhundratalet*, 5:1, 4.Aufl., Stockholm 1966, S.26.

Verbrennung des Böögg (in einer humorvollen Passage wird nebenbei erwähnt, welche Heiterkeit eine Verwandte von ihm stets in Zürich ausgelöst habe, als sie sich mit dem Namen «Frau Böök» vorstellte).

Voller Bewunderung für die Universität Zürich, an der «das Studium der deutschen Literatur reich und würdig vertreten ist» (S. 150), stellt er fest: «Die Schweiz ist ein Land der Schulen und des Erziehungswesens, ein Land der Studien und der Universitäten» (S.151). Dem Literaturprofessor vermittelt dies eingedenk der grossen Namen aus der Schweizer Literatur, wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Aber nicht nur auf akademischer Ebene – auch sonst ist Fredrik Böök wie kein anderer Schwede der grosse Sänger und Fürsprecher Zürichs. Als eingefleischter Flachlandbewohner kann er dagegen kein Verständnis aufbringen für «die öden Weiten und die Schneegefilde weiter oben» (S.137). Das, was ihn landschaftlich anzieht und seine Neugierde weckt, liegt – wie er schreibt – unterhalb der Baumgrenze:

Das Herrlichste und das Erquickendste an der schweizerischen Landschaft sind für mich die frischen, grünen Wiesen, der wehende Wind von den Bergen und der unerschöpfliche Reichtum an klarem, strömendem Wasser, in Flüssen und Bächen, Wasserfällen und Quellen – die ganze Schweiz singt und rauscht von lebendigem Wasser. (Resa till Schweiz, S.137)

In Zürich fühlt sich Böök sofort heimisch und ist voll Lob für die Stadt: «Zürich ist eine schöne Stadt zum Anschauen und eine angenehme Stadt zum Wohnen; es gibt nicht viele Orte, wo ich mich so schnell wie zu Hause gefühlt habe» (S.25). Ganz besonders gefällt es ihm, dass Zürich, obwohl bereits ein bedeutendes Industriezentrum, noch nicht den Charakter einer Grossstadt angenommen habe und gar keinen Slum aufweise. Weiter kommentiert er die Stadt:

Die verschiedenen Stadtteile sind ausserordentlich abwechslungsreich ihrem Charakter nach, die Lage und die Bauart wechseln ins Unendliche, aber sie haben alle eine gewisse Gemütlichkeit, und es ist fast unmöglich, eine Gegend zu finden, wo man sich nicht mit Vergnügen hätte niederlassen wollen. Die grossen Geschäftsviertel um den Paradeplatz und die elegante Bahnhofstrasse sind lebhaft, aber immerhin nicht so lärmend und laut, dass man sich davon wegsehen würde. Die engen und verwinkelten Strassen in der Altstadt sind tadellos sauber, das Malerische und Gemütliche kann ohne alle Nebengedanken an Hygiene genossen werden. Über die Villenquartiere auf beiden Seiten des Sees, über die mit Gärten bedeckten Hänge des Uetlibergs und des Zürichbergs muss man erst gar nicht reden: sie sind einfach paradisisch. Bei jedem zweiten Schritt bleibt man stehen und sagt: hier möchte ich wohnen. (Resa till Schweiz, S.26)

Und auch wenn es sonst um die Beschreibung Zürichs geht, kann sich der Literaturprofessor gelegentlich sogar zu poetischer Euphorie steigern:

Von meinem Fenster im Hotel Eden-au-Lac habe ich eine herrliche Aussicht über den Zürichsee. Die Obstgärten liegen weiss vom Schnee um die unzähligen Höfe und Villen am Ufer; man kann sich kaum eine gefälligere, eine mehr lächelnde Landschaft vorstellen.

len. Aber obwohl alles so besiedelt ist, so übersät mit Menschenwohnungen, so geformt von der Kultur, ist die freie, wilde Natur nicht fern. Man hat sie in Sichtweite. Die Buchenwälder am Hang des Uetlibergs stehen noch braungrau, und an der Albis-Gebirgskette erstrecken sich die schwarzgrünen Kiefernwälder; in den Schluchten liegt immer noch Schnee, und nach jeder Gewitternacht kann ich sehen, wie die weissen Felder und Flecken weiter zum See hinuntergekrochen sind, um sich dann unter dem Einfluss der Aprilsonne wieder zurückzuziehen. Gehe ich auf den Altan hinaus, habe ich den Blick frei zu den Schneegipfeln der Glarner Alpen im Südosten; sie liegen fünfzig bis sechzig Kilometer von hier entfernt, und falls sie mit allzu klaren Umrissen hervortreten, weiss ich, dass es Regen geben wird. Man kann eine unglaubliche Menge von verschiedenen Wetterarten während einer Woche in Zürich erleben. (Resa till Schweiz, S.7)

Trotz aller scheinbaren Objektivität ist Bööks Reisebuch von einer stark konservativen Einstellung geprägt. Er wertet die Schweiz – natürlich im positiven Sinne – als letzte Hochburg des bürgerlichen Kapitalismus, und dem Schweizer Volk spricht er die besten der bürgerlichen Eigenschaften zu wie Sparsamkeit, Nüchternheit und Bedachtsamkeit samt einer ausgeprägten Tüchtigkeit. Zu den typischen schweizerischen Tugenden zählt er ausserdem noch die Unabhängigkeit, die Arbeitslust, die Pflichttreue, die Familienliebe und einen gesunden, sachlichen Realismus. In diesem Sinne sieht er Zürich als eine Stadt, in der das Nützliche mit dem Angenehmen eine glückliche Verbindung eingegangen ist, was er auch als einen Triumph für das schweizerische Streben nach Gediegenheit, Anstand und Gemütlichkeit betrachtet. Und wenn er zum helvetischen Konservatismus Stellung nimmt, dringt seine ausserordentlich hohe Anerkennung der Schweiz in der rhetorischen Frage durch, «ob es überhaupt ein Land gibt, das altertümlicher und traditionsgebundener ist, das in einem so eminent hohen Grad historisch ausgerichtet und völlig abgeneigt ist, mit seiner Vergangenheit zu brechen, um Sprünge ins Ungewisse zu wagen?» (S.38).

In seiner Charakterisierung der «individualistischen, kleinbürgerlichen, demokratischen Schweiz» erweist sich jedoch der Kulturhistoriker bisweilen als aufmerksamer Beobachter von gewissen Eigenheiten der Schweizer Mentalität. So bemängelt er den «eigenartigen» Umstand des fehlenden Frauenstimmrechts als «einen der Punkte, wo der demokratische Volksstaat sein tief konservatives Wesen enthüllt» (S.128), und er bemerkt noch, etwas überrascht, dass es «kaum ein Land gibt, wo jeden Sonntag so viele scharfe Schüsse abgefeuert werden» wie in der friedlichen Schweiz (S.131). Ihm ist auch nicht entgangen, dass ein gewisses Mass an Formlosigkeit und Geringschätzung des Äusseren auch im akademischen Rahmen zum guten Ton gehört. Dies deutet er als einen im Grunde demokratischen Zug: «Falls es hier eine Art von Snobismus gibt, dann geht er in Richtung einfache Volkstümlichkeit. Sich vornehm zu geben ist absolut unschweizerisch» (S.143).

Diese demokratische Grundhaltung sieht Böök auch als Erklärung dafür, dass sich die schweizerdeutschen Mundarten so gut haben behaupten können. Wie bei diesem vielseitig interessierten Forscher zu erwarten ist, geht er auf Charakteristika der Schweizer Dialekte ein, wobei er allerdings hauptsächlich an Zürichdeutsch denkt:

Es ist eine rauhe und knorrige Sprache, Schwizerdütsch, mit einem Anstrich von Barschheit; sie eignet sich nicht für Komplimente und blumige Redewendungen, für Rhetorik oder bequeme Abstraktionen, und damit hängt eine Seite der schweizerischen Gemütsart zusammen, namentlich eine der sympathischsten: die Wahrheitsliebe, die Sachlichkeit, die Natürlichkeit und der Verzicht auf Humbug. (Resa till Schweiz, S.144)

Leise Kritik gegenüber der Eidgenossenschaft ist nur in einem Exposé über die Entwicklung des Landes zur grossen Touristenattraktion zu vernehmen, denn auch wenn Böök der Eidgenossenschaft mit ihrer Kombination von Komfort, guter Verpflegung, Ländlichkeit und seltener Naturschönheit die allerbesten Voraussetzungen als Reiseparadies zuerkennt, findet er doch, dass gerade die übertriebene Popularität den Schweizer Touristensensationen einen leicht banalen Beigeschmack verliehen haben. Dessenungeachtet, fasst er im nächsten Atemzug seinen Gesamteindruck von der Alpenrepublik zusammen, «kann schwerlich geleugnet werden, dass es in ganz Europa kein schöneres und interessanteres Land gibt und kein angenehmeres zum Leben» (S. 36).

2. Fast wie der Baedeker: Frank Heller

Frank Hellers Reisebuch entstand auf Initiative des Dänisch-Schweizers Thorvald Jensen sowie des bekannten schwedischen Designers Prinz Sigvard Bernadotte und ist somit mehr oder weniger als eine Auftragsarbeit zu betrachten, was denn auch die Darstellung über weite Teile prägt. *Resa i Schweiz* sollte die letzte Publikation des rastlos umherreisenden Exilautors werden. Sie erschien 1948, kurz nach seinem Tode, wurde umgehend ins Deutsche übersetzt und 1949 unter dem Titel 'Schweizerreise' herausgebracht.

Als Portalfigur der schwedischen Unterhaltungsliteratur in unserem Jahrhundert war Heller seinerzeit der meistgelesene Autor Schwedens, nicht zuletzt dank seiner Romane über den internationalen Abenteurer Collin. Seine umfangreiche literarische Produktion – meist Kriminal- und Abenteuerromane, aber daneben auch Lyrik, Essays, Erinnerungen, Reiseschilderungen, Novellen und Reportagen – umfasst 56 Werke. Hinzu kommen zahlreiche Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften; sein Biograph Dag Hedman verzeichnet in einer 1985 erschienenen Dissertation an die 150 solche Titel, erwähnt aber erstaunlicherweise die *Schweizerreise* überhaupt nicht, weder in seiner Untersuchung noch in dem Gesamtverzeichnis der Hellerschen Schriften.²

Der vielversprechende, aus Südschweden stammende Pfarrerssohn, dessen eigentlicher Name Gunnar Serner lautete, hatte bereits mit fünfzehn Jahren das Maturitätsexamen abgelegt und promovierte dreiundzwanzig Jahre jung mit einer Abhandlung über die Sprache in Swinburnes Lyrik und Epik. In der südschwedischen Universitätsstadt Lund wurde er bald in den damals so typischen Vergnügungsstrudel mit ständigen Schuldentransaktionen hineingezogen und musste 1912 nach einer Wechselfälschung das Land Hals über Kopf verlassen. In London legte er sich den Namen Frank Heller zu, ein Pseudonym, in dessen Schutz er seine ersten Bücher herausgab. Aber auch nachdem er seine Jugendsünden finanziell abgegolten hatte, behielt er das Pseudonym bei und lebte auch weiterhin hauptsächlich im Ausland: in London und Monte Carlo, in Frankreich, Dänemark und Italien.

Heller gilt in der schwedischen Literatur als gebildeter, bürgerlicher Reisender und Unterhalter, der die Abenteuererzählung, die Reiseschilderung und die gelehrte Konversation auf amüsante Art zu einer Einheit verschmolzen hat. Seine elegante und zugleich schlagfertige Prosa ist einmal folgendermassen charakterisiert worden: «Angelsächsisch kultiviert, gallisch klar und lundensisch spirituell, feinmaschig und unengagiert mit schwerelosem Esprit.»³ Von sich selbst soll er einmal behauptet haben, dass er zwar kein Künstler, jedoch sprachgewandt sei.⁴

² D. HEDMAN, *Eleganta eskapader. Frank Hellers författarskap till och med Kejsarens gamla kläder*, Uppsala 1985.

³ *Svenskt litteraturlexikon*, 2. erw. Aufl., Lund 1970, S.500.

⁴ E. LUNDBERG, *Kalla mig Mr Collin! Anteckningar om Gunnar Serner – äventyrare, författare, språkman*, Laholm 1981, S.38.

Dem Auftrag, ein Buch über die Schweiz zu schreiben, wollte sich Heller, wie aus seinem Vorwort hervorgeht, anfänglich entziehen, da er sich nicht als Kenner des Landes betrachtete und ausserdem eine gewisse Skepsis gegenüber dem Schweizer Volk hegte. «Je mehr ich aber die Schweiz kreuz und quer durchwandert habe und mit den Bewohnern des Landes vertraut wurde, desto rascher verschwanden diese Vorbehalte», und aus dem Vorhaben wurde, wie er schreibt, ein Hommage «für das tapfere und gleichzeitig friedliche, freisinnige und gesund konservative Volk in der Mitte Europas, für das Land, von dem die vier Flüsse ausströmen wie einst vom Lustgarten Eden» (Schweizerreise, S.9).

Eden, ja – denn Heller meint eben, in der Schweiz den eigentlichen Lustgarten Edens aus dem Ersten Buch Mose angetroffen zu haben:

Es ist nicht gelungen, das Paradies zu lokalisieren; es gibt aber ein Land in Europa, auf welches das Signalement passen könnte; auch die Schweiz schickt vier Flüsse in die Welt, jeden in seine Himmelsrichtung. Aus der Schweiz strömt der Rhein nach Norden, die Rhone nach Westen, der Tessin nach Süden, der Inn nach Osten. Dass diese beiden nur Nebenflüsse sind und nicht auch der Po und die Donau den Alpen entspringen, muss ein reines Versehen sein.

Kann aber ein Land, das mehr als zur Hälfte aus schnee- und eisbedeckten Bergen besteht, ein Paradies genannt werden? Wenigstens ist es nicht ein Eden, das von der Natur fix und fertig geliefert wurde. Keine Rede davon, dass seinen Bewohnern etwa gebratene Tauben in den Mund fliegen, auch fallen keine saftigen Früchte von den Bäumen. Jahrhunderte hindurch ist es so arm gewesen, dass es seine Nachbarn überhaupt nicht der Mühe wert fanden, es zu erobern. Und doch wird dieses von der Natur so stiefmütterlich behandelte Land heute der «Spielplatz Europas» genannt; seit langer Zeit ist es eines der reichsten Länder der Welt und andere Völker sehen in ihm die Heimat irdischen Glücks. Das hat es nicht dem Schicksal oder dem Zufall zu verdanken, sondern nur sich selbst. Die Schweizer haben es verstanden, Alles auszunutzen, was es innerhalb der Grenzen ihres Landes gibt: Berge, Schnee, Luft, Wasser. Das aber war nur möglich dank der Begabung seiner Söhne, ihres Fleisses und ihrer hohen Moral. (Schweizerreise, S.5f.)

Neben der Vielzahl von Volkstugenden, bei deren Aufzählung man wieder einmal meint, die Stimme der Romantiker zu hören, begeistert sich Heller für die kurzen Distanzen bei Reisen innerhalb der Eidgenossenschaft und vor allem, ebenso wie sechzehn Jahre zuvor Fredrik Böök und einst Jacob Jonas Björnstål, für den hohen Stand der Wissenschaft. Den besten Beweis dafür sieht er in der Tatsache, dass sich so viele ausländische Studenten an den Schweizer Hochschulen immatrikulieren lassen. Daneben veranlasst ihn am Anfang seiner *Schweizerreise* ein Besuch in der «königlichen Stadt» Basel zu anerkennenden Worten über die saubere Luft (!), übrigens ein Zustand, den er schon fast ein Jahrzehnt früher in seinem Erinnerungsband *På detta tidens smala näs* (1940; ‘Auf dieser schmalen Landenge der Zeit’) gewürdigt hatte: «Basel kam wie eine Befreiung, eine saubere, geputzte Stadt in einem sauberen, geputzten Land, eine Friedensinsel, über der die Wellen nicht zusammengeschlagen waren» (S.259).

Trotz seiner abenteuerlichen Lebensweise ein bieder-bürgerlicher Intellektueller, schätzt Heller ganz besonders die Präzisionsarbeit der Schweizer Industrie und

vor allem die Neigung der Helvetier, Althergebrachtes beizubehalten, was sich nicht zuletzt in der Architektur manifestiere:

Eine der Tatsachen, die der Schweiz zur Ehre gereichen und sie zu einer Sonderstellung in der modernen Welt berechtigen, ist, dass man das Alte so lange unversehrt stehen lässt. Moderner schematischer Städtebau hat nicht einfach Alles rücksichtslos niederreißen dürfen – um (angeblich) Luft und Licht zu schaffen. Man hat in den schweizerischen Städten für beides gesorgt ohne zu zerstören und niederzureißen. (Schweizerreise, S.18f.)

Interessante Exkurse liefert der Autor über die Entstehungsgeschichte und die Entwicklung einzelner Städte, wie Basel, Bern und Zürich. Genf beurteilt er als «eine der schönsten Städte der Welt», Lausanne präsentiert sich ihm als ein Ort der Unschuld und des Friedens, und Basel sei schliesslich «eine Messe wert». Am meisten Eindruck macht jedoch Zürich, eine Stadt, in der alle sozialen Probleme gelöst seien (!) und wo er sich, genau wie Böök, gern niederlassen würde. Dagegen charakterisiert er Bern als ein Stück «Pfefferkuchenland», passend als Motiv für eine Zeichnung von Moritz von Schwind oder als Kulisse für ein Grimmärchen. In einer Lobrede auf Zürich, bei der man beinahe meint, ein Echo aus Strindbergs Schweizer Tagen zu vernehmen, geht er auch auf den Kontrast zwischen Bern und Zürich ein:

Zürich ist fürs Erste eine entzückende, äusserst einnehmende Stadt.

Wenn man von dem grossartigen Bahnhofgebäude auf die Bahnhofstrasse heraustritt, muss man von dem Gefühl ergriffen werden: Das ist eine lebendige Stadt, kein Museum für altes Zeug. Die breiten Strassen, der strömende Verkehr, die prunkenden Schaufenster der Geschäfte, alles klingt in Dur und stimmt den Sinn munter. Kommt man aus Bern, so ist der Eindruck beinahe blendend. Bern ist eine der am schönsten gelegenen Städte der Schweiz – und das will nicht so wenig sagen – aber man kann nicht behaupten, dass es einen munteren Eindruck macht. Von Bern nach Zürich zu kommen ist das Gleiche, wie wenn man aus einer strengen, reformierten Kirche in eine moderne Ausstellungshalle mit Blumendekorationen und Flaggen käme. Bern sieht aus, als ob es die ganze Zeit über ein Konsistorialgutachten oder eine trockene diplomatische Note nachgrüble. Zürich sieht aus, als ob es dächte: das Geschäft ging ausgezeichnet, es ist schönes Wetter, fahren wir auf den See hinaus und halten wir Picknick! Geht man weiter zum Bellevueplatz, wird der Eindruck der Lebensfreude noch verstärkt. Der Zürichsee liegt genau so da, wie er auf den Plakaten abgebildet zu sein pflegt, eine schimmernde blaue Wasserfläche mit grünen Ufern, die sich gegen einen Hintergrund von weissen Bergen abtönen, weisse Möwen flattern und weisse Dampfer steuern hinaus über den See auf Vergnügungsfahrt! Hier, denkt man, müssen alle Menschen reich sein, oder wenigstens wohlhabend, hier sind die sozialen Probleme gelöst worden, hier möchte ich immer leben, oder wenn nicht immer, wenigstens so lange, wie es ein armer Ausländer mit spärlicher Valutazuteilung vermag! (Schweizerreise, S.145f.)

Heller stellt aber dem Leser nicht nur einzelne Städte und Kantone der Eidgenossenschaft vor, sondern er berichtet auch humoristisch und detailliert über wichtige historische Ereignisse, über die Tell-Tradition und den Bau des Gotthardtunnels oder aber über die Anfänge des Skitourismus und die Verbreitung der Hotellerie: «Die schweizerische Grosshotelindustrie ist ein ebenso gutkonstruiertes, gutgeöltes

und wirksames Instrument wie die deutsche Kriegsmaschine. Die Leistungsfähigkeit gilt aber nicht zuletzt dem Eintreiben von Geld» (Schweizerreise, S.78).

Grosse Naturbetrachtungen sind dagegen in Hellers sonst so vielseitiger Reportage nicht zu erwarten. Es bleibt meist beim nüchternen Referat, jedoch oft mit eingeschobenen literarischen Anspielungen, wie in seiner Wegbeschreibung nach Arosa:

Wir selber sind auf dem Weg hinauf in die Berge, nach Arosa. Die Strecke ist dreissig Kilometer lang und die Steigung elfhundert Meter, doch mit einigem guten Willen kann man sie gut in einem Tag bewältigen und braucht sich nicht eine Sekunde zu langweilen. Die schweizerische Landschaft ist genau so abwechselnd wie in der Schilderung Kellers, Rauheit und Milde im ewigen Wechsel; hätte Shakespeare Landschaften anstatt Schauspiele gedichtet, so hätte er unmöglich mehr Majestät, mehr Idyll, mehr Schrecken, mehr Lächeln, mehr wahrhaft Dramatisches schaffen können als die schweizerische Landschaft. (Schweizerreise, S.66)

Nur vereinzelt schimmert in den Landschaftsbeschreibungen des verwöhnten Globetrotters ein persönlich empfundenes Naturerlebnis kurz durch:

Will man sich einige genussreiche Stunden verschaffen, kann man nichts Besseres tun, als sich zu Fuss von Göschenen nach Flüelen begeben. Die ganze Entfernung ist nur vier schwedische Meilen und der Weg führt talabwärts. Die Landschaften, die diese Strecke darbietet, finden kaum anderswo ihr Gegenstück. Grüne duftende Täler, schäumende Flüsse und Bäche, weisse Wolken, blauer Himmel, eine ständig wechselnde Aussicht. (Schweizerreise, S.104)

Und wie ganz anders als in allen bisherigen, überschwenglichen Schilderungen öffnet sich nicht das ganze Alpenpanorama den Augen des Lesers in Hellers Fassung! In einer höchst informativen Übersicht mit genauen geologischen und geographischen Daten belehrt er den Leser sachkundig über die jeweiligen Schönheitswerte, über Form und Höhe der verschiedenen Berggipfel. «Gar keine schlechte Aussicht!» meint der Berichtstatter mit einem lakonischen Understatement zum Rundblick von einem Gletscherplateau zwischen Mönch und Jungfrau, verrät aber dennoch in der folgenden Beschreibung, dass auch er von der grossartigen Naturszenerie tief beeindruckt ist:

Beim Eigergletscher beginnt der Tunnel durch das Innere des Berges, der uns mit einer Steigung von gegen 25 Prozent zum Jungfrauoch hinaufführt, der höchstgelegenen Eisenbahnstation Europas. Das Jungfrauoch ist ein sattelförmiger Bergrücken, 3457 Meter über dem Meer, der als eine Art *entremetteur* den *Mönch* mit der *Jungfrau* verbindet.

Wenn der Reisende den Zug verlässt, hat er in seiner unmittelbaren Nähe den steil abfallenden Westhang des *Mönch* und den Gipfel der *Jungfrau* vor sich. Zwischen ihnen liegt ein gletscherähnliches Plateau, wo man in der Obhut eines Führers mit von Polarhunden gezogenen Schlitten ausfahren, einen Spaziergang machen oder Skiunterricht nehmen kann, sogar mitten im Sommer. Weit, weit in der Ferne schimmern die Walliserberge und das Rhonetal. Dazwischen bietet sich ein Panorama dar, das ein getreues Bild Europas während der Eiszeit gibt. Macht man kehrt, so kann der Blick von der Scheidegg nach Interlaken zum Thunersee, nach Bern schweifen und in weitester Ferne die Vogesen, den Jura und den Schwarzwald erfassen.

Gar keine schlechte Aussicht!

Da oben aber thront in Schnee und Eis *das Berghaus*. (...)

Um dieses Spielzeug für erwachsene Kinder herum breitet sich eine Landschaft aus, so majestätisch, dass es einem kalt über den Rücken herunterläuft. Von allen Seiten stürmen die Gipfel in Brigaden heran, bläuliche und blendend weisse. So stellt man sich den Angriff der Seraphen und Cheruben in der Entscheidungsschlacht der Engel vor, Welle auf Welle weissfunkelnder Scheinwesen, die ihre Lanzen gegen einen Himmelsraum voll von blendendem Sonnenlicht erheben. Die Alpen von unten zu sehen gibt freilich schon Schönheitseindrücke, sieht man sie aber von oben, so fühlt man sich in eine andere Welt versetzt; man fühlt es, dass man Nachbar des endlosen Weltenraumes ist und glaubt zu spüren, wie der Ätherwind, den die Wissenschaft verleugnet, einem um die Stirne streicht. Eine Reise im Flugzeug macht nicht den gleichen Eindruck. Ich wage das zu sagen, denn ich habe mich im Flugzeug in der gleichen Höhe wie die Jungfrau aufgehalten. Wenn man fliegt, sitzt man eingesperrt in einer Kabine und alles sieht gleich flach aus. Hier wägt man Niveau gegen Niveau ab, hier wird die Dramatik der Berge von überwältigender Wirkung.

(Schweizerreise, S.172ff.)

Im Vorwort hatte Frank Heller zwar eingeschränkt, dass sein Buch keinen Anspruch darauf erhebe, eine erschöpfende Schilderung von Land und Volk zu sein, und er hatte ausdrücklich betont, dass er noch weniger den Baedeker ersetzen möchte. Entgegen allen Proklamationen ist Hellers *Schweizerreise* jedoch, verglichen mit den übrigen schwedischen Reiseschilderungen, die einzige systematische Beschreibung der Eidgenossenschaft, und sie liest sich auch fast wie ein, wenn auch ungewöhnlich spiritueller, Reiseführer. Der Verfasser ist offensichtlich bestrebt, ein so vollständiges Bild des Landes wie nur möglich zu geben, und in diesem Sinne sind auch die meisten bedeutenden Orte und fast alle Kantone bei ihm verzeichnet. Dies gereicht seiner Darstellung gleichermassen zum Vor- und Nachteil: Auf der einen Seite findet man ausführliche und wohlbelegte Informationen über Geographie und Geschichte der Schweiz, touristische Empfehlungen guter Restaurants, vorteilhafter Reiserouten oder beliebter Sehenswürdigkeiten, auf der anderen Seite vermisst man die natürliche Frische des ersten Eindrucks, da alles bereits durch das geübte Auge des Kosmopoliten gesehen wird. Trotz der stilistischen Eleganz, der zahlreichen heiteren Anekdoten und der Fülle von interessanten und witzigen Kommentaren bleibt Hellers Bericht das unpersönlichste Zeugnis von allen Schweizer Büchern, erfüllt aber noch immer vorzüglich die Aufgabe eines leicht zugänglichen und wohldokumentierten Leitfadens für den Besucher.

3. Europabetrachtung aus neutraler Warte: Eyvind Johnson

In der Form fragmentarisch zusammengestellter Tagebuchnotizen aus den Jahren 1947–49 hat der Romancier Eyvind Johnson seine Eindrücke von der Schweiz festgehalten. Mit Frau und zwei kleinen Kindern verbrachte er zwei Sommerhalbjahre im kleinen Bündner Bergdorf Feldis, doch in den Wintermonaten zog man nach Brissago nahe der italienischen Grenze. Von diesen beiden Orten aus erkundete der Autor wiederholte Male fast die ganze Eidgenossenschaft.

Johnsons *Dagbok från Schweiz 1947–1949* erschien in Stockholm 1949, wurde aber erst siebenundzwanzig Jahre später dem Deutschschweizer Publikum unter dem Titel 'Notizen aus der Schweiz' (1976) zugänglich. Weite Teile seiner Schweizer Erinnerungen sind ausserdem im Reisebuch *Stunder, vågor. Berättelser från resor* (1965; 'Augenblicke, Wellen. Erzählungen von Reisen') enthalten. Während seines Aufenthalts publizierte Johnson einige Abschnitte seines Tagebuchs in der schweizerischen Monatsschrift «Du».⁵ Unter anderem beschreibt er hier recht humoristisch die erste Fahrt mit dem Postauto aus dem Domleschgatal hinauf nach Feldis kurz nach der Ankunft in der Schweiz. Einem Schweden, der bisher noch keinen Alpenpass überquert hatte, muss die Busreise auf der schmalen, steilen, kurvenreichen Strasse damals tatsächlich äusserst riskant vorgekommen sein; heute gelangt man wesentlich einfacher und schneller mit der Seilbahn ins Dorf:

Das Postauto fährt dreimal täglich in das Dorf, das 1500 m über Meer liegt. Wenn die Sonne scheint, wirkt die Fahrt nicht so halsbrecherisch. An einer Stelle fährt das Auto direkt in eine Bergwand hinein, die sich jedoch im letzten Augenblick öffnet. Man ist im Berg drin in einer Kurve, und eine neue Steigung beginnt, das heisst – die Steigung hört nicht auf. Mitten in einem Abhang hält der Wagen, und der unerfahrene Reisende denkt: Motorpanne. Schon stellt man sich vor, wie das wäre, rückwärts hinunterzufahren bis zum nächsten Dorf, sobald die Bremsen durch die Beanspruchung locker werden. Beim Hinausschauen – dem Abschiedsblick – entdeckt man, dass es eine Haltestelle ist.

Eineinhalb Stunden dauert die Fahrt, und man hat Zeit, an Lebensversicherungen und unvollendete Symphonien zu denken. Man hat auch Zeit, an Europas Schicksal zu denken, an das, was im Osten geschieht und daran, dass ein Fremder sich nicht mit Politik beschäftigen soll, wenn er Postauto fährt.

Hier in der Eidgenossenschaft hatten die Fremden getrost leben können – fern von der Polizei des Zaren, die ihnen zu Leibe rücken wollte. Nicht nur Bakunin und Krapotkin, sondern auch Lenin und Trotzki waren darunter. Viele Namen. Man suchte hier Blumen, eine blaue Blume – die Freiheit (Libertas europaeus oder mundialis).

Hier kann man sie allerdings finden – wenn man die Gesetzessammlung liest, scheint sie zwischen den Paragraphen hervor. Aber wenn man in diesem Sommer die Zeitungen liest, wird man vom Verdacht befallen, dass die Freiheit den Transport nach Osten nicht ertragen hat, dass die Blätter dieser Blume verkümmert und seit mindestens dreissig Jahren verwelkt sind. (Du, S.57)

⁵ *Du. Schweizerische Monatsschrift* 6 (1948), S.57-60.

Der aus der nordschwedischen Provinz Norrbotten stammende Johnson gilt heute als einer der bedeutendsten Prosaisten Schwedens – im Jahre 1974 durfte er zusammen mit seinem Generationskollegen Harry Martinson den Nobelpreis für Literatur in Empfang nehmen. In den dreissiger Jahren trat er als wichtiger Vertreter der sozialrealistischen Arbeiterliteratur hervor, wirkte aber auch auf dem Gebiet des Experimentalromans, namentlich des historischen Romans, wegweisend und erneuernd. Die zwanziger Jahre hatte er hauptsächlich in Berlin und Paris verbracht.

«Man muss immer über sich selbst schreiben! Dann erlangt man die Wahrheit», hatte Eyvind Johnson als Motto für seine eigene Dichtung gesetzt – ein Programm, das er in seinem Schweizer Tagebuch, in das er zahlreiche persönliche Erlebnisse aus dem «teuren Land voller Freundlichkeit» einfließen lässt, auch voll und ganz verwirklicht. Zugleich ist sein Blick jedoch auch auf das Zeitgeschehen in Europa und auf die Gesellschaftsstruktur seines Gastlandes gerichtet, während beispielsweise die Natur eine eher untergeordnete Rolle spielt. Man findet zwar hie und da präzise Landschaftsbeobachtungen, aber im Zentrum stehen die europäischen Nachkriegsereignisse, begleitet von sachkundigen Exkursen zur Schweizer Geschichte, von Reflexionen über den Nationalsozialismus, über die russische Revolution oder das Wesen der Demokratie. Dazwischen stehen literarische Betrachtungen, z.B. anlässlich seines Besuches des PEN-Kongresses in Zürich im Sommer 1947, als er Zuhörer eines Vortrags von Thomas Mann über Nietzsche wurde.

Angesichts Johnsons radikaler Gesinnung und seiner kritischen Einstellung zu den damaligen politischen Verhältnissen sowohl in West- als auch in Osteuropa mag es heute verwunderlich erscheinen, dass er gerade die konservative Schweiz als Wohnsitz während seines freiwilligen zweijährigen Exils wählte. Ein gewisses Befremden offenbart sich denn auch in einer schwedischen Tageszeitung nach einem Interview mit dem Autor über seine ersten Eindrücke von der neuen Wahlheimat: «E. J. gefällt es in der reaktionären Schweiz», heisst es dort in der Rubrik. Dazu nimmt Johnson in seinem Buch gleich selbst Stellung:

Es ist wahr: es gefällt uns. Nicht in der reaktionären, die wir noch nicht kennengelernt haben, sondern in der ländlichen, der volkhaften, der kulturellen und politisch wachen Schweiz, die uns begegnete. Wahrscheinlich gibt es in der Schweiz Reaktionäre genauso wie in Schweden oder in der höchsten Führung der Sowjetunion, aber ich hatte keine Berührung mit ihnen und deshalb auch nicht die Gelegenheit zu derartigem Vergnügen. Vielmehr begegneten meine kleine Familie und ich vielen Durchschnittsschweizern, Arbeitern, Bauern, Handwerkern, Ingenieuren, Beamten, Ärzten, Pfarrern, Künstlern und Intellektuellen, in den Städten, die wir besuchten, oder in dem Bergdorf, wo wir leben. Keinen von ihnen kann man reaktionär nennen. (Notizen aus der Schweiz, S.97)

Aus dem Vorwort zur deutschen Ausgabe, das der Autor wenige Monate vor seinem Tode im Jahre 1976 verfasste, geht mit aller Deutlichkeit hervor, dass bei der Wahl des Wohnorts auch der Zufall mitgespielt hatte, als sich die Familie zu einem mehrjährigen Auslandsaufenthalt entschloss. Eine nicht zu unterschätzende Rolle dürfte dennoch dem Umstand beigemessen werden, dass die Schweiz eine äusserst geeignete neutrale Warte darstellte, von der aus man sich einen guten Überblick über

die politische Entwicklung Europas in den ersten Nachkriegsjahren verschaffen konnte. Obwohl dieser Standpunkt im Tagebuch nicht explizit erwähnt wird, gibt eine Stelle in Johnsons fünfzehn Jahre später erschienenem Roman *Livsdagen lång* (1964; 'Der ganze Lebtage') Aufschluss und Rückhalt für diese Annahme:

Einen Sommer lang gegen Ende der 1940er Jahre, gut zwei Jahrzehnte nach dem Jugendbesuch in Bordeaux, wohnten der Erzähler und seine Gattin in einem Gebirgsdorf hoch über dem Boden des Tumulascats. Das Tal unter ihnen war für diesen Reisenden, damals in mittleren Jahren, eine Schale, aus der man Lebenserzählungen schöpfen konnte. Vom Kirchplatz des Alpendorfes aus, einem Absatz in der Bergwand mit dem Abgrund darunter, hatte man eine wirklich gute Aussicht, und dem Erzähler schien es, als ob er oft weit zurück in die Vergangenheit, in die europäische Gegenwart und nicht selten ein Stück in die Zukunft hineinblicken könnte. (*Livsdagen lång*, S.327)

Neben der zentralen Lage und der Neutralität trugen offenbar ein paar weitere Faktoren zur endgültigen Entscheidung für die Alpenrepublik bei: Die Ländlichkeit zog – wie es ehemals bei Strindberg und Heidenstam der Fall gewesen war – den ursprünglichen Provinzler an, und die Enge der Grenzen machte es möglich, sich in kurzer Zeit einen Gesamteindruck vom Gastland zu bilden.

In einem Zeitungsartikel an die dreissig Jahre später kommentiert Eyvind Johnson seine Niederlassung folgendermassen:

Und in der Schweiz, an der Grenze zu Italien, gab es Sennen und Sennhütten.

Man wurde mit allen Leuten bekannt, mit dem Kolonialwarenhändler, dem Metzger, dem Milchladenbesitzer, dem Schuhmacher. So gut, dass man sogar das Vertrauen erhielt, anschreiben zu lassen.

(...)

Ich durfte ein Europäer werden mit Kenntnis von den geistigen und sozialen Problemen der Menschen im Heimatland Europa. (*Dagens Nyheter*, 17.1.1975)

Es ist geradezu auffallend, wie rasch und vorbehaltlos sich der Schwede damals in der Schweiz eingelebt hat. Das ganze Tagebuch legt Zeugnis davon ab, wie schnell er sich heimisch fühlte, und im Vorwort zur deutschen Ausgabe greift er fast drei Jahrzehnte später dieses Thema nochmals auf:

Feldis, seine Bewohner und die Berge waren während zweier Sommer unser Paradies. (...)

Von Feldis und Brissago aus reisten wir durch die ganze Schweiz bis weit nach Italien und Frankreich hinein. Dabei haben wir die Schweiz, dieses vielgestaltige Land, kennengelernt, und wir fühlten uns da bei den Einheimischen, in der Natur und Kultur bald heimisch.

Und dieses Gefühl begleitet mich seither bei jedem Besuch. (Notizen aus der Schweiz, S.7)

Für Johnson scheint gerade dieses anheimelnde Gefühl das positive Grunderlebnis in den Bündner und Tessiner Jahren gewesen zu sein, das seine Einstellung zur Schweiz noch im hohen Alter geprägt hat, wie er es auch ausdrücklich in einem Brief 1970 betont. Die «Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien»

hatte ihn zu einem Gastvortrag nach Zürich eingeladen. Leider musste er absagen, aber in seiner Antwort fügte er hinzu:

Nach den Jahren, die ich und meine Familie in der Schweiz 1947-49 verbracht haben und nach den vielen Besuchen dort in den 50er und 60er Jahren habe ich kein Gefühl, in einem *fremden* Land zu sein, wenn ich dort bin.⁶

Vor allem identifiziert er sich mit der einfachen Ländlichkeit des Volkes, von dessen typischen Eigenschaften er Fleiss, Heiterkeit, Sangesfreude und Freundlichkeit zu verzeichnen weiss – in gerade dieser Konstellation allerdings hauptsächlich auf die Tessiner gemünzt. Sein Gesamtbild vom Schweizer Lebensstil sieht aber ganz ähnlich aus:

Man kann ein Dorf nehmen, einen Kanton und folgende recht erfreuliche Tatsache feststellen: Einfachheit in der Lebensweise, ohne dass das Pauperismus oder Sklaverei bedeutet. Die Freude an Festen, ohne dass man sich allzu blumige Reden anhören muss. Das Gefühl für den Wert des Individuums. Das unkriecherische Verhalten gegenüber der Obrigkeit. Die allgemeine Freundlichkeit im Umgang. Die Sorge für die Kinder. – Gewalttaten sind verhältnismässig selten und wecken keine besondere Hysterie. Etwas von der Art der Kriminalreportage in schwedischen Zeitungen ist hier äusserst ungewöhnlich.

Die Art zu leben ist unbeschwerter als bei uns. Man gewinnt seinem Dasein mit geringen Mitteln und einfachem Arrangement sehr viel ab. Nehmen wir den 1. August, den Nationalfeiertag. In unserem Dorf wurde den ganzen Tag gearbeitet. Erst abends um acht Uhr versammelten sich die Kinder und zogen mit Papierlaternen der Dorfstrasse entlang zu einem Feuer auf einer Terrasse hinab, wo der Pfarrer einige Worte sprach. Man sang ein paar Lieder, deutsche und romanische. In den Bergdörfern und hoch droben auf den Bergen ringsum wurden in der Dämmerung Feuer entzündet, man liess Raketen steigen und trank ein Glas Wein. Um zwölf Uhr war das Fest vorbei, alle waren zufrieden und man sparte sich für einen neuen Arbeitstag.

So lässt es sich gut leben. (Notizen aus der Schweiz, S.99f.)

Zu Johnsons Wohlbefinden tragen unverkennbar auch die vielen Gemeinsamkeiten bei, die er zwischen beiden Ländern feststellen kann. Immer wieder stösst er auf grosses Interesse für seine Heimat und gleichzeitig auf unerwartet gediegene Kenntnisse vom Norden und der nordischen Lebensweise. Der Durchschnittsschweizer sei meistens eine gut informierte Person und suche im Skandinavien nicht den Touristen, sondern den Gesinnungsgenossen. Die Schweizer Presse sei zudem immer klar, konzentriert und sachlich im Vergleich zur oft provinziell anmutenden schwedischen Journalistik. Johnsons Erklärung hierfür lautet: «Die Eidgenossenschaft liegt mitten in Europa. Der heimliche Wahlspruch scheint hier zu sein: wir sind gezwungen zu wissen» (Notizen aus der Schweiz, S.90).

Vor dem Hintergrund der europäischen Nachkriegsstimmungen empfand Eyvind Johnson damals die Freiheit und Demokratie der Schweiz als besonders wohltuend, etwas, das er wiederholt in seinen Tagebuchnotizen zur Sprache bringt:

⁶ Brief vom 26.11.1970. Der Originalbrief befindet sich im Archiv der «Schweizerischen Gesellschaft für Skandinavische Studien».

Das Gefühl grosser Freiheit, das einen erfüllt, beruht nicht nur auf der Höhe und der Aussicht nach allen Seiten, über Berge und Täler. Es gründet sicher auch auf dem Bewusstsein dieses Volkes, dass es ein Volk freier Individuen ist, die sich ihrer Würde bewusst sind und ohne Angst reden können. Keine Furcht vor der Polizei dringt aus den Tälern hier herauf. (Notizen aus der Schweiz, S.21)

Am meisten beeindruckt den Autor die Freiheit des Wortes, zugleich aber auch die ruhige, sachliche Politik der Schweizer, die seiner Meinung nach grösseren Wirklichkeitssinn besitzen als seine eigenen Landsleute:

Hier, in diesem kleinen Land, kann man noch immer sagen: Ich protestiere, ich diskutiere. Aber grosse Teile der Welt sind nahe der Grenze oder schon über sie hinaus, wo dies nicht mehr möglich ist. (Notizen aus der Schweiz, S.22)

Aus den vorangegangenen Zitaten wird klar, wie hoch der schwedische Besucher den ausgeprägten demokratischen Geist einschätzte, den er im Lande vorgefunden hatte und der ihn in einer Art Wahlverwandtschaft mit den Eidgenossen verband. Dieser Umstand und die Vorstellung von einer fast idealen Gesellschaftsstruktur müssen wohl am Ende der hauptsächliche Magnet gewesen sein, der den provinziellen Kosmopoliten dazu veranlasst hat, im kleinen Alpenland im Zentrum Europas für zwei volle Jahre zu bleiben:

Die demokratische Denkweise ist hier eine Selbstverständlichkeit. Die Demokratie ist eine Gewohnheit – man redet nicht viel von ihr, man lebt in ihr. Natürlich ist sie nicht so vollkommen, wie wir sie erträumen, aber im grossen und ganzen kann man sie vergleichen mit der nordischen und der des übrigen Westeuropa. Das heisst: sie ist ganz anders als die Volksdemokratie des Schlags, wie man sie gegenwärtig in Ungarn und Bulgarien und andern Ländern praktiziert, oder von der Art, deren sich die Reaktionäre in Spanien und Griechenland bedienen. Ein Nordländer kann sich in sehr hohem Masse in der Schweiz zu Hause fühlen, auch wenn er nicht seit vielen Jahren dort lebt. (Notizen aus der Schweiz, S.98)

Eyvind Johnsons grosse Würdigung der helvetischen Staatsform und seine Begeisterung für die schlichte, ländliche Lebensweise der Alpenlandbewohner rücken in nächste Nähe der Auffassungen Strindbergs und Heidenstams, wenn diese die Schweiz als ein verwirklichtes Paradies auf Erden schildern. Solche Gedankengänge sind bei Johnson durchaus kein Zufall. Bereits in seiner frühesten Jugend hatte der nordschwedische Arbeitersohn von einer gerechten Gesellschaft geträumt, und dieser Traum von Utopia begleitete ihn seit den Jahren in den jungsozialistischen Kreisen um die anarchistische Zeitung «Brand» bis ins hohe Alter. Fast vierzig Jahre lang beschäftigte ihn die Idee von einem gewaltlosen «guten Menschenreich» auf Erden, die in immer neuen Abwandlungen in seinem literarischen Werk Gestalt annahm. Den Ausgangspunkt für seine Vorstellungen von einem künftigen demokratischen Idealstaat für freie Menschen fand er bei Rousseau, Christus und Kraptkin, wie Thure Stenström in einer eingehenden Untersuchung über die Bedeu-

tung der Utopien bei Johnson dargelegt hat.⁷ Die wiederholten Hinweise auf Rousseau und Krapotkin in Johnsons Schweizer Tagebuch sind daher äusserst aufschlussreich, da sie nicht nur Auskunft über sein Verhältnis zur Eidgenossenschaft geben, sondern auch fundamentale romantische Gedankengänge des gesellschaftskritischen Zeitdichters Eyvind Johnson offenbaren. So ist es kaum verwunderlich, wenn in einem Abschnitt mit Krapotkin-Zitaten sichtbar wird, dass Johnsons Bewunderung für sein Gastland weit älteren Ursprungs ist und sogar bis in seine Jugendjahre zurückreicht, wo sie eng mit dem Traum von der Utopie verbunden war:

Die Uhrmacher im Jura sassen Jahrhunderte hindurch über Räder und Federn gebeugt. Generation auf Generation übernahm die Kunst, erwarb sie neu oder vererbte sie, setzte sie fort und trieb sie weiter und weiter ins Vollkommene, das eben noch unmöglich schien. Während der Zeit, die verging und für die sie das genaue Mass suchten, dachten sie Gedanken in Chronos' Schutz über das Leben der Menschheit auf dem astronomischen Staubkorn, das Erde heisst. Viele der Nachkommen der vertriebenen Hugenotten wurden Sozialisten und Anarchisten und bildeten droben im Jura freie Idealgemeinwesen. «Jeder nach seinem Vermögen, jeder nach seinem Bedürfnis.» «Nieder mit den Waffen!» «Alle haben dasselbe Recht auf Brot!» Nicht nur die Bergpredigt, sondern auch Proudhon, Bakunin und Krapotkin waren ihre Lehrer, und das Ziel war die Reform des Gemeinschaftslebens. Niemand strebte je nach einer tiefergehenden und unblutigeren Revolution.

Als man sehr jung war, träumte man davon, in die Schweiz zu gehen und Uhrmacher zu werden und in einer idealen Gemeinschaft zu leben. (Notizen aus der Schweiz, S.108)

Die durchaus positive Grundhaltung des Verfassers macht ihn trotzdem nicht blind für gewisse Mängel und Eigenheiten im Lande. So wundert beispielsweise auch diesen Beobachter das damals noch fehlende Stimmrecht der Frauen, das er allerdings aus einer Gesamtperspektive betrachtet: «Man unterdrückt die Frauen nicht mehr als bei uns, aber man unterlässt es, mit einer Tradition zu brechen» (Notizen aus der Schweiz, S.98). Ausserdem findet er die Schweizer Literatur weniger aufgeweckt als die schwedische. Die ständig anzutreffende Kritik am Massentourismus hält Johnson jedoch für etwas übertrieben, und seine Entgegnung darauf endet, diesmal etwas überraschend, wiederum mit einer ausdrücklichen Stellungnahme für den demokratischen Charakter des «gewöhnlichen» Volkes:

Man hat gesagt, die Schweiz sei das Spielparadies der ganzen Welt, und bebaut sei sie mit einem Luxushotel am anderen, die sich auf die Bergtäler und unter Umständen die Berggipfel verteilten. Es gibt sie, sie sind ein Erwerbszweig wie in andern Ländern, aber ich habe nie in einem gewohnt und kenne sie also nicht. Wir kennen aber Hotels und Pensionen, wo man gut und billig wohnt und isst und auf Menschen trifft, die weder in noch von Luxus leben.

Zwischen den Luxushotels, die für viele zufällige Besucher das Bild bestimmten, liegt die arbeitsame, freundliche, freiheitsliebende und besonders wenig reaktionäre Schweiz, in der es uns gut gefällt. Das ist kein wirklichkeitsfremdes Idyll zwischen hohen Bergen versteckt. Das Land liegt wie gesagt mitten in Europa und empfindet das so: als Verant-

⁷ T. STENSTRÖM, *Romantikern Eyvind Johnson*, Lund 1978, S.71-196.

wortung und Solidarität. Die Hilfe, die das kleine Land dem vom Krieg heimgesuchten Europa leistet, ist umfassend, und doch erfolgt sie ohne grosse Gesten. Der Boden der Eidgenossenschaft wurde unzählige Male von raubgierigen Nachbarn angefallen und verwüstet, verloren und wiedererobert. Das lebt in der Erinnerung fort. Aus Volksteilen mit verschiedenem Charakter und unterschiedlicher Sprache – romanischer und germanischer – entstand eine Einheit, die zusammenhält ohne das Bindemittel Furcht. Für den Schweizer bedeutet das Wort Demokratie wirklich das Mitbestimmungsrecht des ganzen Volkes. (Notizen aus der Schweiz, S.100f.)

Johnsons Reisebericht steht am Ende einer fast zweihundertjährigen schwedischen Tradition. Die echt empfundene Zuneigung zu Land und Volk begegnet auf nahezu jeder Seite des sympathischen Dokuments, das von einem anspruchslosen und aufrichtigen persönlichen Ton getragen wird. Deshalb glaubt man dem Verfasser auch, wenn er in einer Schlussbemerkung schreibt: «Wie sagt man doch: Ein Stück vom Herzen bleibt zurück, hier in diesen so verschiedenen Kantonen. Das ist schon wahr» (Notizen aus der Schweiz, S.151). Dank dieser Einfühlsamkeit trägt Johnsons Reisebuch vielleicht mehr als alle seine Vorgänger zum Verständnis für die Schweizer Mentalität bei.

Auch in seinem Spätwerk ist Eyvind Johnson mehrfach ins Alpenland, «in dieses südlich gelegene Norrland», zurückgekehrt. Einige seiner historischen Romane nach 1950 spielen in und um die Alpen, wie zum Beispiel der Nachkriegsroman *Lägg undan solen* (1951; 'Fort mit der Sonne', 1953), der eine anonyme Alpenszenerie zum Schauplatz hat. Auf einem Alpengipfel in einer fiktiven Gebirgslandschaft an der Grenze zwischen zwei feindlichen Republiken hat sich eine zusammengewürfelte Gruppe Menschen in einer Berghütte versammelt. Sie sind alle auf der Flucht vor politischen Umwälzungen, die sich in den Staaten auf beiden Seiten der Grenze zugetragen haben. In diesem Niemandsland werden die Flüchtlinge miteinander konfrontiert, ihre grösstenteils revolutionären Schicksale rekapituliert, und auf diese Weise wird ein Querschnitt europäischer Gegenwartsgeschichte aufgerollt. Pazifismus und Idealismus werden gegen rohe Gewalt, Verbrechen und Opportunismus gestellt, und wenn es am Ende darum geht, die politische Grenze zu überqueren, so ist diese auch im abstrakten Sinn als Grenze der Menschen und ihrer Möglichkeiten zu verstehen. Die Lawine, die zwei der Flüchtlinge unter sich begräbt, erhält ebenfalls symbolhafte Funktion als Ausdruck für die unkontrollierbaren Leidenschaften der Menschen.⁸ Dieses Bild von der Lawine mit der ihr innewohnenden, unaufhaltsamen Naturkraft wird übrigens wiederholte Male von Johnson verwendet, um das Wesen der Revolution zu veranschaulichen.

In drei breit angelegten historischen Romanen versetzt Johnson den Leser in weit zurückliegende Epochen, um vor diesem Hintergrund die Brutalität der Nachkriegszeit und den aktuellen Zeitgeist zu reflektieren. In seinem vielleicht beeindruckendsten epischen Werk *Hans nådes tid* (1960; 'Eine grosse Zeit', 1966), das sich gegen alle Arten von Diktatur richtet und in die Zeit Karls des Grossen verlegt ist, lässt er wiederum eine der Hauptfiguren in einer Lawine in den Alpen umkommen.

⁸ Vgl. G. ORTON, *Eyvind Johnson*, Stockholm 1974, S.115-120.

Die Bündner Landschaft bildet den äusseren Rahmen in zentralen Partien der historischen Phantasie *Livsdagen lång* (1964; 'Der ganze Lebtag'), die als eine Erzählung über das Erzählen und zugleich als eine Reise durch die Zeit charakterisiert werden kann. Der Roman unterscheidet sich stark von Johnsons übriger literarischer Produktion und ist als Verwandlungssage zweier Liebenden konzipiert, in der sich die beiden Hauptgestalten in immer neuen Reinkarnationen und unter verschiedenen Namen durch die Zeit fortbewegen. Die Rahmengeschichte nimmt ihren Anfang etwa um 800 in und um das Kloster Caciae im Tumilascatal bei Curia, d.h. im Domleschgatal bei Chur, worauf der Handlungsfaden durch mehrere Jahrhunderte weitergesponnen wird.⁹

Mit der Geschichtstradition um das alte Nonnenkloster Cazis (lat. Namensform 'Caciae') soll sich Eyvind Johnson nach eigener Aussage während seines Aufenthalts im Bündner Bergdorf Feldis intensiv beschäftigt haben, und er hat die historischen Fakten für seine fiktive Darstellung verarbeitet, aber auch umgewandelt. Vom Dorfe aus konnte er unten im Tal die Überreste des Klosters beobachten. Dass ihn dieser Anblick tief beeindruckt hat, geht aus einer reflektierenden Passage des Romans hervor, die vermuten lässt, dass die erste Inspiration zur Liebesgeschichte zwischen Immo und Astalda hier ihre Wurzeln hat. Rückblickend heisst es dort über den fiktiven Romanerzähler, der zugleich, zumindest teilweise, mit dem Alter ego Johnsons zu identifizieren ist:

Er beugte sich hinaus über das Tal, sah über den Rand der Schale. In ihr, dort unten, glitzerten die Dächer der Dörfer in der Sonne, während die Farben der Berghänge je nach den Bewegungen der Wolken und der Sonne weich oder grell schimmerten. Die Felder unten auf dem Talgrund und an den Hängen bis hinunter zum geraden, regulierten Flusslauf glichen von oben braunen, gelben und grünen Decken, die hier wahllos und dort nach einem durchdachten System ausgebreitet waren. Er betrachtete das kleine Viereck, das Caciae gewesen war. Er hörte das Geflüster, die Klagelaute, das Gekicher dort unten sowie die Rufe von längst aus der Zeit entschwundenen Reitern und das Hufgeklapper ihrer Pferde, als sie davonritten. Die Gestalten stiegen aus dem Boden herauf. Er sah sie zuerst aus grosser Ferne, dann näherte er sich und folgte ihnen, um zu erfahren, wer sie waren. (*Livsdagen lång*, S.327)

Eyvind Johnson trug seine Motive oft jahrelang mit sich herum, bis er sie in literarische Wirklichkeit umsetzte. So auch die Idee zu seinem letzten Prosawerk *Några steg mot tystnaden* (1973; 'Reise ins Schweigen', 1975), das noch ein letztes Mal alte Schweizer Impressionen aufleben lässt. Die Hauptgeschichte in diesem aus mehreren Zeit- und Erzählperspektiven bestehenden Roman handelt von zwei jungen Schweden auf der Hochzeitsreise im Jahre 1946, die in der Tessiner Stadt Pontoro in eine Art symbolische Gefangenschaft geraten; der Untertitel, «Ein Roman über Gefangene», gibt bereits einen Hinweis auf das Grundmotiv der Erzählung. Gleich-

⁹ Ausführliche Analysen zum Roman in S. BÄCKMAN, *Den tidlösa historien. En studie i tre romaner av Eyvind Johnson*, Stockholm 1975, S.58-182, sowie O. MEYER, *Eyvind Johnsons historiska romaner. Analyser av språksyn och världssyn i fem romaner*, Köpenhamn; Lund 1976, S.119-137.

zeitig geht es hier in der Spiegelung der Bilder aus der historischen Vorzeit um Grausamkeit und Zeitgefühl und schliesslich um die Begegnung der Lebenden der Gegenwart mit den Toten der Vergangenheit.

Der Name Pontoro ist auf keiner geographischen Landkarte zu finden; vielmehr ist die Stadt eine Verschmelzung von verschiedenen Tessiner Stadtimpressionen, wie der Autor einmal in einem Interview klargestellt hat – namentlich mit dem Hauptgewicht auf Brissago. Das Interieur des Stadthotels in Pontoro mit seinen endlosen Reihen von alten Porträts in jedem Korridor, «einem Riesenherbarium von flachgepressten Menschen», lässt sich dagegen auf ein ganz konkretes Vorbild zurückführen: auf das bereits 1682 erbaute, heute noch existierende «Albergo Albrici» im Bündner Städtchen Poschiavo¹⁰, wo der reich ausgestattete «Sibyllensaal» und die vielen Wandgemälde in den Hotelkorridors noch immer zu besichtigen sind und einen suggestiven Eindruck vom hauptsächlichen Schauplatz des Romans vermitteln können. Das für die Romanhandlung so bedeutsame Knochenhaus mit seinen unzähligen Totenschädeln ist ebenfalls in Poschiavo zu finden.

Die vielfachen Reminiszenzen aus den Schweizer Jahren haben dem 1976 verstorbenen Romancier Johnson bedeutsamen Stoff für seine späten historischen Romane geliefert. Auf seiner Suche nach einer gewaltlosen utopischen Gesellschaft setzte sich dieser «Reisende durch die Zeit», wie er einmal genannt worden ist, unentwegt mit der Problematik der Gewalt, mit dem Zeiterlebnis und dem menschlichen Gedächtnis auseinander. Seine zahlreichen realen Reisen durch Europa machten den nordschwedischen Provinziellen zum Europäer, und sein umfangreiches Romanwerk hat in der zeitgenössischen schwedischen Literatur eine nachhaltige Wirkung hinterlassen.

¹⁰ Nach freundlicher Auskunft von Frau Cilla Johnson.

VI. ZWEI KRITISCHE STIMMEN

1. Die Heimstätte der Urbürgerlichkeit: Arvid Brenners Zürcher Roman

In auffallendem Gegensatz zu Eyvind Johnsons Lobeshymne auf die freiheitsliebende, kaum reaktionäre, kulturell und politisch wache Schweiz steht ihre Charakteristik in einem anderen Prosawerk aus dem gleichen Zeitraum, in Arvid Brenners Nachkriegsroman *Stranden mitt emot* (1953; 'Das andere Ufer')¹, der nur vier Jahre nach Johnsons Tagebuch in Stockholm herauskam.

Brenners Roman spiegelt glaubwürdig die ideologische und gefühlsmässige Verwirrung in Europa Ende der vierziger Jahre. Seine Erzählung spielt teils in Zürich, teils in einem kleinen idyllischen Dorf auf der Schweizer Seite des Bodensees, im Buch Lennenbach genannt. Durch die Wahl des Schauplatzes war es dem Autor gelungen, einen direkten und höchst effektvollen Kontrast zwischen dem vom Krieg unversehrten Land und den verwüsteten Teilen Europas zu erzeugen und vorzuführen. Es war nämlich sein Anliegen, die Ahnungslosigkeit und den teilnahmslosen Egoismus einer Nation zu entlarven, die dank ihrer Neutralität vom Krieg verschont geblieben war – die Parallele zu Schweden liegt hier auf der Hand. Ausserdem hat ihm dabei die in seinen Augen altertümliche soziale Struktur der Schweiz die geeignete Zielscheibe für eine Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft geboten, der er im Buch einen engagierten Sozialismus als ideale Lebensform entgegenstellt.

Beim Erscheinen des Romans meinten mehrere Rezensenten, dass Brenner im Grunde habe Schweden beschreiben wollen. Dagegen wandte sich jedoch der Verfasser in einem Radiointerview, in welchem er betonte, dass gerade das Schweizer Milieu die Voraussetzung für seine Erzählung gewesen sei: «Es ist überhaupt nicht so, dass ich einfach die Schweiz als Camouflage für Schweden gewählt habe. Ich wollte gerade die Schweiz schildern, dieses gemütliche, urkonservative Idyll im Herzen des kaputten Europa, vielleicht die letzte Heimstätte der Bürgerlichkeit auf Erden.»²

¹ B. AHLMO-NILSSON behauptet zwar in ihrer Dissertation *Arvid Brenners romaner. Samtidsanalys och persontekning*, Göteborg 1972, S.4, Brenner habe seinen ersten Roman *Kompromiss* (1934) selbst ins Deutsche übertragen und *Stranden mitt emot* übersetzen lassen. In der deutschen Nationalbibliographie ist aber weder das Pseudonym Arvid Brenner noch der bürgerliche Name des Autors, Helge Heerberger, verzeichnet.

² Radiointerview vom 15.1.1955. Hier zitiert nach B. AHLMO-NILSSON, *Arvid Brenners romaner*, S.143. Vgl. auch S.196.

Das Buch ist voll treffsicherer Beobachtungen spezifisch schweizerischer Merkmale und Lebensgewohnheiten, und es ist vor allem das Zürcher Bürgertum, das Brenner initiiert und mit überraschender Mentalitätskenntnis gewissermassen «von innen» schildert. Dabei wird dem Leser klar, dass er aus einem reichen persönlichen Erfahrungsschatz schöpft und das Land, anders als seine schwedischen Vorläufer oder Zeitgenossen, eher mit den Augen eines Mitteleuropäers betrachtet. Ein kurzer Abriss seiner Biographie liefert die Erklärung hierfür:

Der aus einer deutsch-schwedischen Ehe stammende Autor wurde 1907 als Helge Heerberger geboren. Sein deutsch-jüdischer Vater war Ingenieur, die schwedische Mutter Dichterin und Schwägerin der bekannten Kinderbuchautorin Elsa Beskow. Kindheit und Jugend wurden teils im eleganten Stockholmer Vorort Djurs-holm, teils in Berlin verbracht. Danach lebte der Deutsch-Schwede sechs Jahre in Berlin, wo er früh vom Nationalsozialismus Abstand nahm und in schwedischen Zeitschriften vor Hitler warnte. Aus politischen Gründen entschloss er sich, im März 1933 nach Schweden zu «emigrieren», wo er sich aus Rücksicht gegenüber den in Deutschland lebenden Verwandten das Pseudonym Arvid Brenner zulegte. Die Erlebnisse im nationalsozialistischen Deutschland, die Erfahrungen, zumindest gefühlsmässig, als Emigrant und die innere Spannung aus seiner doppelten nationalen Zugehörigkeit sind von tiefgreifender Bedeutung für Brenners dichterisches Werk. Selbst bezeichnete er sich als «der Geburt nach Halbschwede, der Seele nach Dreiviertelschwede».³

Die Schweiz kannte Brenner durch wiederholte Besuche, und er hatte sich bereits seit seiner frühesten Jugend während längerer Perioden im Lande aufgehalten. Bereits in einem seiner ersten Romane, *Ny vardag* (1936; 'Neuer Alltag'), tritt die Eidgenossenschaft als positives Gegenbild zu Deutschland auf.⁴ Seiner Biographin gegenüber bestätigte er Jahrzehnte später in einem Brief seine enge Beziehung zur Alpenrepublik: «Die Auslandsreisen meiner Jugend waren anspruchslos. Oft in die Schweiz, wo ich starke Verankerungen hatte.»⁵ Einen ausschlaggebenden Impuls zu seinem Schweizer Roman erhielt Brenner im Sommer 1946, als er bei seinem ersten Auslandsaufenthalt nach dem Krieg die Schweiz nach vierzehn Jahren wieder sah. Er weilte in Zürich und in einem kleinen Dorf am Bodensee, die Hauptorte der Romanhandlung. Von diesem Dorf aus konnte man hinüber zum gegenüberliegenden Ufer blicken: hinüber zur zerstörten Welt.

Für Brenner bedeutete dieser Besuch eine intensive Begegnung mit der Vergangenheit und die beinahe absurde Entdeckung, dass die Eidgenossenschaft genau die gleiche geblieben war, während er selbst und das übrige Europa sich total verändert hatten. Die sorgfältig erhaltenen alten Dörfer und die überkommene Architektur

³ Aussage in *Bokvännen* 8 (1951). Hier zitiert nach B. AHLMO-NILSSON, *Arvid Brenners romaner*, S.4.

⁴ A. BRENNER, *Ny vardag*, Stockholm 1936, S.116f.

⁵ Brief vom 27.7.1967. B. AHLMO-NILSSON, *Arvid Brenners romaner*, S.231, Anm. 108.

gaben ihm zusammen mit der altmodischen, gemütlichen Kleinbürgerlichkeit das nostalgische Gefühl, ins Vorkriegseuropa zurückversetzt worden zu sein.

In den beiden darauffolgenden Jahren reiste Brenner noch zweimal mit dem Zug durch das zerbombte Deutschland, Reisen, die ihn zutiefst erschütterten und die ebenfalls eine entscheidende Rolle für die Entstehung des Romans gespielt haben dürften. Sie liessen ihn noch stärker den Kontrast zwischen seiner alten deutschen Heimat und der «Arche Noah» empfinden – so rubriziert er nämlich die Schweiz in einem von zwei Reiseartikeln, die er nach seiner ersten Nachkriegsreise in den Wochenzeitschriften «Vi» und «Idun» drucken liess.⁶ Die gleiche Benennung kehrt sieben Jahre später in einer Passage des Romans *Das andere Ufer* wieder, wo der Verfasser einen alten Sonderling seine Kritik am stillgestandenen Idyll aussprechen lässt:

«Ihr schönes Land, Frau Weller», sagte Herr Fried mit seiner zugleich dozierenden und traurigen Stimme, «ist ein Reservat, eine Art Arche Noah, wo das Dasein scheinbar gleich geblieben ist.» (Stranden mitt emot, S.84)

Seine Gesprächspartnerin Maria, eine zwar sensible aber in bürgerlichen Konventionen steckende reiche Zürcher Erbin, entgegnet: «Es ist ja immerhin wieder Friede geworden. Und hier in unserem kleinen Alpenland herrschen die bösen Mächte nicht», worauf der vom Verfolgungswahn geplagte alte Mann verzweifelt antwortet:

«Es gibt kein ‘nicht hier’ mehr. Ihre Geborgenheit – sie ist nicht nur von aussen bedroht, sie wird langsam Tag für Tag ausgehöhlt. Sie behalten Ihre alten Häuser und Ihre alten Sitten bei – das ist sehr löblich, aber das alles hält die innere Auflösung nicht auf. (...) Was tun Sie für die Seele in diesem Land? Ja womit befassen Sie sich eigentlich? Sie sind tüchtig, fleissig und ordentlich, Sie machen schöne Uhren und bauen feine Hotels, Sie amüsieren sich bescheiden, sammeln Besitztümer zu Hause und Gold in den Bankgewölben, verschliessen die Augen vor dem Wahnsinn der Welt, lassen die Seele zuwachsen...» (Stranden mitt emot, S.85)

Das andere Ufer ist Arvid Brennens letzter Roman und dürfte auch als sein bedeutendstes Werk eingestuft werden, was auch aus Birgitta Ahlmo-Nilssons Dissertation über den Autor aus dem Jahre 1972 deutlich hervorgeht. Kurz nach seiner endgültigen Niederlassung in Schweden hatte Brenner 1934 mit einem Roman debütiert. In den beiden folgenden Jahrzehnten gab er zehn weitere Prosabücher heraus, wovon mehrere in Neuausgaben erschienen. Heute gehört aber der Wahrheitssucher und sensible Menschenkenner zu den am meisten vergessenen Autoren Schwedens – gewiss zu Unrecht. Ein kleiner Versuch, Brenner zu der ihm gebührenden Position innerhalb der schwedischen Literatur wieder zu verhelfen, wurde 1992 von der Literaturstiftung «Litteraturfrämjandet» mit einer Neuausgabe seines ersten Romans unternommen.

Mit seinem Zürcher Roman wollte Brenner eine zeitkritische Analyse vornehmen, «einen Versuch zum Ausblick über die Verwirrung im Nachkriegseuropa,

⁶ Vi 39 (1946) und Idun 49 (1946).

erlebt durch einen deutschen Flüchtling und mit der Schweiz als Aussichtspunkt».⁷ Nicht weniger wichtig ist jedoch die psychologisch eindringliche Charaktergestaltung, die der stille «Seelenanalytiker» hier zu voller Meisterschaft entwickelt hat. Ganz leicht scheint es aber dem Verfasser nicht gefallen zu sein, seine eindrucksvollen Erlebnisse von der Schweiz 1946 als einer Art Gegenpol zum zerstörten Deutschland – das Embryo des Romans – dichterisch zu gestalten, denn es sollten volle sieben Jahre vergehen, bis das Buch im Druck vorlag. Über das Ergebnis war aber Brenner später selbst beeindruckt, und er fand, dass dieser Roman eine Sonderstellung in seiner Produktion einnehme: «Er ist meiner Ansicht nach das Beste, was ich geschrieben habe, so gut, dass ich, wenn ich darin blättere, nicht ganz begreife, dass ich ihn selbst gemacht habe.»⁸

Im Zentrum der Handlung stehen auf der einen Seite eine junge deutsche Idealistin, Else, und auf der anderen ein in der Schweiz eingewandertes deutsches Ehepaar, Rolf Weller. Rolf ist ein Mann in mittleren Jahren mit sozialistischen Neigungen, der sich nach der Machtübernahme mehr oder weniger aus Feigheit in die Schweiz abgesetzt hat. Er ist einer von den typischen, halberzigen «traurigen Antihelden» bei Brenner, ein passiver «Wintermensch», der seine Existenzangst hinter einer gleichgültigen Maske verbirgt und das Leben nur aus der Distanz des Zuschauers verfolgt.

Die Handlung setzt ein, als die zwanzigjährige Else «ein paar Jahre nach dem Weltkrieg der Nazis» in Hamburg in den Ausländerexpress nach Zürich einsteigt, um ihre Grossmutter in der Schweiz zu besuchen. Sie ist seit langem elternlos: der Schweizer Vater war der Erbe einer steinreichen Zürcherin, die deutsche Mutter, Yvonne, Schauspielerin und überzeugte Kommunistin. Yvonne hat während Elses Kindheit mehrere Jahre mit Rolf Weller zusammengelebt und ihm gegenüber des öfteren ihre Verachtung der bürgerlichen Schweiz zum Ausdruck gebracht:

«Dieses blöde Hotelbesitzerland! Das Käseland! Die Heimstätte der Urbürgerlichkeit auf Erden!» (Stranden mitt emot, s.144)

Auch wenn sich der Autor jeder Stellungnahme im Roman enthält, wird an solchen und ähnlichen Aussagen seine versteckte Kritik am helvetischen Konservatismus deutlich. So auch in einem Abschnitt, wo Zürich aus Elses Perspektive kurz nach ihrer Ankunft in der Stadt betrachtet wird:

Alles schien ihr fremd, und zugleich etwas stickig. Manchmal als ob sie Statistin in einem historischen Theaterstück sei – als ob sie sich vor Kulissen bewege, die aus einem alten Bilderbuch kopiert worden wären. Das Frische um sie herum erhielt einen gemalten Glanz, etwa wie die pausbackigen Mädchen an den Fensterscheiben im Treppenhaus. Nirgendwo eine Wirklichkeit, in die sie hineinschlüpfen konnte... (Stranden mitt emot, S.20)

⁷ Radiointerview vom 15.1.1955. Zitiert nach B. AHLMO-NILSSON, *Arvid Brenners romaner*, S.139.

⁸ Brief vom 6.1.1969. Zitiert nach B. AHLMO-NILSSON, *Arvid Brenners romaner*, S.139.

Demgegenüber stehen Textstellen, die Brenners nostalgische Schwärmerei vom Idyll und von der Naturschönheit der Schweiz sichtbar werden lassen, wie etwa die Beschreibung der grandiosen Aussicht auf dem Zürichberg am Anfang der Erzählung. Hier dürften sicherlich Brenners eigene Impressionen von Zürich im Sommer 1946 mitspielen, wenn er Else von der prachtvollen Patriziervilla ihrer Grossmutter aus nach schweren Kriegserlebnissen den Blick auf die unzerstörte Stadt geniessen lässt:

Die Alte wohnte im dritten Stock. Vom Balkon aus sah man die ganze Welt. Oder zumindest die Stadt in ihrer ganzen Weite, die unbeschädigte, frische Stadt, durchzogen von der hellgrünen Ader der Limmat, umgeben von Waldeshöhen. Und den See, länglich, sich langsam windend und übersät mit kleinen Ruderbooten und weissen Segeln, und mit Ufern von Dörfern gesäumt. Gegen Süden türmten sich dunstige, ins Blaue wechselnde Gebirgsrücken, und bei klarer Sicht konnte man auch undeutlich die richtigen Alpen schimmern sehen – wie eine Luftspiegelung von Schnee und blauem Metall mitten in einem sonnen-durchfluteten Raum.

Das Mädchen hätte unendlich lange auf dem Balkon stehenbleiben können. Nur über dem Geländer hängen und schauen. Wie ein Berg der Versuchung, fand sie manchmal – denn als sie alles von hier oben sah, wollte sie auch daran teilhaben. (Stranden mitt emot, S.19)

Nach kurzer Zeit wird Else mit den drei wohlhabenden Kusinen ihres Vaters konfrontiert, den Schwestern und Schuhfabrikantentöchtern Pauline, Anna und Maria. Rolf ist mit Maria verheiratet, einer an und für sich gutherzigen, jedoch beschränkt-naiven und auf Besitztümer und Äusserlichkeiten bedachten Frau. Behutsam dringt der Verfasser hinter die glatte Fassade der kinderlosen, zerbröckelnden Ehe und legt Rolfs ständige Schuldgefühle wegen dessen unaufhörlicher Wirklichkeitsflucht bloss, Schuldgefühle, die manchmal in Irritation gegen seine Ehefrau umschlagen: «Alles, was du willst, nur nicht diese verflixte Schweizer Unbescholtenheit» (Stranden mitt emot, S.113).

Im Hinblick auf Elses beträchtliches künftiges Erbe versuchen die drei materialistisch denkenden Schwestern ihre junge Verwandte mit Georg, dem ältesten Sohn der frömmlichen Pauline, zu verkuppeln, ein Vorhaben, das zunächst zu gelingen scheint, dann jedoch mit einem Eklat endet, als Else erfährt, dass Georg ein Verhältnis mit dem Dienstmädchen Erna gehabt hat und sie im Stich gelassen hat. Es kommt zu verschiedenen Verwicklungen und schliesslich zu einer offenen Aussprache zwischen Else und Rolf. Hin- und hergerissen zwischen ihrer kommunistischen Überzeugung und ihrer Sehnsucht nach ein wenig Lebensglück bittet ihn Else in ihrer Gewissensnot um Rat:

«Du hast schon so viel Schweres erlebt», sagte er. «Du hast wirklich das Recht auf ein bisschen Glück.»

«Ich kann nicht glücklich werden. Aber vielleicht werde ich vergessen. Falls es sowieso nie eine Zukunftswelt geben wird. Du glaubst anscheinend nicht, dass es sie geben wird?»

«Nicht auf die gleiche Art, wie es deine Mutter glaubte. Keine Art von Paradies. Aber eine etwas erträglichere Welt als jetzt...»

«Ungefähr wie dieses Land hier? Ja, manches ist ja gut. Aber so bürgerlich! Das Hotelbesitzerland, sagte Mama öfters früher.»

Er dachte eine Weile nach, dann sagte er:

«Lasst uns lieber das Uhrmacherland sagen. Die Uhrmacherei, das ist das feinste aller Handwerke. Und nirgendwo auf der Welt werden so feine Uhrwerke wie hier gemacht. Uhrmacher sind besonnen. Sie haben es immer mit der Zeit zu tun, und trotzdem hetzen sie nie. Sie gehen geduldig und behutsam mit der Zeit um – wie die Menschen früher...» (Stranden mitt emot, S.249)

Rolf Weller ist in weit höherem Grade als die anderen Gestalten des Romans das Sprachrohr des Autors, und er kommt, wie Brenner selbst bestätigt hat, einem Selbstporträt nahe. Rolfs Lebensanschauung ist zwar von hohen Idealen geprägt, aber in Wirklichkeit ist er ein passiver, unschlüssiger Mensch mit «einem Fleck von Gefühllosigkeit in den Augen», und genau wie der Dichter selbst hat er die Emigration dem Kampf vorgezogen. Nach einer letzten und endgültigen Auseinandersetzung mit seiner Frau sitzt er im Schlusskapitel am Seeufer, im Begriff, zur anderen Seite aufzubrechen.

Die Ufersymbolik, die bereits im Titel angetönt wird, spielt in der Erzählung eine wichtige Rolle, und sie weist zugleich in diesem letzten Roman Brenners auf eine gewisse Abwendung von der realistischen Tradition bis hin zu einer metaphysischen Wirklichkeit. Der dunkle Strand auf der gegenüberliegenden Seite übt auf Rolf Weller eine suggestive Anziehungskraft aus und lockt ihn als eine Möglichkeit zur Flucht und zur Selbstbefreiung. Gleichzeitig erinnert ihn das andere Ufer an seinen eigenen Verrat gegenüber dem Vaterland, und es dient ausserdem den anderen Romangestalten als Mahnung einer zerstörten Welt. Aber auch Rolfs Sehnsucht nach dem weiten, klaren Himmel und der kühlen Bergeinsamkeit erhält bei Brenner eine sinnbildliche Funktion, während das Gebirge für seine Frau Maria nur eine touristische Sehenswürdigkeit darstellt:

Maria hatte etwas Mühe, die hohe Luft zu ertragen, und die Berge waren für sie eher eine Touristenattraktion; sie zeigte auf sie und benannte deren mächtige Scheitel mit einer Miene von selbstgefälligem Besitzerstolz... (Stranden mitt emot, S.103)

Für Rolf dagegen bedeuten die Berge einen Zufluchtsort und zugleich – man denke hier an die Parallele zu Oscar Levertin und Edith Södergran – Inspiration und Ekstase. Bereits an anderer Stelle, in einer Reisereportage aus dem Jahre 1946, hatte Brenner sein Verhältnis zur Bergwelt als ein Gefühl der Geborgenheit beschrieben. Rolfs Reflexionen über das Bergsteigen im Roman vermitteln sodann einen begeisterten und zudem noch humoristischen Eindruck von den Alpen:

Aber sicher wäre es besser gewesen mit den Bergen.

(...) Denn in den Bergen gab es nur den Himmel und kein gegenüberliegendes Ufer. Der Gesundheit mehr förderlich ausserdem: man wird so fit vom Bergklettern.

Er sass da und sehnte sich für eine Weile dorthin.

Sehnte sich danach zu erblicken, wie sich das erste blauweisse Massiv aus der Waldumarmung löst und näherkommt, nahe – bis man den Duft von Schnee und Stein und

Ewigkeit spürt. Das schwindelnde Glück jener Minuten blieb nie aus: die Brust füllte sich zum Zerspringen, die Augen wurden heiss. Oder aber man war eines Abends irgendwo hoch hinaufgefahren, wo es Nebel gab, und am nächsten Morgen breitete sich einem die ganze Pracht mit einem Mal vor den Augen aus... Der Weg hinauf: eine bescheidene kleine Zahnradbahn, die gemächlich läutend an der Strasse hochkroch, um sich dann plötzlich in schwindelnden Schleifen die Höhe hinaufzubegeben, sich durch Tunnels bohrte und über Abgründen balancierte. Und für jede Schleife eine stets kühlere und sauberere Luft, immer herrlicher zu atmen. Am Ziel kam dann der Nebel einem entgegengequalmt, undurchdringlich dicht, aber er war nie rau oder dumpf, er schmeckte ebenfalls frisch, und man war in ihm eingehüllt. Am nächsten Morgen schien die Sonne, und die Erde war neu geschaffen worden, als man schlief – so frisch gewaschen und klar war der Kranz von Bergen. Bald draussen in der Einsamkeit – hoch hinauf über gewaltige Abhänge, wo der Wind durch kurzes Gras mit grossen, weissen Disteln drin heulte. Der Umriss der Steilhänge scharf gezeichnet im blendenden Licht: der Fels in Grau, Violett, hellere Steinhäufen, blassgrüne Matten. Und immer mehr blau werdende, verschneite, ferne Gipfel. Höher und höher hinauf – getragen von Kräften, die man sich nie zugetraut hätte, die geschlummert hatten in Erwartung eines würdigen Ziels. Alle gewöhnlichen Gedanken wie verfliegen...

Sicher wurde man davon fit. Und edel in der Seele! Ein besserer Mensch, je höher man kam. Man fühlte sich genau so. Der Tod wurde zu weisser Befreiung und Belohnung. Einem wohlgesinnten Himmelskletterer, Ich-Vervollkommner, Ich-Vernichter. Erreichst du den Berggipfel, bekommst du Flügel und fliegst zu Gott. Nicht so schlecht um dich bestellt, trotz allem. Wie du überhaupt Schönheit erleben kannst! Wie die Spiegelung des Göttlichen dich zum Zittern bringt! Nur weitermachen! Renne in den Bergen herum und widme dich geistlichen Übungen! Dann sieht es gut mit dir aus, wirst schon sehen!

Alpinisten müssten sicherlich alle ein bisschen verrückt sein. Und er war nicht einmal ein echter – sondern trottete nur herum aufs Geratewohl und atmete tief ein.

Aber es war ja herrlich, so lange es anhielt. (Stranden mitt emot, S.162ff.)

Mit viel Feingefühl und psychologischem Scharfblick zeichnet Brenner hier die konfliktgeladene Begegnung einer jungen Frau aus dem zerbombten Deutschland mit ihren begüterten Zürcher Verwandten. Die Romanfiguren sind zwar Vertreter bestimmter Lebensauffassungen und Gesellschaftsschichten; sie wirken jedoch dank der hellhörig nuancierten Menschenschilderung nicht nur als Typen glaubwürdig, denn der Verfasser hat auf jegliche Schwarzweissmalerei verzichtet und statt dessen versucht, auch die abstossenden Eigenschaften seiner Gestalten zu erläutern. Der Charakter der Hauptpersonen lässt sich gewissermassen schon an ihrer Einstellung zur Schweizer Heimat ablesen: Der Idealist Peter, Paulines jüngster Sohn und neben Else der einzige ehrliche Mensch im Roman, kommt sich wie «eingesperrt in einer Burg vor», wo sich nichts bewegt. Für die biedere, irdisch gesinnte Maria stellt die Schweiz ein stellvertretendes Paradies auf Erden dar, während Peters älterer Bruder Georg in seinen Äusserungen faschistoide Züge erkennen lässt: «Hier in diesem Land tolerieren wir die Ausländer nur als Touristen» (Stranden mitt emot, S.226). Rolf dagegen spiegelt mehrfach Brenners eigenes ambivalentes Verhältnis zur Eidgenossenschaft wider, und die dritte Schwester Anna schliesslich, eine intrigante Schönheit, die ein hektisches, mondänes Leben führt, fühlt sich gelegentlich aus anderen Gründen als Peter in ihrem Heimatland eingegengt: «Ich verstehe unge-

fähr, was du meinst – dass alles hier etwas beschränkt und selbstgefällig wirkt. Das finde ich manchmal auch. Aber man kann hier international leben» (Stranden mitt emot, S.120f.).

Zweifellos ist es Arvid Brenner gelungen, mit seinem Gesellschaftsroman *Das andere Ufer* ein konturscharfes und einprägsames Zeitbild zu umreißen, das alle Arten von Blindheit anprangert: die soziale Blindheit des bürgerlichen Konservatismus ebenso wie die ideologische Verblendung des kalten Krieges – gleich ob östlicher oder westlicher Prägung. Sein helvetisches Porträt ist einerseits ein Gemälde der Nachkriegsschweiz vor dem dunklen Hintergrund des Neukapitalismus, des falschen Idylls und der Selbstgefälligkeit und überdies ein hartes Urteil über die Gleichgültigkeit der neutralen Mentalität, aber es enthält auf der anderen Seite auch hinreissende Impressionen eines heute fast völlig verschwundenen, altertümlich-anheimelnden Lebensstils.

In der durch milde Ironie gekennzeichneten Erzählung mit ihrer von Mitgefühl getragenen Personenzeichnung wird gegen jede Form von Unterdrückung protestiert. Brenners Roman ist ein politisches Bekenntnis und ein Plädoyer für echtes Engagement und für Toleranz über alle Grenzen hinweg – soziale, parteipolitische und nationale. Deshalb hat dieses zutiefst menschliche Prosawerk trotz der ausgeprägt zeitgebundenen Atmosphäre immer noch Gültigkeit und macht auf den heutigen Leser einen erstaunlich aktuellen Eindruck.

2. Im Disneyland Europas: Jacques Werup

In den siebziger Jahren wurde die Schweiz in den schwedischen Medien im zunehmenden Masse als *die* Hochburg des Kapitalismus denunziert. Man reagierte dabei neben anderem auf den Umgang der Banken mit geheimen Nummerkonten und wandte sich vehement gegen die sogenannten Steuerschweizer, das heisst die kapitalkräftigen eigenen Landsleute, die durch eine Übersiedlung in die Schweiz dem massiven schwedischen Steuerdruck zu entkommen suchten.

Dieser Kritik schliesst sich auch Jacques Werup in seinem Roman *Swiss Made* (1975) an, den er, dreissigjährig, nach zwei Prosawerken und zwei Gedichtbänden herausgab. Werup stimmt in vielen Punkten mit der Auffassung Brenners überein und betrachtet «das Land, von dem alle wissen, das aber wenige eigentlich kennen» als ein anachronistisches Reservat in Europa. Dem aus der achtundsechziger Protestgeneration hervorgegangenen Romancier, Poeten, Liedermacher, Sänger und Kulturjournalisten fehlt jedoch Brenners nostalgische Liebe zum Althergebrachten, und sein Porträt der Schweiz entwickelt sich zu einer in scharfen Tönen vorgetragenen Abrechnung mit Karrierismus, kapitalistischer Ausbeutung und verlogener Idylle. Mit seinem Buch wollte Werup das Idealbild vom Traumland Schweiz zunichte machen, das alle bewundern und mit verschönernder Anerkennung beschreiben.

Als Zielscheibe für die heftigen Angriffe des Verfassers dienen – neben der Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur der Eidgenossenschaft – eben jene «Steuerflüchtlinge», die als privilegierte Exilschweden ein selbstgenügsames und realitätsfernes Leben in einem artifiziellen Überflussarkadien führen, oft ohne jeglichen sprachlichen, kulturellen oder politischen Kontakt zu ihrem Gastland. Aus eben diesen sozialen Kreisen kommt Jacques Werup selbst, und im Grunde handelt der Roman auch davon, wie der aus der südschwedischen Geldaristokratie Malmö stammende Linksradikale sich krampfhaft aus der lebenswürdigen kapitalistischen Umarmung loszureissen versucht. Werups Roman hat also eine doppelte Funktion: einerseits als Gesellschaftskritik und andererseits als eine ehrlich gemeinte Selbstprüfung mit starken autobiographischen Zügen. Beim Erscheinen 1975 weckte *Swiss Made* eine gewisse Aufmerksamkeit und wurde in der Presse mehrfach positiv besprochen, etwa als «eine intensive Auseinandersetzung mit einem Lebensmuster».⁹ Es gab aber auch ausgesprochen negative Stimmen – so z.B. eine niederschmetternde Rezension des bereits in diesem Buch behandelten Schweiz-Kenners Sven Stolpe, der dem Verfasser Invektiven wie «defekt», «geistig verkrüppelt» oder «haltlos» an den Kopf warf.

An der Schweiz selbst ging das Buch nicht ganz spurlos vorbei, obwohl es nicht ins Deutsche übertragen wurde. Wenn auch erst mit mehrjähriger Verspätung, widmete das Schweizer Radio dem Roman eine einstündige Sendung mit zahlreichen Textziten.¹⁰ In der von Einsicht und Sachverständnis geprägten Betrachtung hiess

⁹ *Vecko-Journalen* 44 (1975).

¹⁰ Radio DRS 2 vom 13.1.1982 mit Reprise vom 8.7.1984. U. KARPFF, *Swiss made. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Schweiz aus der Sicht eines jungen schwedischen Schriftstellers.*

es: «Gewiss, vieles ist überspitzt bei Werup, zu vielem kann man Vorbehalte anbringen, es als Zerrbild abtun, und trotzdem; Jacques Werups Bild der Schweiz fordert heraus (...).» Zwar könne man dem Verfasser Ungenauigkeiten und auch gewisse Unkenntnisse vorwerfen, aber ganz von der Hand zu weisen sei seine Kritik nicht. Dennoch überraschten die Heftigkeit und die Aggressivität, mit denen die «wilden Attacken» gegen das Land vorgebracht würden. Möglicherweise könnten auch gewisse Generationsgegensätze in der eigenen Familie – so meinte der Radiojournalist – unterschwellig Werups Hassliebe zur Schweiz negativ beeinflusst haben. Die Wahl der Romanform für seine kritische Darstellung hätte den Autor ausserdem von der Pflicht der wissenschaftlichen Genauigkeit entbunden und seine Reflexionen privaten Inhalts legitimiert. Zudem gehe es hier über die Auseinandersetzung mit der Schweiz hinaus auch um eine Auseinandersetzung des Autors mit sich selbst, d.h. es finde eine Verschmelzung der persönlichen Romanhandlung mit dem politischen Hintergrund statt, wobei im Verlauf der Erzählung auch noch eine indirekte Kritik an Schweden gerichtet werde. Schliesslich sei dem im bürgerlichen Milieu verwurzelten Schweden durch seine Konfrontation mit dem «helvetisch polierten Wohlstand» klar geworden, wie schwer es ihm selber falle, auf all diejenigen Privilegien der sozialen Oberschicht zu verzichten, gegen die er im Buche ankämpfe, was seine aggressive Haltung gegenüber der Schweiz zusätzlich verschärfe.

Um den höchst persönlichen Stoff in Romanform zu bringen, brauchte Jacques Werup volle drei Jahre. In einem Zeitungsinterview einige Monate vor der Drucklegung hat er den Ausgangspunkt der Erzählung selber beschrieben: Er hatte gemäss den Erwartungen der Familie zusammen mit seinem Bruder Thomas zunächst ein Jura-studium angefangen, brach es aber später ab, um sich statt dessen der Jazzmusik und dem Schreiben zu widmen. Der Bruder indessen hatte sein Examen absolviert und war mit Hilfe einer reichen Heirat und Auslandsstudien gerade dabei, eine Karriere aufzubauen, als sich die beiden Brüder zum ersten Mal seit mehreren Jahren wiedersahen.¹¹

Dies geschah 1971, als sich die ganze Werupsche Familie zu einem Ostertreffen in der Schweiz, genauer gesagt in Pully bei Lausanne, versammelte, wo es – mit Werups Worten – einen ganzen Haufen Schweden gibt, «die sich mehr mit ihren Bankbüchern als mit ihrer Angst identifizieren».¹² Jacques Werup hatte dabei den Plan, «die beste Demokratie der Welt» zu schildern. Bei seiner Ankunft wurde er aber bitter enttäuscht: Erstens fand er, dass sich sein Bruder unerwartet stark in konservative Richtung verändert und ihre gemeinsamen Ideale über Bord geworfen hatte, und zweitens schien ihm, dass das Paradies Schweiz in Wirklichkeit eine rückständige und brutale Gesellschaft sei. Über seine unverhältnismässige Wut und Enttäuschung begann er allmählich nachzudenken und fand schliesslich heraus, dass er selbst in seinem «freien» Künstlerleben durch ähnliche Loyalitäten wie sein Bruder eingengt wurde: er war nämlich soeben dabei, sich als Geschäftsmann in einer Fernseh-

¹¹ *Dagens Nyheter* vom 31.5.1975.

¹² *Vecko-Journalen* 44 (1975).

produktionsgesellschaft zu etablieren. So wird der Roman zwar mit einer Anklage gegen den Bruder eingeleitet, endet aber mit einer Selbstanklage, da das Ich des Romans zur Einsicht gekommen ist, dass er, der linksradikale «Austernproletarier» (der Ausdruck stammt von einer Journalistin), ja keineswegs dem Luxus seiner Klasse abschwören möchte, obwohl er allzu gern mit deren Vertretern ins Gericht geht.

Vor diesem Hintergrund wird klar, dass die Schönheit der am Zugfenster vorbeigleitenden Landschaft die innere Gespaltenheit des Autors widerspiegelt und eine Verlockung darstellt, der er sich nur mit Mühe entziehen kann:

Die Alpengipfel ragen gegen den Himmel. Die Seen glitzern unten in den langgestreckten Tälern. Die Hänge sind bewirtschaftet, mit grosser Schönheit ist die wilde Landschaft kultiviert worden. Einmal hat das Volk hier versucht, sein gebirgiges und karges Vaterland zu verlassen, wurde aber in einer blutigen Schlacht gegen die Nachbarn im Süden daran gehindert, und seither hat man die Emsigkeit vererben müssen. Das armselige Land ist verwandelt. Mensch und Natur sind eine bemerkenswerte Symbiose eingegangen, die Vertrauen und Zuneigung weit ausserhalb der Grenzen des kleinen Landes weckt.
(...)

Ich war nicht der einzige, der vor Enttäuschung, Wertrelativismus und Anarchie gelähmt war. Ich bin nicht der einzige, der dasitzt mit individualistischen, intelligenzaristokratischen, kaputtanalysierten, vorbehalt- und kompromissbeladenen Linkssympathien und gleichzeitig ungefähr das Gleiche fühlt, wie ich es spontan und bombensicher einmal gewusst habe: die Lügenhaftigkeit gilt als erhabenes Prinzip in einer kapitalistischen Gesellschaft.

Hinter den Vorhängen gleitet die Landschaft vorbei. Ich will sie nicht sehen, ich werde so leicht verführt. Die schönen Berge und die Alphütten und Seen und Täler. Schöne Oberflächen, ich möchte dies alles in Verdacht behalten, alles ausser dem Knochenmark. Und das Mark sitzt nicht an der Oberfläche. (Swiss Made, S.14ff.)

Die anschliessende Sonnenuntergangsschilderung könnte direkt einer entzückten Passage Strindbergs aus dem kleinen Aargauer Dorf Othmarsingen entnommen sein. Im weiteren Verlauf des Textes wird jedoch Werups Misstrauen gegenüber dem malerischen, friedlichen Idyll immer ausgeprägter:

Die Sonne steht tief jetzt, in der Mitte ist der Himmel hellblau, blutrot an den Rändern. Wir fahren durch eine kleine Stadt, sie ist sauber und geschmückt, Blumen und Fachwerk, die Menschen zufrieden auf dem Heimweg nach dem Arbeitstag. Alles ist voller Ruhe, altertümlich, still, wie in einem Traum. Die Landschaft fängt gleich wieder an, Rebhänge, Alpmatten, heimelige gezimmerte Häuser, rotbackige Menschen auf kleinen leuchtenden Ackerstreifen, Hunde, Kühe, Ziegen. Die Landschaft wirkt zurechtgelegt, aufmontiert wie eine gewaltige Kulisse. Ein kolossaler Anachronismus.
(...)

Thomas spielt am Genfersee den Fremdenführer, er zeigt uns die Luxusrestaurants und die Häuser, wo die Prominenten wohnen. Die enormen Hotels und Villen und die weissen Berge leuchten in der Dämmerung. Bald kommen wir in Pully an, dem kleinen Dorf kurz vor Lausanne, wo er mit seiner Familie wohnt.

Wir haben fünf Minuten Weg zu ihnen von unserer Pension. Der Frühling kommt früh hier unten, die Luft ist lau, die Forsythien duften, unten am Ufer breiten sich Trauerweiden aus wie grüne Schleier über ein paar kleinen Buben im Seemannsanzug, die mit all-

zu langen Ruten anöeln. Die betagten Villen altern mit Anmut, ebenso wie die Menschen, die sich bedächtig auf den sorgfältig gepflegten Rasenflächen davor bewegen.

Es herrscht Stille, es herrscht Friede. (Swiss Made, S.18ff.)

Die Ankunft in Pully ruft im Verfasser nostalgische Erinnerungen an eine geborgene, harmonische Kindheit in den vierziger und fünfziger Jahren wach. Trotzdem lässt sich der Besucher nicht täuschen:

Hier wohnen Thomas und Agneta mit ihren zwei kleinen Mädchen, Maud 5 und Mi 3 Jahre, in einem der wenigen modernen Häuser. Wir können es sehen auf dem Weg von unserer Pension, es ragt hoch wie ein Stilbruch, ein Mietshaus Modell schwedischer Vorort mitten in einem Text über die Jahrhundertwende. Dort oben durch die geöffneten Balkontüren sehen wir Agnetas blonde Haare vorbeihuschen.

Sie wohnen dort mitten in der Stille und dem Frieden, mitten im Reservat.

(...)

Pully, das Reservat im Reservat Lausanne im Reservat Schweiz im Reservat Europa. Ist es richtig, den Mythos von einer geborgenen Welt zu verlängern? Den Kindern den Zutritt zur Wirklichkeit zu verbieten? Ist das denn heutzutage möglich? (Swiss Made, S.21f.)

Jacques Werup ist zweifellos ein gut informierter Beobachter. Er hat Unmengen von Sachbüchern und Literatur über die Schweiz durchgearbeitet, er hat zahlreiche sachkundige Schweizer befragt und schliesslich auch seine schwedischen Vorgänger im gleichen Genre studiert, nämlich Bremer, Strindberg, Heller und Johnson, deren positive Analysen er jedoch nicht gelten lässt. Wenn Werup aber in einigen sarkastischen Impressionen von der Strandpromenade «im verführerischen Ouchy» die gleichen Eigenschaften brandmarkt, die Strindberg einst in hohen Tönen lobte, hat man kaum den Eindruck, eine zeitgemässe Gesellschaftskritik zu lesen, sondern eher das Gefühl, dass der Autor etwas längst Verflissenes wieder aufleben lässt und einen Lebensstil von Anno dazumal heraufbeschwört, der schon längst nicht mehr existiert und vor zwanzig Jahren auch in der Schweiz völlig überholt war:

Den Quai de Belgique in Ouchy entlang: eine wohlgeratene Parade von ernsthaften, aufrechten Vätern in ihren produktiven Jahren, trächtigen Müttern mit Kinderwagen, engselgelockten Kindern, Grossvätern und Grossmüttern in einer Aura von Zigarrenduft und Fürsorge. Die Alten werden selbstverständlich respektiert, die Jungen hören zu und lernen Masshalten und Historizismus, etwas, das die Stabilität der Gesellschaft und deren fortgesetztes Gedeihen garantiert. Der Zusammenhalt wird meistens durch Gott und Wilhelm Tell beschworen, zwei wirklich unverwüstliche pädagogische Symbolgestalten.

(...)

Quai de Belgique: Apfelblüten und hausgemachtes Hefegebäck. Es herrscht Friede, das ist das Leben in einem kleinen Dorf, Mutti und Vati sonntäglich gekleidet, mit gescheitelten Buben und Maidlis mit Schleifen im Haar. Alle sind auf den Beinen, jung und alt, arm und reich, klassenlos, denn die Klassenunterschiede sind so sicher gefestigt, dass man sie nicht sieht. Beharrlichkeit führt zum Ziel, und Alter hat Bestand, keine Gefahr solange man seine Gesundheit hat und ein ehrliches Handwerk macht, solange man in Ruhe gelassen wird, solange man nur sich selbst zu danken hat.

Es gibt hier etwas Unheimliches, das hinter den Bildern nicht sichtbar wird, das sich nicht enthüllen lässt. All das Biedere und Sympathische ist erschreckend, denn es erinnert nicht einen Augenblick lang an die Voraussetzungen, an den Preis, an all das, was viel früher einmal keine Mittel gescheut hat. Es gibt etwas Unheimliches hinter diesem Wohlleben hier, eine Art von selbstgenügsamem Mangel an Einsicht. (Swiss Made, S.33ff.)

Die soeben zitierten Ausführungen geben dem Erzähler auch Anlass, auf Wilhelm Tell und Calvin einzugehen, wobei Tell als ein potentieller Outsider und Rebell charakterisiert wird, der, falls er heute gelebt hätte, seinen Kampf gegen das Establishment führen würde, während Calvin als Förderer und Prophet der kapitalistischen Ausbeuter dargestellt wird: «Armut ist Verdammnis».

Im weiteren Verlauf der Handlung hageln Werups Angriffe fast ununterbrochen gegen «die Heimat der Neutralität auf Erden» (Swiss Made, S.185). Mit systematischer Verbissenheit nimmt der Verfasser die gesamten eidgenössischen Gesellschaftseinrichtungen unter die Lupe, wobei er seine Worte nicht gerade auf die Goldwaage legt; er verurteilt «das schlechte Schulsystem, das überholte Rechtswesen, die tabuisierte Sozialfürsorge, die feudalistische Behandlung von ausländischen Arbeitern, die umfassende Frauendiskriminierung (...)» (Swiss Made, S.105f.). Ganz besonders ruft bei ihm die Stellung der Frau im Lande mehrfach heftigste Proteste hervor: «Die Tradition hat der Schweizer Frau das Recht gegeben, eine entmündigte Kreatur zu bleiben» (Swiss Made, S.41). Andere «heilige Kühe», die in diesem Zusammenhang geschlachtet werden, sind die Armee, das Bank- und Finanzwesen, die Presse und schliesslich der Tourismus: «Ein Land, das über keine Rohstoffe für gewinnbringende Industriebetriebe verfügt, benutzt die Menschen als Rohstoffe» (Swiss Made, S.38). Jacques Werups Bestandsaufnahme mündet schliesslich in eine geradezu hasserfüllte Zukunftsvision von der Alpenrepublik als Idylle um jeden Preis:

Mit eiserner Hand werden die Handlanger des Establishments dafür sorgen, dass jegliche Art von schlechtem Gewissen eliminiert wird. Und dann wird der Sprachapparat verfeinert, der Faschismus bekommt schönere Namen. (...)

Die Schweiz, eines der Schongebiete, wo die Herrenvölker in Zukunft über die Existenz der Sklavenvölker verhandeln? (Swiss Made, S.186f.)

In einem zentralen Abschnitt lässt Werup bei einem Besuch in der Lausanner Luxuswohnung seines steinreichen Onkels und dessen Frau auch die andere Seite zu Wort kommen. Der von ihm seit frühester Kindheit stets bewunderte Onkel – charmant und lebenslustig, aber jetzt vom Tode gezeichnet – tritt als glühender Verteidiger der freiheitlichen Werte seines Gastlandes auf, aber seine Ansichten werden umgehend durch die Gegenargumente und Reflexionen des Autors widerlegt. Eine weitaus naivere und total weltfremde Einstellung verrät in ihrem Plädoyer für das Idyllische und das Bestehende die Tante, die ihr Dasein als sorgloser Dauerferiengast «in diesem Arkadien» fristet. Die eindringlichen Versuche des Romanhelden, die schwedischen «Steuerschweizer» aus ihrem verlogenen Paradies zu vertreiben, sind von vornherein zum Scheitern verurteilt:

«Dieses Land hier ist ein Idyll», sagt sie, «unser Paradies.»

Sie ist ins Disneyland der Wirklichkeit gekommen, hier existieren die Pfefferkuchenhäuschen im wirklichen Leben, nicht nur in eingehegten Vergnügungsparks, hier gibt es die Schönheit in der Realität, die Verzierungen, die alten Sitten, die Geborgenheit. Sie vermag es nicht zu formulieren, sie spürt es nur. Sie muss auch gar nichts davon formulieren können, sie lebt hier wie ein Hotelgast ohne Sorgen, sie befindet sich ständig im Urlaub hier. Sie muss nicht teilnehmen, durchschauen, sie braucht überhaupt nichts zu wissen. Sie braucht nicht zu verstehen, dass z.B. die uralte direkte Demokratie in den Landsgemeinden nichts anderes ist als eine hübsche Ansichtskarte, die man von der Urlaubsreise nach Hause schickt. Dass Appenzell-Ausserrhoden-Innerrhoden-Glarus, und wie nun die bekanntesten Landsgemeinden heissen mögen, jede Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit vermissen lassen. Dass das Ganze ein veraltetes und verlogenes Spektakel ist, dessen einziger Zweck darin besteht, die Entwicklung einer wirklichen Demokratie zu verzögern und zu verhindern, dass es Politik als Kitsch ist, als Kulisse und Betäubungsmittel, die nur dem Establishment und der Reaktion dient. (Swiss Made, S.112)

Bei dieser Überfülle von provokativen Lästerungen und dem unaufhörlichen Tadel des Puritanismus, der Herrenmentalität, der Verlogenheit und des Anachronismus muss man als Leser wiederum im Auge behalten, dass sich die massive Kritik zwar vordergründig gegen die Schweiz richtet, der Roman aber gleichzeitig als Auflehnung eines desillusionierten Idealisten und enttäuschten Linksintellektuellen gegen die eigene Familie und die kapitalstarke Gesellschaftsschicht seiner Heimat zu betrachten ist. Die Schweiz – hat der Verfasser einmal in einem Interview verlauten lassen – sei früher für ihn das Konzentrat der westlichen Welt und ein Ideal gewesen, aber er hasse Idealvorstellungen und Schönschreiberei. Als junger Radikaler aus den sechziger Jahren meint er nun, die Korruptiertheit der kapitalistischen Gesellschaft durchschaut zu haben, und hier darf eben die Eidgenossenschaft als Symbolland erhalten. Wenn Werup dann darangeht, die Unmoral und Ignoranz der begüterten Auslandsschweden in seinem bisherigen Idealstaat Schweiz zu entlarven, muss wie oben erwähnt sein Romanheld zugleich einen harten Kampf mit sich selbst ausfechten, um der Verführung zu widerstehen, sich ins System eingliedern zu lassen. Dieser widersprüchliche Konfliktstoff macht die Intensität seiner Erbitterung und Enttäuschung etwas verständlicher:

Mütterchen, denke ich. (...) Verstehst du nicht, welche Herausforderung Thomas ist? Welche Herausforderung dieses Land ist für mich? Die Schweiz, die Creme eines ganzen Weltbildes, an das ich nicht mehr glaube. Verstehst du denn nicht, was das bedeutet, wenn man entdeckt, dass das beste Land der Welt gar nicht besser ist als andere Länder? Verstehst du nicht, was das für eine Herausforderung ist? Was es für einen innerlichen Zusammenbruch bedeutet? (Swiss Made, S.58)

Der Romantitel «Swiss Made» steht bei Werup für Begriffe wie «immer angepasst», «ständig neutral», «smart», «perfekt», «mit Scheuklappen versehen». Gegen Ende der Erzählung kommt jedoch der Verfasser nach einem flüchtigen Liebesabenteuer mit einem Mädchen aus der Arbeiterklasse zur Selbsteinsicht, dass viele dieser Eigenschaften auch auf ihn selbst zutreffen. Auch er ist ja durchaus gut erzogen und indoktriniert, auch er probiert stets, die Welt zu glätten und zu verniedli-

chen und mit künstlichen Loyalitäten zu leben, und schliesslich ist er noch dazu Opportunist! Am Ende möchte er am liebsten seinem Bruder eine Ansichtskarte schicken und ihn mit folgendem Text um Verzeihung bitten: «Lieber Bruder, verzeih mir. Auch ich bin Swiss Made. Grüsse, Jacques» (Swiss Made, S.195).

Diese nur in Gedanken formulierte Karte unterstreicht noch einmal die innere Gespaltenheit der Romanfigur und somit wohl auch des Autors zwischen seinem sozialen Engagement und seinem bürgerlichen Ursprung. Gleichzeitig wird hier das Hauptanliegen des Romans thematisiert. In einem Brief vom 8. Mai 1992 hat Jacques Werup selbst ausführlich zu *Swiss Made* Stellung bezogen und ausdrücklich betont, dass das Buch als «ein Ruf nach 'Liebe'» und als psychologischer Dokumentaroman aufzufassen sei, in welchem die Darstellung eines Familienkonflikts und der unterschiedlichen Lebenswege zweier Brüder im Vordergrund stehe. Dagegen habe er nicht die Absicht gehabt, eine korrekte Studie der Schweizer Gesellschaft zu liefern: «Die Schweiz ist eher ein Dekor im sozialen Spielraum, worin sich das Familiendrama abspielt.» Sein Schweizbild sei ausschliesslich durch die Augen seiner Romangestalt Jacques wiedergegeben und somit eine subjektive, einseitige Schwarzweisschilderung, beschränkt auf eine soziale Gruppe und absichtlich ohne Nuancierungen. Gegen diese Selbstcharakteristik im nachhinein, die in der Familienproblematik und der inneren Entwicklung der Hauptperson den Schwerpunkt sieht, ist nichts einzuwenden. Wenn Jacques Werup aber behauptet, dass es im Grunde keine Rolle spiele, ob der Hintergrund für seine Geschichte nun tatsächlich die Schweiz sei oder nicht, muss dies jedoch als eine nachträgliche Rechtfertigung gewertet werden, die wenig mit den Aussagen des Autors zur Zeit der Entstehung des Romans gemeinsam hat. Möglicherweise könnte das Herunterspielen seiner Schweizer Kritik zu einer beliebigen «sozio-mental Kulisse» dem leichten Unbehagen gegenüber einem literarischen Erzeugnis entsprungen sein, das vor fast zwanzig Jahren immerhin recht viel Betroffenheit ausgelöst und Menschen direkt verletzt hat.

Fest steht: Wer *Swiss Made* als einzige Einführung in die Schweiz liest, sieht sich mit einer eindimensionalen Karikatur der Alpenrepublik konfrontiert, obwohl Werup eine lange Reihe von Politikern und Vertretern verschiedener Berufsgruppen und Organisationen zitiert. Einiges in seiner Zeitanalyse wirkt heute überholt, und vor allem vermisst man als Gegenpol in seiner Darstellung die Ansichten des «Normal-schweizers», der ohne fettes Bankkonto ein durchschnittliches Alltagsleben mit seiner Familie in einem Mehrfamilienhaus führt. Die Schweiz besteht ja schliesslich nicht nur aus Großkapital, Mädchenpensionen, Bankpalästen und Luxusimmigranten! Gleichwohl muss eingeräumt werden, dass Jacques Werup gewisse wunde Punkte in der Schweizer Gesellschaftsstruktur getroffen hat. Nicht ohne Grund fasste einer der renommiertesten Literaturkritiker Schwedens, Bengt Holmqvist, sein Urteil seinerzeit mit folgenden Worten zusammen: «Ein brillant geschriebenes Buch, das Wesentliches streift».¹³ Als Gegenstück zu den zahlreichen romantisierenden Klischeevorstellungen ist dieser Schweizroman allemal interessant.

¹³ *Dagens Nyheter* vom 3.10.1975.

VII. ANSICHTSKARTEN AUS HELVETIEN: PANORAMEN UND KLISCHEES BIS IN UNSERE GEGENWART

1. Schwedisch-schweizerische Literaturbeziehungen im zwanzigsten Jahrhundert: Ein Resümee

In unserem Jahrhundert haben sowohl literarische Kontakte als auch erneute Besuche befruchtend auf die schwedische Literatur eingewirkt. Nach und nach wurde die neuere Schweizer Literatur in Schweden bekannt. Henri Frédéric Amiel fand seine Fürsprecherinnen in Ellen Key und Klara Johanson. Jeremias Gotthelf, der übrigens von Strindberg als seine eigene «Entdeckung» beansprucht wurde und ihn wie erwähnt zu seinem burlesken Schärenroman *Die Hemsöer* inspirierte, wurde viel gelesen. Vor allem erreichte aber Gottfried Keller, der nicht zuletzt dem Dichter Ola Hansson als grosses Vorbild galt, in zahlreichen Übersetzungen bis in unsere Zeit ein breites Publikum. Tor Hedberg und Anders Österling übertrugen Conrad Ferdinand Meyer ins Schwedische. 1919 erhielt als erster Schweizer Carl Spitteler den Nobelpreis für Literatur. Es dürfte feststehen, dass Heidenstam als Mitglied der Schwedischen Akademie auf die Verleihung Einfluss genommen hatte.

Seit den fünfziger Jahren sind Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch vielfach in schwedischen Interpretationen erschienen, und sie sind ausserdem in kommentierten deutschen Ausgaben für den Schulunterricht herausgegeben worden. Der grosse Stockholmer Verlag Norstedt verlegte Werke von Peter Bichsel. Die jüngere Autorengeneration ist dagegen heute in Schweden weitgehend unbekannt; nur von einigen wenigen Deutschschweizern liegen Übertragungen einzelner Bücher vor, wie z.B. von Claudia Storz, Hanna Johansen, Martin R. Dean (drei Romane), Eveline Hasler und zuletzt Thomas Hürlimann.

Eine nicht zu unterschätzende Rolle für den schwedisch-schweizerischen Kulturaustausch hat die 1961 gegründete «Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien» gespielt, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren eine beachtliche Zahl von schwedischen Dichtern, wie auch von Literatur- und Sprachwissenschaftlern zu Lesungen und Gastvorträgen in die Schweiz eingeladen hat. Umgekehrt kamen auch mehrfach Deutschschweizer Autoren in den 1980er Jahren zu Lesungen nach Schweden, so Hermann Burger, Margrit Schriber, Urs Jaeggi, Gerold Späth, Hansjörg Schneider, Peter Bichsel, Friedrich Dürrenmatt, Hanna Johansen und Martin R. Dean.¹

¹ P. LANDIN, *Von Dort nach Hier. Zum Prozess der Vermittlung und Aufnahme deutschsprachiger Belletristik in Schweden 1980-1988*, Stockholm 1990 (Stockholmer germanistische Forschungen 43), S.278f.

Grosse Bedeutung kommt ebenfalls dem im Jahre 1968 eingerichteten Koordinationslehrstuhl für nordische Philologie an den Universitäten Zürich und Basel zu mit dem gleichzeitigen Aufbau eigenständiger Abteilungen für Skandinavistik an beiden Universitäten. 1979 wurde die Zürcher Abteilung mit einer zweiten Nordistik-Professur ausgebaut. Der erste schwedische Sprachkurs auf Universitätsebene hatte aber bereits 1938 in Zürich durchgeführt werden können. 1947 kam das erste schwedische Lektorat in Zürich zustande; dann folgten die Universitäten Basel 1964 und Bern 1973 (wo man allerdings vor kurzem wieder den skandinavischen Unterricht eingestellt hat). Die schwedischen Auslandslektoren, die sich stets eines erstaunlich grossen Interesses seitens der Studenten erfreuen konnten, haben ebenfalls durch Sprach- und Literaturvermittlung zum Verständnis beider Nationen beigetragen. Die Abteilung für Nordische Philologie in Zürich veranstaltete ausserdem verschiedene skandinavische Literatursymposien und Tagungen, wie etwa über Strindberg, über die Romantik in Skandinavien und zuletzt über die Lyrikerin Edith Södergran.

Abgesehen von einigen kleineren Nadelstichen Verner von Heidenstams und Oscar Levertins kurz vor der Jahrhundertwende sind es in unserem Jahrhundert praktisch nur Arvid Brenner und Jacques Werup gewesen, die den Versuch unternommen haben, das polierte und idealisierte Bild der Schweiz als Postkartenidyll zu modifizieren.

In der Nachkriegsliteratur finden sich neben den bereits behandelten Reisebüchern und den beiden Romanen von Brenner und Werup zwar vereinzelte Passagen über die Alpenrepublik, aber das Land wird nie zum Hauptthema einer literarischen Darstellung. In jüngster Zeit hat sich mit Ausnahme von Werup auch kein schwedischer Autor eingehender mit Schweizer Mentalität und Gesellschaft auseinandergesetzt. Vielmehr wird die Eidgenossenschaft nur am Rande und sozusagen im Vorübergehen gestreift. Dadurch wird die literarische Rolle des Landes zu einer vorbeigleitenden Landschaft oder zu einer rein dekorativen Kulisse reduziert, wo der Mensch jegliche Bedeutung verloren hat.

Bei dieser Art von modernen Schilderungen kann man mehr oder weniger deutlich drei Kategorien unterscheiden. Entweder befindet sich der Autor auf Touristenbesuch oder auf der Durchreise und möchte nachträglich auch ein paar helvetische Impressionen nebenbei festhalten, wie Karl Asplund, Lars Gustafsson oder Bodil Malmsten. Bei anderen wiederum, wie z.B. Jan Myrdal und Carl Fredrik Reuterswärd, hat die Beschreibung den natürlichen Platz in ihren Memoiren, da die Verfasser in der Eidgenossenschaft sesshaft waren oder sind. In den historischen Romanen von Pär Rådström und Sigrid Combüchen schliesslich hat die Wahl des Romanhelden zumindest teilweise die Schweiz als Schauplatz der Handlung bestimmt.

2. Pär Lagerkvists Seelenlandschaft

Als zentrale Gestalt in der schwedischen Literatur seit den zwanziger Jahren und als Wegbereiter des Modernismus hat Pär Lagerkvist in vielfacher Hinsicht erneuernd zugleich auf Lyrik, Prosa und Drama eingewirkt. Er fasst in seinem dichterischen Werk die grossen Tendenzen unseres Jahrhunderts zusammen, lässt sich jedoch keiner literarischen Richtung so recht einordnen und nimmt unter den Autoren seiner Generation eine ausgesprochene Sonderstellung ein. Seine literarische Laufbahn war über längere Zeit kaum von Erfolg begleitet; dreissig Jahre und etwa ebenso viele Bücher brauchte es, bis er mit seinem allegorischen Roman *Dvärgen* (1944; 'Der Zwerg', 1946) beim breiten Publikum den Durchbruch schaffte. Den Nobelpreis erhielt er 1951 «für die künstlerische Kraft und die tiefe Selbständigkeit, mit der er in seiner Dichtung die Antworten auf die ewigen Fragen der Menschheit sucht».

1913, nach einer Parisreise, war Lagerkvist mit der kleinen Schrift *Ordkonst och bildkonst* ('Wortkunst und Bildkunst') hervorgetreten (1991 in einer Neuauflage erschienen), in welcher er sein literarisches Programm formulierte und von der Dichtkunst klassische Einfachheit und die Einheit von Inhalt und Form verlangte. Dieser Forderung suchte Lagerkvist in seiner eigenen Dichtung stets zu genügen, und es passt zu seinem literarischen Selbstverständnis, dass er eine hohe, ja geradezu sakrale Auffassung von der Aufgabe des Dichters besass und sich selbst als «Gottes Schreibkraft auf Erden» bezeichnete.²

Nach seinem Debüt führte Lagerkvist während fast zweier Jahrzehnte ein äusserst unruhiges und vagabundierendes Leben in Europa mit unzähligen wechselnden Adressen; hierin übertrifft er sogar August Strindberg und Ola Hansson bei weitem. Genau wie diese sandte er aus dem Ausland ständige Hilferufe nach finanzieller Unterstützung an Verleger und Verwandte. Während seiner stürmischen ersten Ehe hielt er sich vorwiegend in Dänemark, Frankreich und Italien auf. Aber auch nachdem er seine bleibende Lebensgefährtin gefunden hatte, nahm er in den Jahren zwischen 1925 und 1930 seinen Wohnsitz zunächst in Italien und später in Südfrankreich. Daneben führten ihn seine Reisen nach Deutschland, Tunesien, Griechenland, Palästina, Ägypten und wiederholte Male auch in die Schweiz.

Während der beiden letzten Auslandsjahre in Frankreich, ehe sich Lagerkvist endgültig in Lidingö bei Stockholm niederliess, arbeitete er an der Novellensammlung *Kämpande ande* (1930; 'Kämpfender Geist'). Die längste der vier Erzählungen, *Själarnas maskerad* ('Maskerade der Seelen'), schildert «eine Liebe ausserhalb der Zeit und des Zusammenhangs von Seiendem, eine reine Begegnung der Seelen»³ und hat in ein paar längeren Abschnitten eine Alpenlandschaft als Schauplatz des Geschehens.

² Aus dem Tagebuch 1920. Zitiert nach I. SCHÖIER, *Pär Lagerkvist. En biografi*, Stockholm 1987, S.261.

³ O. OBERHOLZER, *Pär Lagerkvist. Studien zu seiner Prosa und seinen Dramen*, Heidelberg 1958, S.110.

In dieser eigenartigen Liebesgeschichte treffen sich ein junger, wohlhabender Mann und eine junge Frau bei einem «mondänen Anlass», d.h. bei einem Diner mit Tanz. Sie fühlen sich sogleich zueinander hingezogen, verlieben sich und heiraten bald darauf. Der Mann zieht sich aus der väterlichen Firma zurück, worauf das neuvermählte Paar ein sorgenfreies Leben zumeist auf Reisen im Süden verbringt. Mit der Frau hat es jedoch etwas von der Normalität Abweichendes auf sich, da sie hinkt. Schon aus diesem Umstand geht deutlich hervor, dass der Verfasser hier keine «normale» Liebesbeziehung hat beschreiben wollen. Er bewegt sich vielmehr in diesem künstlerischen Experiment abseits der realen Sphäre, in einer Welt, in der die Liebe losgelöst von der Wirklichkeit lebt und sich im vollkommenen Liebesglück und der totalen Verschmelzung der Seelen äussert. Dies wird bereits in der seltsamen programmatischen Einleitung deutlich:

Diese Erzählung führt den Leser in das Land, wo die Seelen wohnen. Wir wissen, dort ist alles vollkommen, schön und erhaben, nicht wie hier. Die Wesen, die wir nicht ganz zu fassen vermögen, denen wir uns nur mangelhaft in der Ahnung nähern können, leben da ihr verklärtes Leben. Sie haben ihr Dasein über der Welt der Wirklichkeit, der Erniedrigung. Nur Vollkommenheit darf dort herrschen, wohin man auch kommt, wohin das geblendete Auge auch blickt. So ist das Land der Seele, wo sie ihre eigentliche Heimat besitzt. Und in jenem Land herrscht immer Fest. Dort herrscht allezeit Maskerade.⁴

Auf der mehrjährigen Hochzeitsreise verbringt das junge Liebespaar auch einen Sommer in den Alpen. In einem naiven und zum Teil pathetischen Stil lässt der Dichter das euphorische Glücksgefühl der beiden Liebenden und ihr Schönheitserlebnis beim Anblick des Südens mit der Naturbeschreibung korrespondieren:

Der Schönheit, dem Süden entgegen! Der Vollendung.

Sie fuhren durch Städte. An ihnen vorbei, fort. Blieben an Orten, wo jeder für sich einmal gewesen war, die aber jetzt völlig wie neu auf sie in ihrem Glück wirkten. Schlenderten im Gewimmel, im fremden Gewimmel, wo ihre Stimmen heller waren als die aller anderen. Fuhren weiter. Verliessen alles. Fuhren weiter.

Bis die Alpen hinter ihnen sanken und das Land sich ausbreitete wie in ständiger Sonne badend. Nicht sonnig, nicht wie ein schöner Tag daheim. Sondern etwas Dauerhaftes, etwas das eben so *war*. Das direkt unter dem Himmel lag, offen und nackt. Das ein Land des Tages war. Die Ebene schien ihnen festlich geschmückt mit dem sich in Girlanden rankenden Wein zwischen den Bäumen, so weit das Auge reichte, meilenweit, blühende Bäume wie im ewigen Frühling. Und als die Berge wieder anfangen, lagen sie da sonnig und klar, ruhend im Licht. Ragten höher und höher empor mit altertümlichen Städten und Dörfern auf den Zinnen, wie in Verzückung zum Himmel hochgehoben, in glücklicher Ekstase über das Leben. Als ob sich die Erde selbst im Pathos aufrichten und ihr Leben in sorglosen Gaben zur Höhe hinhalten würde. Es war wach, wirklich, alles nahe. Es war das Land des Tages. (Kämpande ande, S.114f.)

⁴ Nach der Übersetzung von O. OBERHOLZER, *Pär Lagerkvist*, S.107.

Im Verlauf der weiteren Erzählung gewinnt dann die Landschaftsschilderung etwas an Konkretion:

Erst als sie fanden, dass es allmählich zu heiss wurde, brachen sie auf und zogen ins Gebirge. Hinauf zu den Seen unterhalb der Alpen, in einer leichten Kühle des ewigen Schnees. Spielten Norden auf den Wiesen mit Butterblumen und Vergissmeinnicht, nur grösser und üppiger als man es gewohnt war. Mit Blaubeeren am Waldrand, wo sie liegend zuschauten, wie die Bäuerinnen mit einer Sichel das Gras an den Steilhängen schnitten und die Männer es heimtrugen in grossen Lasten auf dem Rücken wie schwer beladene Tiere. Sie führten ein freies und herrliches Sommerleben in dieser grossartigen Natur, unter einem braven und herzlichen Volk. Gesunde, offene Bergbewohner, die mit ihrem einfachen Los zufrieden waren. Und meistens fröhlich und scherzhaft. Wenn man ihnen begegnete, hellten sich ihre Gesichter auf, auch die der alten abgearbeiteten Greisinnen und Greise, krumm von allem, was sie ihre Lebtag getragen hatten. Die Landschaft hatte auch nicht das Erdrückende und Düstere wie eine nordische Landschaft von der gleichen Wildheit. Sie wirkte stets befreiend auf einen, wie ein Fest. Sie war gross und trotzdem lächelnd, leicht zugänglich. In der Nacht, gegen Sonnenaufgang, konnte man beim Laut des Waldhorns aufwachen, das oben im Gebirge ertönte und hören, wie die Dorfjugend heimwärts zog und dem Klang entnehmen, wie sich der Pfad langsam ins Tal hinunterschlangelte. (Kämpande ande, S.119f.)

Die Alpennatur erhält in der Novelle eine rein stimmungsbildende Hintergrundfunktion. Die Gebirgswelt ist stilisiert und verallgemeinert; es geht hier nicht um eine konkrete Naturbeschreibung, sondern vielmehr soll eine sublimierte Landschaft präsentiert werden, die im Einklang mit dem «totalen» Liebeserlebnis der beiden Hauptfiguren der Erzählung steht. Die anmutige Szenerie unterstreicht die verklärte Liebe und wird selbst zur Inkarnation des Liebesmysteriums.

Mit *Maskerade der Seelen* wollte der Verfasser die Liebe in ihrer höchsten, idealen Form und dadurch das Streben des menschlichen Geistes schildern, der sich über die brutale Wirklichkeit zu erheben sucht. Auch wenn die Geschichte tragisch endet, bedeutete sie für den Dichter nach den aufreibenden Ehejahren mit der Dänin Karen Sørensen und dem neugewonnenen Eheglück mit Elaine Sanders einen wichtigen Schritt auf dem Weg zu einer versöhnlicheren Lebensanschauung. In einem Brief an seinen Verleger Åke Bonnier schrieb Lagerkvist, dass er die Menschendarstellung der Novelle als die überzeugendste in seiner bisherigen Produktion einschätzen würde,⁵ ein Urteil, dem eine heutige Bewunderin von Lagerkvists grossartiger Dichtkunst jedoch kaum zustimmen möchte.

⁵ Vgl. I. SCHÖIER, *Pär Lagerkvist*, S.334.

3. Lyrische Impressionen: Karl Asplund

Wie improvisierte Postkartengrüsse lesen sich sechs Gedichte einer Suite mit dem Titel *Vykort från Schweiz* ('Ansichtskarten aus der Schweiz') aus dem Gedichtband *Att överleva* (1948; 'Zu überleben'). Sie stammen aus der Feder des vielbereisten Lyrikers, Übersetzers und Kunsthistorikers Karl Asplund, der als typischer Vertreter des stillen Alltagsrealismus der zwanziger Jahre in Schweden gilt. Die anspruchswosen Augenblicksbilder halten Eindrücke eines «einsam reisenden» älteren Herrn aus Genf, Zürich und Luzern fest. In konventionell gebundener Form und in einer für seine Generation charakteristischen schlichten Diktion besingt dieser schwedische Tourist mit einem leichten Zusatz von Humor und Selbstironie die Heimat des Roten Kreuzes und Pestalozzis sowie «die Tellschen Freiheitsgegenden», während er auf der anderen Seite «die Luxusyacht des Plutokraten» belächelt, die am Kai des Zürichsees schaukelt und «bloss einen Alpensee von höchst begrenztem Ausmass» als Tummelplatz für ihren ehrgeizigen Motor hat, ganz im Gegensatz zu seinem eigenen einfachen Holzkahn am Steg daheim im hohen Norden mit der weiten, offenen See davor.

Am originellsten wirkt vielleicht das Gedicht *Luzern*:

Stumm wie adlige Witwen
sind die Luxushotels am Kai.
Ein Touristentag wie gewöhnlich
gleitet sanft in den Abend hinein.

Blank wie polierter Achat
liegt der Vierwaldstättersee.
Wagners Pappeln am Ufer
grüssen in dunkler Livree.

Ein herrliches Panorama
für Feinschmeckerblick – à la Suisse.
Der Pilatus schwimmt im Süden
zu einer blauen Kulisse.

(Att överleva, S.57)

4. Am Genfersee und in der Innerschweiz: Emilia Fogelklou und Margaret von Bismarck

Emilia Fogelklous Essayband *Helgon och häxor* (1952; 'Heilige und Hexen') enthält drei kleinere Kapitel über Helvetien unter der Überschrift *En legendresa i Schweiz* ('Eine Legendenreise in der Schweiz'). In erster Linie war es ihr religionshistorisches Interesse, das die vielseitige Schriftstellerin und Lehrerin, und übrigens die erste Theologieabsolventin Schwedens, ins Land führte. Während ihres Aufenthalts machte sie drei Ausflüge «in die Vergangenheit»: Sie besichtigte zunächst die Überreste des römischen Legionslagers sowie eine Höhle bei St-Maurice im Wallis und unternahm anschliessend zwei Wallfahrten nach Einsiedeln und zur Wirkungsstätte des Nikolaus von der Flüe am Eingang des Melchtals.

Fogelklous direkte und schlichte Erzählweise pendelt zwischen nüchterner Beschreibung und stiller Entzückung, wie aus folgender Passage hervorgeht, die eine Aprilwanderung vom Kloster Einsiedeln aus schildert:

Aber nun war der Samstag gekommen, und ich wollte selbst auf Entdeckungsreise gehen. Durch offene Klosterhöfe, vorbei an der stattlichen Statue vom Hl. Benedikt, gelangte ich in einen kleinen Wald. Dort draussen in der freien Natur steht eine Figur vom Hl. Meinrad mit seinen beiden Vögeln. Öde, gross und still war es um das Bildwerk. Ich hätte mir einbilden können, dass hier der Wotan mit seinen Raben verewigt worden sei.

Der Aprilschnee liegt noch in kleinen Flecken unter gewaltigen Buchen oder Fichten. Aber gleichzeitig haben weisse, schuppige Kräuter ihre Teppiche über den Waldboden gebreitet. Es geht weiter aufwärts. Eineinhalb Stunden soll es dauern, hat man mir gesagt, um den Etzel mit seiner Kapelle über Meinrads allererster Eremitenklausur zu erreichen. Ich blicke über ausgedehnte, öde Landschaften mit Torfmooren und mageren Weiden unterhalb eines langgestreckten Alpenmassivs mit weissen Gipfeln. Hier und da steht eine kleine Scheune in der Abgeschiedenheit, aber keine menschliche Behausung ist zu sehen. Die Sonne ergiesst ihr Licht über das Ganze. Ein Frühlingsfeuer schleudert Feuerzungen zu seiner grossen Verwandten empor – ohne Menschen um sich. Und die Lerchen jauchzen. Können die Engelschöre, die der Hl. Meinrad in seiner Einsamkeit hörte, höhere Töne der himmlischen Freude angestimmt haben?

Plötzlich führt der Pfad steil abwärts zur überdeckten, mit Figuren geschmückten Etzelsbrücke. Sie ist auch am Boden bedeckt – nämlich mit Kuhmist, an just diesem Samstagnachmittag. Die Kühe müssen sie soeben verlassen haben. Oberhalb der Brücke steht das alte Haus, in dem Paracelsus – der Forscher, Arzt, Philosoph, Wanderer, Prediger – während seiner ersten neun Jahre die Natur erlebt hat.

Die sich dahinschlängelnden Pfade lassen mich schliesslich die Eremitenwohnungen zu Gesicht bekommen. Hier auf dieser Seite leuchtet es schon von Goldsteinbrech und Schlüsselblumen. Etwas tiefer, auf einem schmalen Vorsprung, liegt Meinrads Aufenthaltsort. Ein Eremitenleben, das den täglichen Umgang mit einer unglaublichen Aussicht bedeutet haben muss. Ich sehe den Zürichsee mit Kirchen und Dörfern an den Ufern, die Alpen aufragend und – gerade jetzt – klar, und unterhalb der Gipfel grüne Borten aus Feldern und Wiesen. Diejenigen, die sich ernsthaft in Meditation geübt haben, und zwar als Lebensform und nicht als Träumerei, sondern in hellwachem Zustand, sie haben es verstanden, sich ihre Wirkungsstätten auszusuchen! (*Helgon och häxor*, S.80f.)

An einigen Stellen wird Fogelklous Text – ähnlich wie bei Fredrika Bremer – von einem Hauch leiser Andacht vor der Natur Gottes begleitet:

Es war gerade am Walpurgisabend, als ich den Weg von Sachseln aus hinaufwanderte. Wie genoss ich es, nicht mit dem Auto zu fahren, sondern langsam die Landschaft in mich aufzunehmen! Hinter mir schimmerte ein kleiner Bergsee, auf welchem Wolkenschatten und Sonnenreflexe Fangen spielten. Der Weg führte durch Wiesen mit den grossen schweizerischen Schlüsselblumen, die die Erde mit blassgoldenem Licht überzogen. Graubraune Vierwaldstätterkühe hatten riesige, tief klingende Erzglocken um den Hals und schaukelten diese so eifrig, als ob das Seufzen der Kreatur in das Glockengeläut zu einer jubelnden Frühjahrsmesse einstimmen müsste. (Helgon och häxor, S.86f.)

Der letzte Text in Margaret von Bismarcks heterogener Essaysammlung *Under skyarna. Skisser och notat* (1976; 'Unter den Wolken. Skizzen und Notizen') trägt den Titel *Vid Genève sjön* ('Am Genfersee'). Hier präsentiert die Verfasserin ausführlich und mit vielen literarischen Exkursen und Anekdoten das Dorf Cologny bei Genf mit Umgebung:

Von meinem Fenster im Westen aus sehe ich einen gewaltigen Nadelbaum. Wie eine Kirchturmspitze ragt er über alle anderen Bäume mit den ins Blaue verschwimmenden Jurabergen und dem Himmel als Hintergrund. Die Sequoiabäume (*Sequoia gigantea*) wetten mit den Alpen an skulpturaler Schönheit. Sie verschmelzen mit der Landschaft, als ob sie von Anfang an dort gewesen wären. Trotzdem ist es nur etwas mehr als hundert Jahre her, seit sie in der neuen Welt entdeckt wurden.

(...)

Das Dorf Cologny selber liegt auf einem Hügel ausserhalb der Stadt, eingebettet in dichtes Grün – grosse Bäume, ummauerte Gärten mit schönen alten Häusern. Der eine oder andere Weingarten ist noch vorhanden, und die kleine Kirche aus dem 18. Jahrhundert liegt frei über dem See. Cologny hat einen unbeschreiblichen, stillen Charme, und jedes Haus hat seine Geschichte zu erzählen, vorausgesetzt, dass jemand Zeit zum Zuhören hat. Am Hang etwas hinter der Kirche liegt die Villa Diodati, wo Lord Byron während längerer Zeit lebte und seine berühmten Zeilen vom nächtlichen Gewitter über dem Genfersee schrieb, das zwischen dem Juragebirge und den Alpen als Echo widerhallte (*Childe Harold, III. Gesang*).

(...)

Niemals ist der Genfersee so schön wie in der Dämmerung. Ich erinnere mich an einen Herbstabend, als ich in der Stadt am linken Ufer entlangwanderte. In grossen Steintöpfen auf der Balustrade der Terrasse leuchteten weisse Chrysanthemen gegen den dunstblauen See. Wie ein Märchenminaret wurde der schlanke Leuchtturm auf der anderen Seite angezündet, leuchtend gelb wie Alabaster, und in der Ferne zogen die Juraberge ihre klaren Linien. (*Under skyarna*, S.83ff.)

5. Symbolträchtige Winterlandschaft: Lars Gustafsson persönlich

Es wäre zu vermuten, dass man unter den zahlreichen schwedischen Schilderungen der Schweiz auch öfters auf Winterbilder stossen müsste. Dies ist jedoch nicht der Fall. Durch die Jahrhunderte hindurch haben die Schweden immer nur die leuchtend grünen Matten und den strahlenden Sonnenschein besungen. Regen gibt es in dem Alpenland anscheinend nie – eine Ausnahme bildet der Oktoberbesuch des Romantikers Fahlcrantz, bei dem er sich schwer über das nasse Wetter beklagt. Gelegentlich wird auch Fredrika Bremer von Nebel und Regen überrascht, aber sie lässt sich dadurch nicht beirren, sondern verbringt dann ruhige Stunden mit guter Lektüre in Erwartung des nächsten schönen Tages. Schnee dagegen wird vorzugsweise aus weiter Ferne als dekorativer Gipfelschmuck auf den Alpenriesen bewundert, und man bekommt unwillkürlich den Eindruck, dass es in der Eidgenossenschaft nur zwei Jahreszeiten gibt: Frühling und Sommer. Das ist um so verwunderlicher, da der Schwede bekanntlicherweise ein ganz besonderes Verhältnis zu Schnee und Winter hat und die schwedischen Skitouristen zumindest seit den letzten Jahrzehnten in immer grösseren Scharen in die Alpen strömen. Jedenfalls lassen der grosse Schweizer Skiroman oder die echten Wintergedichte von Schlittenfahrten, Pulverschnee, glitzernden Eiskristallen und klirrender Kälte noch immer auf sich warten.

Bloss vereinzelt taucht eine schneebedeckte Landschaft wenigstens flüchtig auf. Frank Heller liefert in seinem bereits erwähnten Reisebuch *Schweizerreise* einen kurzen Exkurs zur Entstehung des Skitourismus. In seinem berühmten Roman *Boken om San Michele* (1930; die englische Originalversion 'The Story of San Michele' erschien 1929) erzählt der schwedische Arzt Axel Munthe humoristisch und selbstironisch von missglückten Bergtouren mit Schneelawinen in den Alpen. Ein drittes Beispiel wäre Sven Stolpes Novelle *Natt på Stora Sankt Bernhard* (1983; 'Nacht auf dem Grossen St. Bernhard'), in der mit Galgenhumor an eine dramatische Fahrt im Schneesturm mit kaputtem Auto über den Pass erinnert wird.

Eine unverfälschte Winterlandschaft begegnet dem Leser schliesslich doch noch in Lars Gustafssons Roman *Herr Gustafsson själv* (1971; 'Herr Gustafsson persönlich' 1972). Dieser erste Teil eines fünfbandigen Romanwerks setzt sich offen und polemisch-kritisch mit der schwedischen Gesellschaft der sechziger Jahre auseinander, ist aber zugleich als eine moderne *Divina Commedia* gedacht, die streckenweise die Form einer possenhaften und unverhüllt egozentrischen Selbstprüfung annimmt. Der selbstbiographische Charakter offenbart sich bereits auf der ersten Seite, wo der Verfasser ohne Verkleidung als Roman-Ich und Hauptperson auftritt. Im folgenden probiert er, seine eigene Entwicklungsgeschichte als Raster auf die Protestwelle und die Zeitgeschehnisse in Europa um das Jahr 1968 zu legen. Es geht ihm um die Aufdeckung der öffentlichen Lüge in seinem Heimatland, aber auch darum, seine höchst persönliche Krise zu überwinden, in der er als Dreiunddreissigjähriger in der Mitte seiner Lebensbahn steckt. Er befinde sich in einem dunklen

Wald, heisst es im Roman; für ihn sei nun die Zeit gekommen, aus seiner privaten Isolierung auszubrechen, um zu einem neuen, liebenden Menschen zu werden und «zwischen Untergang und Gemeinschaft» zu wählen, nachdem der kalte Punkt in ihm immer mehr gewachsen sei und nur Gleichgültigkeit hinterlassen habe. Diese innere Erstarrung wird in Gustafssons Roman anhand der wiederholten Winterabschnitte mit Schnee und eisiger Kälte symbolisch illustriert. Wie bereits bei Ola Hansson und Pär Lagerkvist steht hier die äussere Landschaftsbeschreibung als Sinnbild für das Gefühlsleben der Hauptperson; sie stellt eine Seelenlandschaft dar, welche die Identität zwischen Mensch und Natur aufzeigt und blosslegt.

Der Lyriker, Prosaist und Kulturkritiker Gustafsson gehört seit den sechziger Jahren zu den bekannteren Autoren Schwedens; dank seiner zahlreichen Übersetzungen ins Deutsche geniesst er einen womöglich noch grösseren Ruhm in Deutschland! Seit Jahrzehnten ist er mit der Schweiz bestens vertraut. 1970 wurde sein Theaterstück *Die nächtliche Huldigung* (schwedischer Originaltitel *Nattlig hyllning*, 1970) am Zürcher Schauspielhaus uraufgeführt. In den siebziger Jahren wurde er mehrmals zu Vorträgen und Lesungen in die Schweiz eingeladen, und 1983 konnte er den Charles Veillon-Preis für Essayistik in Zürich empfangen.

In einem Antwortbrief auf die Einladung zu einer Vortragsreihe in Zürich und Basel aus dem Jahre 1971 hat Gustafsson etwas scherzhaft seine besondere Zuneigung für die Stadt Zürich bekundet:

Da ich Zürich liebe und immer davon geträumt habe, mich dort niederzulassen, wenn ich einmal endgültig ins Exil getrieben worden bin, bin ich gerne bereit, grosse Anstrengungen zu unternehmen, um zu Ihnen zu kommen.⁶

Gustafssons Liebe zu Zürich umfasst sogar den Hauptbahnhof, wie aus einem Abschnitt in *Herr Gustafsson persönlich* hervorgeht:

In einer Wolke von eiskaltem, kristallisiertem Schnee hob die Boeingmaschine ab und bog in den Luftkorridor A über Preussen ein, von den geheimen Radarsystemen vieler Länder bewacht.

In einer halben Stunde würden wir in Frankfurt sein.

In Zürich fiel kein Schnee mehr, aber auch dort gab es keinen Frühling. Ich fuhr in die Stadt, leer, fast glücklich, stellte meine Taschen in dem riesigen, eigentümlich gemütlichen Bahnhof ein, ging die Bahnhofstrasse hinauf. Privatbanken und Uhrmacherwerkstätten, nackte Bäume, ein Café, wo ich hungrig jenen Wurstsalat ass, der in den Arbeiterkneipen in Zürich immer ganz unten auf der Speisekarte steht.

Zwei ländliche Jünglinge, weder Knaben noch Männer, scherzten laut mit der Servitricen in dieser bizarren Sprache, die Schwyzerdütsch genannt wird, und einige der kehligen, zischenden Konsonanten erinnerten mich einen Augenblick lang an die geheimnisvolle hebräische Sprache und riefen so schmerzhaft, so heftig eine Erinnerung wach, dass es mir die Tränen in die Augen trieb. (Herr Gustafsson persönlich, S.180)

⁶ Brief vom 27.2.1971, im Besitz der Verfasserin.

In dem wichtigen, vorletzten Kapitel seines Entwicklungsromans lässt dann Gustafsson die vorbeigleitende Schneelandschaft seine eigenen inneren Gefühlschwankungen anschaulich begleiten und herausstreichen:

In der dichter werdenden Dämmerung glitt der eigenümlich leere Zug (nur eine amerikanische Dame mit lilagetöntem Haar schlief in einer Ecke des Abteils) auf die Eisenbahnbrücke über die winterliche Limmat hinaus, der Vollmond schien über der Kuppel des Observatoriums, und die Temperatur fiel sichtlich, so dass über der Alpenkette im Süden der Himmel grün wurde.

Ich blickte zurück, in mein Leben hinein, und wusste nicht mehr, ob es glücklich war oder unglücklich, verlogen oder aufrichtig. Ich wusste nur, dass es nicht mehr selbstverständlich war, dass die Kälte am Ende siegen würde.

Zerstreut, ohne zu lesen, blätterte ich in der rührigen *Neue Zürcher Zeitung*. Krisen im Mittleren Osten und erneute Überraschungsangriffe auf Vietnam füllten die Seiten. (...)

Zwischen schneebedeckten Dörfern hindurch kletterten wir jetzt rasch bergauf. In ein- einhalb Stunden würde der schnelle, pünktliche D-Zug (so ganz anders als unsere eigenen, unterentwickelten Eisenbahnen mit ihren Lügenfahrplänen, ihren stillgelegten Bahnhöfen und einstündigen Verspätungen) in Olten sein, dem Ort, an dem Friedrich Dürrenmatts poetischer und zutiefst pessimistischer Kriminalroman «Das Versprechen» seinen Anfang nimmt.

In der dünneren Luft wurde der Himmel immer grüner. Nach und nach kamen die Sterne hervor. Die Schneewehen an der Bahnlinie, die dann und wann im Lampenlicht irgendeiner einsamen Station auftauchten, türmten sich immer riesenhafter auf; ein Meter, zwei Meter, drei Meter...

Bald leuchteten die Gletscher mit geheimnisvollem Licht im Schein des Mondes. Die amerikanische Dame schlief, oder vielleicht war sie schon tot. Die Brille baumelte ihr an sinnreichen Kettchen um den Hals, ein Buch war von ihrem Schoss herabgeglitten. Ich unternahm einen kleinen Spaziergang in dem geheizten Wagen, bis hin zur Tür des Speisewagens mit dem Schild

NICHT FÜR GASTARBEITER

und auf dem Rückweg nahm ich ihr Buch auf, das zu Boden gefallen war, und legte es ihr vorsichtig in den Schoss. (Herr Gustafsson persönlich, S.182f.)

Mit der Fahrt durch den Gotthardtunnel und der Anspielung auf August Strindbergs romantisches Märchen *Die Saga vom Sankt Gotthard* vom wilden Gemsjäger Andrea aus Airolo und der schönen Amtmannstochter Gertrud aus Göschenen, deren Liebe alle Hindernisse überwindet, führt Gustafsson die Symbolik weiter aus. Beim Anblick des Lichts und der Sterne auf der anderen Seite des Tunnels lässt er eine neue Hoffnung erahnen, und im Schlusskapitel sitzt er zuletzt frühmorgens vor seiner Schreibmaschine in einem Berghaus südlich von Brissago und beobachtet durch das Fenster, wie sich immer imposantere und entferntere Alpengipfel aus der trüben Dämmerung lösen und in dem heller werdenden Licht hervortreten. Die Macht der Kälte scheint nun endgültig gebrochen zu sein. Noch im Zug, bei der Einfahrt in Göschenen, reflektiert das Alter ego des Verfassers beim Lesen der Todesanzeigen in der «Neuen Zürcher Zeitung» über die Liebe:

(Was hilft es einem Menschen, seine Sensibilität, seine Fähigkeit zur Liebe, Wärme, Freiheit zu entfalten, wenn die Welt Liebe, Wärme, Freiheit nicht *zulässt*? Und ist Liebe überhaupt möglich in dieser Welt?)

Nun bremste der Zug, fast lautlos zwischen den meterhohen Schneewällen, vor einer Station ab. Auf dem erleuchteten Bahnsteig tauchten starke, bärtige junge Männer auf, Rucksäcke auf dem Rücken und schwere Skier mit scharfgeschliffenen Stahlkanten auf der Schulter.

Wir hatten Göschenen erreicht, wo der gewaltige Sankt Gotthardstunnel beginnt, der zu der Zeit entstand, als der Suezkanal gebaut wurde und Nordenskjöld die Nordostpassage durchquerte. Und ich dachte an Strindbergs «Das Märchen vom Sankt Gotthard» über den Gemsjäger aus dem Kanton Uri, der sich in ein Mädchen aus Schwyz verliebt und ihr verspricht, durch den Berg zu kommen.⁷

«Denn er hatte ihren Willen bekommen»

(Werden wir durch den Berg gehen? Oder wird der Berg auf uns fallen? Tief drinnen in tiefen Tunneln wird die Schwerkraft der Dinge von den sie umgebenden Bergmassen beeinflusst.)

Am anderen Ende des Tunnels, in Airolo, sah ich die Sterne wieder.

(...)

In Locarno stieg ich aus dem Zug und ging auf die Strassenseite des Bahnhofs hinaus. Es duftete nach Kräutern, die Blätter knospender Bäume bewegten sich in der lauen Luft.

Der Schnee war fort, die Schneestürme waren verstummt, sie waren weit fort, auf der anderen Seite der Alpenmauer. (Herr Gustafsson persönlich, S.183ff.)

⁷ Hier irrt Lars Gustafsson. Strindberg schreibt korrekterweise in seiner Erzählung «Göschenen im Kanton Uri», wo das junge Mädchen herkommt, während der Freier aus «Airolo, dem italienischen Dorf im Kanton Tessin», stammt.

6. Alpenszenerie als Wohnkulisse: Jan Myrdal und Carl Fredrik Reuterswärd

In zwei autobiographischen Werken aus den achtziger Jahren, Jan Myrdals *Barn-dom* (1982; 'Kindheit in Schweden', 1990) und Carl Fredrik Reuterswärd's *Titta, jag är osynlig* (1988; 'Schau, ich bin unsichtbar'), figuriert die Gegend um den Genfersee als Hintergrund für eine Rückblende. In einer knappen Sequenz wird jeweils im Kapitelauftritt auf frappierend ähnliche Weise der Blick auf einen am Himmel vorbeifliegenden Flugkörper gelenkt, worauf mit wenigen Worten die Aussicht skizziert und der Standort des Beobachters angegeben wird. Blickwinkel und Zeitperspektive sind jedoch dabei verschieden, denn während Myrdal vom linken Seeufer in Richtung Südosten auf Mont Blanc blickt und sich zurückerinnernd in seine frühe Kindheit versetzt, schaut Reuterswärd – ein Künstler in den mittleren Jahren – zur Zeit der Entstehung seiner Selbstbiographie von der Nordseite des Genfersees aus nach dem Westen zum Jura hinüber.

Der kritisch eingestellte Schriftsteller und oft heftig agitierende Kulturpolemiker Jan Myrdal war 1989 und 1991 zu Lesungen und Vorträgen in Bern und Zürich eingeladen. Sein Buch *Kindheit in Schweden* ist der erste von drei Bänden über die eigene Kindheit. Der Roman weckte beim Erscheinen sofort Aufsehen, einerseits wegen der überzeugenden Einfühlungsgabe des Autors in die innere Welt eines phantasiebegabten, aber missverstandenen Kindes, andererseits weil die ausgesprochen negative Charakterisierung der Eltern dem in vielen Kreisen hochverehrten Nobelpreisträgerpaar Gunnar und Alva Myrdal galt.

Im vierzehnten Kapitel dieser unverhüllt subjektiven, aber gleichzeitig auch ergreifenden Kindheitserzählung versucht der Verfasser, einige frühe fragmentarische Bilder von einem gut einjährigen Aufenthalt mit seinen Eltern in Versoix am Genfersee in Erinnerung zu rufen. Die Tatsache, dass sich noch fünfzig Jahre später der Zeppelin im Gedächtnis des erwachsenen Mannes so fest eingepägt hat, dürfte kaum ein Zufall sein, da der kindliche Traum vom Fliegen im Text eine durchaus wichtige Rolle spielt:

An einem Frühlingstag glitzerte ein Zeppelin hoch oben in der Luft. Er kam über den See und schwebte weiter in Richtung Frankreich. Das war in Versoix. An dem Tag war die Luft rein und klar, und man konnte den Mont Blanc sehen. Die Erwachsenen waren um mich herum im Garten. Sie deuteten auf das Luftschiff, und ich erinnere mich an das Wort: Zeppelin.

Das gehört zu den frühesten Kindheitsbildern. Zu denen, die man zeitlich festlegen kann. Alle Bilder von Versoix müssen vom Herbst 1930 oder Frühling 1931 sein. Die von Gesta sind später; sie können sogar von 1933 oder 1934 sein, als ich sieben wurde. Aber der Zeppelin an diesem glitzernden Frühlingstag glitt über den Genfer See, als ich fast vier war.

An den Garten erinnere ich mich. Und an das Haus. Es war weiss, zwei Stockwerke hoch und hatte einen schwarzen Balkon mit schmiedeeisernen Geländern und grünen Fensterläden, und vom Esszimmer kam man durch hohe Glastüren geradewegs in den Garten. Ich hatte auch ein Tretauto. Ein grosses Auto. Ich fuhr auf den Gartenwegen umher.

Mela sass im Lehnstuhl und las. Ab und zu legte sie das Buch ins Gras und sonnte sich. Sie war mitgekommen, um auf mich aufzupassen, aber auch, um sich zu erholen. Sie war krank gewesen. Es gab auch ein Kindermädchen. Ich erinnere mich nicht an ihren Namen. Sie geht mit mir auf einem Weg. Wir sind ausserhalb der Mauern, und es gibt keine Häuser. Um uns herum sind Felder, und die Berge dort vorne sind schneebedeckt, es ist Frühling, und es ist windig. Der Wind bläst mir direkt ins Gesicht, und ich bin böse, blase zurück und sage:

«Je suis fatigué!»

Sie hört mir nicht zu. Sie hält mich an der Hand, und wir gehen weiter in Richtung Versonnex. Ich brülle:

«Je suis fatigué!»

Aber sie geht einfach weiter. Ich tute und tute wie ein Boot in der Nacht und schlingere hinter ihr her wie ein kleines Beiboot im Schlepptau, während sie meine Hand hält, und ich bin ja oft Boot gefahren, auch übers Meer, und es weht ein kalter Wind.

(...)

Hier in Versoix trinke ich zum Essen Wasser mit Wein. Das macht man hier. Man tut auch Zucker aufs Butterbrot. Zuerst streicht man Butter auf das weiche Brot, und die Butter schmeckt hier nach nichts, deshalb zuckert man das Ganze.

An mein Zimmer in Versoix erinnere ich mich nicht. Von dem Französisch, das ich in der Küche mit dem Kindermädchen sprach, weiss ich nur noch, dass ich sagen konnte, dass ich müde sei, obwohl sich niemand darum kümmerte. Kinder zum Spielen gab es nicht, soweit ich mich erinnere. Aber der Zeppelin erschien immer wieder in dem, was ich in den folgenden Jahren malte. Der hatte so hoch oben in dem Blau gefunktelt und gegläntzt und war über den See hinweg in Richtung Frankreich geglitten. (Kindheit in Schweden, S.100ff.)

Carl Fredrik Reuterswärd ist in erster Linie als Maler und Bildhauer bekannt. Er trat in den fünfziger und sechziger Jahren jedoch auch als Verfasser von konkreter Poesie auf und verstand es, viele kontroversielle Ideen an die Öffentlichkeit zu bringen. Seit 1969 lebt er in einem alten Bauernhof im Dörfchen Bussigny bei Lausanne mit Ausblick von seinem Atelierfenster aus auf den See. Der stark international orientierte und vielgereiste Künstler wurde nicht zuletzt wegen seiner zahlreichen Happenings und unkonventionellen Einfälle früh berühmt. Bereits Ende der sechziger Jahre verwendete er Lasertechnik und Holographie als künstlerische Ausdrucksmittel. Sein heute bekanntestes Werk dürfte die Friedensplastik «Nonviolence» in Bronze sein (ein Revolver mit zugeknoteter Mündung), die vor dem UNO-Gebäude in New York steht. Eine seiner letzten grossen internationalen Ausstellungen, eine Retrospektive mit dem Titel «40 Jahre in der Branche», wurde im Herbst 1990 u.a. in Lausanne und Zürich gezeigt.

Als Reuterswärds Autobiographie *Schau, ich bin unsichtbar* 1988 erschien, waren Rezensenten und Publikum gleichermassen begeistert, und man reihte das Buch umgehend in die Tradition der klassischen Kindheitsschilderungen ein. Es enthält ebenso prägnante wie poetische Erinnerungsbilder aus Stockholm in den dreissiger und vierziger Jahren, es wimmelt von Abenteuern und Bubenstreichen, die der unbändige Sohn einer strengen Offiziersfamilie erlebt und unternimmt. Den Ausgangspunkt für die Rückschau bildet das Jahr 1987. In seinem Bauernhaus in Bussigny

spielt der Autor einige alte Schmalfilmrollen aus dem Nachlass des Grossvaters ab. Bevor er sich aber von ihnen in die Erinnerung zurückführen lässt, eröffnet der Blick aus dem Atelierfenster zunächst ein Stück Schweizer Gegenwart:

Ich schalte das Video aus und gehe zum Fenster hin. Ich blicke hinaus über den Jura und seine schneesweren Hänge. Alitalia 635, non-stop Mailand-London, zieht einen weissen Gedankenstrich über die nördliche Hemisphäre. Die Sonne spiegelt sich in den Milchkannen vor dem Viehstall von Monsieur Lipp, unserem Nachbarn. Eine braune Spur von herabgefallenem Mist führt durch den Neuschnee hinauf zu dem dampfenden Misthaufen «Matterhorn». Die schwarzen Apfelbäume werfen hüpfende Schatten auf die losstürmenden Hunde Peggy und Alice. Peggy hat die Tageszeitung im Maul: die Gazette de Lausanne vom 12. Februar 1987. Es ist Samstag, und auf der anderen Seite der Strasse sticht Monsieur Lipp ein Messer in sein geplantes Sonntagsmittagessen. Er hält das zitternde Kaninchen hängend an den Hinterbeinen, bis das Blut auf den Stallplatz abgetropft ist.

Es sind Skiferien, und ausnahmsweise sind alle meine fünf Kinder zu Hause. Ein Enkelkind keimt unter dem roten Mantel meiner Schwiegertochter. Unser grosses Haus ist angefüllt von jugendlichen Stimmen, Rockmusik und Hundegebell. Wir verbrennen einen viel zu alten Weihnachtsbaum und anderen Abfall im Garten. Mit einem Ast ritzt Pontus eine Figur über die ganze blauweisse Schneedecke. Er füllt die Kerben mit der Asche.

An der Tür zum Bildhaueratelier steht mein Friedenssymbol für die Vereinten Nationen. Die Bronzeplastik ist teilweise überschneit. Aber man ahnt die verknotete Revolvermündung.

Mona, meine Frau, steigt von der Steintreppe herein, einen Mantel über die Schultern geworfen. Pontus kommt auf seinem blauen Schlitten den Hang hinuntergeglitten. (Titta, jag är osynlig, S.10f.)

7. Historischer Schauplatz Schweiz: Pär Rådström und Sigrid Combüchen

In ihren beiden historischen Romanen *Översten* (1961; 'Der Oberst') und *Byron* (1988; 'Byron', 1991) haben Pär Rådström und Sigrid Combüchen verschiedene Abschnitte der Handlung in die Schweiz verlegt. Das Szenario war indessen mehr oder weniger bedingt durch die Gestalt ihrer Romanhelden, die in der historischen Wirklichkeit tatsächlich längere oder kürzere Perioden ihres Lebens auf Schweizer Boden verbracht hatten.

Pär Rådström lässt in seinem schmalen Roman *Der Oberst* den abgesetzten schwedischen König Gustav IV. Adolf als eine der Hauptfiguren auftreten. Dieser war 1809, nach der Niederlage Schwedens im finnischen Krieg und nach dem Verlust Finnlands an Russland, im Zuge einer Verschwörung zur Abdankung gezwungen und später auch des Landes verwiesen worden. Im Herbst 1811 kam er nach Basel, wo er 1818 das Bürgerrecht erwarb, das er freilich bald wieder abtrat. Nach unstem Umherschweifen in verschiedenen Teilen Europas kam er schliesslich 1833 nach St. Gallen und liess sich im Gasthof «Zum Rössli» nieder, wo er im Jahre 1837 einem Schlaganfall erlag. In der Emigration trat er unter dem Decknamen «Oberst Gustafsson» auf.

Für das Schicksal des abgesetzten Königs hatten sich vor Rådström in der schwedischen Literatur schon andere interessiert. Wie bereits erwähnt, wollte ihm der Romantiker Böttiger im Gedicht *Der Fremdling in St. Gallen* ein Denkmal setzen, und ein halbes Jahrhundert später ging Verner von Heidenstam Oberst Gustafssons Spuren «in irgendeinem der Jahre vor 1820» in Lenzburg nach, wovon die Prosaskizze *Ett familjeminne* (1888; 'Eine Familienerinnerung') handelt, die in seinem Schweizer Buch enthalten ist.⁸ Nach Rådström hat ausserdem Lars Forssell den Schwedenkönig in seinem Drama *Galenpannan* (1964, 'Der Tollkopf') dargestellt.

Der früh verstorbene Rådström, den man einmal den «melancholischen Meister der kurzen Betrachtung» genannt hat, gehört zur Literatur der fünfziger Jahre «auf die gleiche Art, wie die Olive zum Dry Martini gehören soll» (Klas Östergren). Als Kosmopolit registrierte er mit viel Ironie und journalistischer Prägnanz die neuesten Trends seiner Gegenwart, war jedoch gleichzeitig auch einer romantischen Schreibweise verpflichtet. Zeittypische Themen sind bei ihm die Identitäts- und Heimatlosigkeit des modernen Menschen, die Kritik der Wohlfahrtsgesellschaft und der banalen, reproduzierbaren Massenkultur. Sein origineller Entwurf *Der Oberst* ist in einigen Szenen nach Basel verlegt, allerdings ohne eine nähere Charakterisierung der Stadt. Im Grunde geht es hier um ein Spiel mit verschiedenen Rollen und Identitäten. In der Zeitperspektive des Romans, der um 1960 spielt, lebt der abgesetzte Monarch noch immer, da man seinerzeit versäumt hat, sein Todesdatum auf die

⁸ Über «Oberst Gustafsson» und Heidenstams Nachforschungen berichtet E. ATTENHOFER in *Von den Dichtern Heidenstam und Strindberg und König Gustav IV. von Schweden (1792-1809), der als Oberst Gustafsson in Lenzburg lebte*, S.6ff. Hier findet sich auch eine deutsche Übersetzung von Heidenstams Prosaskizze.

Ahnentafel zu setzen. In Rådströms Buch verkörpert er die Macht und übt in ganz Europa eine rätselhafte Autorität über viele Untertanen aus, die er in seinem Basler Haus, St. Johans-Vorstadt Nr. 72, empfängt. Dazu gehört auch Paul Renner, der davon träumt, in Paris einen Nachtclub mit lebenden Kopien von Berühmtheiten zu eröffnen: von de Gaulle bis zu Sophia Loren. Im Glauben, dass er und der Oberst als einzige jemals ohne Kopien bleiben würden, rechnet er damit, dass ihnen die endgültige Macht einmal zufällt.

Sigrid Combüchens umfangreicher Roman *Byron*, der das Leben des romantischen und genialen Lords zum Gegenstand hat, wurde schon im Erscheinungsjahr mehrfach preisgekrönt. In einer der Preisbegründungen hiess es etwas pathetisch, *Byron* sei «scharfsinnig durch verschiedene Temperamente und Zeitebenen nacherzählt, wie eine Durchleuchtung der vieldeutigen Geschichte Europas und unserer Gegenwart» (Esseltes Literaturpreis). In den Chor der lobenden Rezensenten mischten sich allerdings auch einige kritische Stimmen gegen die allzu manierierte Sprache der Autorin.

Die Arbeit an diesem Roman dauerte über acht Jahre. Schon lange vor dessen Entstehen war Combüchen von der schillernden Persönlichkeit des englischen Romantikers fasziniert gewesen, und sie hatte sich durch eingehende Studien und Reisen auf den Spuren Byrons nach Missolonghi, Nottinghamshire, Ioannina und Italien auf ihre selbstgestellte Aufgabe vorbereitet. Für die in der Schweiz handelnden Abschnitte, die im wesentlichen auf den Tagebüchern Byrons und seines Freundes Hobhouse basieren, nutzte sie Selbsteindrücke von früheren Besuchen zur Auffrischung des Hintergrunds.⁹ Ihre teils dokumentarische, teils fiktive Erzählweise, die das Räselhafte in Byrons Wesen immer wieder betonen will, zeichnet sich aus durch komplizierte Komposition, eine parallel verlaufende Rahmenhandlung und den ständigen Wechsel von Personen- und Zeitperspektiven. Im Zentrum der Geschichte findet sich das «Diodati-Kapitel» über den – dokumentarisch belegten – gemeinsamen Aufenthalt der beiden Dichter Byron und Shelley am Genfersee, dessen Umgebung in der folgenden kurzen Impression festgehalten wird:

Es begann so: Mary Godwin, Mary Shelley, rollt den Monat Juni wieder auf. Sie rollt den halben August auf, dann den Juli, dann den Juni – den dunklen Widerschein der Jura-Berge im Genfer See. Die Bergspitzen Savoyens mit dem Umriss der untergegangenen Sonne aus Creme und Feuer. An dem Abend, an dem es anfang, war der See der Grund einer Alpenschlucht, und Mary, Shelley, Clara waren der Boden vom Boden der Schlucht. Die Stille raunt und schläft. – – – Ein Ohr. Ein Riemen. Hinter der Landzunge ein Spritzer. Ein Bug und dessen Spiegelbild tauchen kurz auf, um gleich ganz sichtbar zu werden. Er breitet einen Schleier aus Wellenschaum aus, einen sanften Schnurrbart, der sich langsam von Ufer zu Ufer spreizt. (Byron, deutsche Ausgabe, S.368f.)

Das «Diodati-Kapitel» spielt im Sommer 1816. Die Darstellung konzentriert sich zwar auf die Gestalt Byrons, aber gleichzeitig wird die helvetische Natur einge-

⁹ Laut Angaben in einem Brief vom 27.2.1992 an die Verfasserin dieser Studie.

bungsvoll und mit grosser Sachkenntnis vor Augen geführt. Byron selbst wird eine Replik in den Mund gelegt, mit der er sich über die hohen Hotelpreise beklagt:

Es ist viel zu teuer, in der Schweiz im Hotel zu wohnen! Und überdies gibt es hier viel zu viele englische Touristen. Wenn man in die Hände klatscht, flattern gleich hundert aus dem Gebüsch. Und alle starren sie einen an und durchschauen einen und schreiben nach Hause, wen man getroffen hat und an welchem Akazienbaum der Hund das Bein hebt. (Byron, S.374)

Diese Klage stimmt nur allzu gut mit den Aussagen zahlreicher Schweden überein, die vor und nach Byron die Schweiz bereist haben. Über die hohen Preise hatte sich bereits Jacob Jonas Björnstål im Jahre 1773 beklagt, und der Romantiker Nicanter fand, dass man schon froh sein müsse, wenn man in der Schweiz jemandem begegne, der zufällig nicht Engländer sei. Axel Emanuel Holmberg schliesslich meinte – und andere Schweden mit ihm –, dass Interlaken um 1850 einer englischen Kolonie gleiche, wo die Preise überrissen und die Unverschämtheit zur Tugend geworden sei.

In einem anderen Kapitel kann es die wortgewandte Schwedin bei der Beschreibung einer Alpenglüh-Szenerie ohne weiteres mit den Romantikern aufnehmen:

Jeder Schritt in die Höhe liess den Ausblick grossartiger werden und die Verblüffung des Auges in die Hingerissenheit des Bewusstseins eindringen.

Ein Überfluss an Alpengipfeln erreichte die Wolken, sie durchdrangen sie und gewannen ihren vollständigen Glanz erst über ihnen. Manchmal hüllten Polster aus Wolken und Nebel die niedrigeren Berge ein und machten sie zu den höchsten, aber von einem Pfad in Wolkenhöhe sahen wir gleich, dass die wirklichen Alpen darüber schwebten, gewaltig und unnahbar, schwarz vom eigenen Schatten, aber mit glutweissem Urgestein unter strömendem Feuer, wenn ein triviales Rinnsal Sonnenstrahlen einfing. (Byron, S.391)

Und wenn Sigrid Combüchen in der Form einer Tagebucheintragung des Byron-Freundes Hobhouse einen Ausflug auf Levertins vielgeliebte Wengernalp nachzeichnet, so wird in der einfühlsamen Schilderung des atemberaubenden Panoramas eine enge Vertrautheit mit der Bergnatur offenkundig, auch wenn sie ausgerechnet diese Wanderung nach eigener Aussage nie unternommen hat:

Am 23. September bestiegen wir die nackte, grüne Felswand der Wengern-Alpe. Keine Kuhherden mehr, nur vereinzelte Ziegen. Innerhalb von zwei Stunden hatten wir in etwa Augenhöhe mit der majestätischen Jungfrau und den beiden Eiger-Gipfeln erreicht. Wir nahmen die Sättel ab und liessen unsere Pferde weiden. Dann gingen Byron und ich zu Fuss weiter und bestiegen einen Gipfel namens Malinetha. Wir brauchten fünfzig Minuten, um hinaufzukommen, und als wir die Spitze erreicht hatten, lagen das Tal um Lauterbrunnen sowie die Seiten von Jungfrau und Eiger in Wolken gehüllt, die wie massive Wogen aus den Kratertiefen emporquollen. Eine Minute lang fühlte ich mich wie ein Engel über dem ersten Meer der Schöpfung. Jeder Mensch glaubt, derlei sei das Ergebnis seines einzigartigen Empfindungsvermögens. Diese Menge von exakt gleicher Exklusivität sagt viel über die Grösse der Natur und die Winzigkeit des Menschen aus. Beide Eigergipfel waren bald wieder klar zu erkennen. Grindelwald war ein sonniger Flecken weit unten. Wir legten uns eine Weile hin, um uns diesem grossartigen Anblick hinzugeben, und schrieben unsere Namen auf ein Stück Papier, das wir in der Nähe einer blauen Blume unter einem kleinen Stein versteckten. (Byron, S.396f.)

8. Schlussbild mit Toblerone und Kronenhalle: Bodil Malmsten und Jörn Donner

Einen vorläufigen und dabei doch recht charakteristischen Endpunkt in der jahrhundertelangen schwedischen Tradition des Schweizbilds markieren zwei jüngst erschienene Bücher: Bodil Malmstens Novellenband *Svartvita bilder* (1988; 'Schwarzweisse Bilder') und Jörn Donners Reisebuch *Rapport från Europa* (1990; 'Bericht aus Europa'). In ihrem leicht schnoddrigen Prosastil fasst Bodil Malmsten in einem kürzeren Ausschnitt ihre Eindrücke vom Alpenland zusammen, indem sie bezeichnenderweise die Landschaft vom Zugfenster aus beobachtet und an sich vorbeigleiten lässt. Das kurze Textstück, das trotz seiner lakonischen Knappheit fast sämtliche altbekannten Schablonen auflistet, kann als ziemlich repräsentativ für das romantisierende Schweizerstereotyp gelten, das in letzter Zeit zwar immer oberflächlicher geworden ist, aber nichtsdestoweniger die Vorstellung von der ungetrübten Idylle pflegt:

Wir nahmen den Zug vom Stockholmer Hauptbahnhof, Waggon Lit, Luxuswagen Erste Klasse, unser Waggon hatte kleine Lämpchen mit Glocken aus Glas, Samtpolster, ich hatte mir nie vorstellen können, dass man auf diese Weise mit dem Zug fahren könnte. Auf den Bahnsteigschildern stand Rom, Gleis zehn, und dort summt es deutsch, dänisch, italienisch, Leute mit grossen Koffern, Gepäckträger, Erwartung. Ich und mein Grossvater, Grossmutter.

Irgendwo in Dänemark wurde unser Waggon in einen Schlafwagen umgebettet; das nächste Land, an das ich mich erinnere, war die Schweiz. Die Alpen, die aus blühenden, grünen Tälern mit weissen Gipfeln gen Himmel ragten, Toblerone, Kuckucksuhren, Friede. Der Tunnel nach Italien, St. Bernhard? Vielleicht sah ich Lago di Como, Lago di Garda, Schilder nach Limone und Verona, geradewegs nach Venedig. (*Svartvita bilder*, S.43f.)

Beim Lesen dieser Zeilen muss man tatsächlich bedauern, dass die Autorin wegen einer plötzlichen Grippe im Mai 1991 auf eine geplante Lesetournee nach Bern, Basel und Zürich und damit vielleicht auf die Vertiefung ihres Schweizer Horizontes verzichten musste!

Etwas andere Akzente setzt freilich der Finnlandschwede Jörn Donner in seinem Reisebericht aus einem Europa nach dem Fall der Berliner Mauer, indem er die Eidgenossenschaft aus gesellschaftlicher Perspektive betrachtet und ihre wirtschaftliche, gesamtpolitische und geographische Lage in einen europäischen Zusammenhang hineinzusetzen versucht. Dabei geht er durchaus einsichtig auf die Probleme der Neutralität, auf die Angst der Schweiz vor dem Verlust der nationalen Souveränität und Identität sowie auf das «Sonderfallbewusstsein» des Landes ein:

Die Schweiz macht manchmal geltend, dass sie das Zentrum sei. Diese Position der Mitte hat eine gewisse Vorsicht hervorgerufen. Das Land sieht sich nicht veranlasst, an überstaatlichen Gremien und Beschlüssen mitzuwirken. Man meint, dass die anderen die Schweiz brauchen, während die Schweiz nicht immer die anderen brauche. (*Rapport från Europa*, S.18)

Der vielseitige Globetrotter Donner erweist sich in seinem Reiserapport als ein gutunterrichteter Kenner der Schweiz, die er laut eigener Angabe seit den fünfziger Jahren gewiss schon fünfzigmal besucht habe, nicht zuletzt in seiner Rolle als Berater der finnischen EFTA-Parlamentarier. Im Januar 1992 hielt er auf Einladung der «Schweizerischen Gesellschaft für Skandinavische Studien» zwei Vorträge in Zürich. Als Schriftsteller ist er mit zahlreichen Romanen und Essays hervorgetreten, er war als Journalist und Filmkritiker tätig, machte auch selbst Filme und war längere Zeit Direktor des Schwedischen Filminstituts in Stockholm. Er benötigt nur einige wenige Passagen, um ein nuanciertes Porträt vom Lande der perfekten Ordnung und Sauberkeit zu entwerfen, vom wohlgeordneten Staatswesen, das ihm gleichzeitig eine Garantie für Bildung und (Ess)Kultur bedeutet, wie eine Schnappschusszene aus dem renommierten Speiselokal «Kronenhalle» in Zürich veranschaulichen mag:

Ich sitze eines Abends im Restaurant Kronenhalle in Zürich, habe das fette und unschmackhafte osteuropäische Essen satt, und genieße eine Service- und Esskultur, die lange Traditionen besitzt. Auch dies ist etwas von der Qualität im Zentrum Europas. Der Fisch ist richtig zubereitet, er wird heiss serviert, an einem Tisch direkt nebenan sind drei Personen damit beschäftigt, eine Mahlzeit für sechs aufzutragen und zu servieren. Trotz des Gedränges in den Gängen zwischen den Tischen gelingt es dem Personal, Zusammenstöße zu vermeiden, das Gemurmel um mich herum ist beruhigend. (Rapport från Europa, S.23)

Aber Donners einsichtige und abgewogene Skizze ist fürwahr nicht ohne Schatten. Eine Stelle im Buch spiegelt, mit dem ihm eigenen leichten Sarkasmus gewürzt, seine persönliche Skepsis gegenüber dem Kapitalistenstaat wider, wie sie seit der Zeit des Kalten Krieges schon in den schwedischen Medien verbreitet wurde:

Wir konnten in unserem westlichen Radikalismus weiterleben, von Demokratie an der Basis und des Volkes reden und die repräsentative Demokratie verachten, weil sie nicht direkt genug war, aber wir konnten die direkte Demokratie nicht einmal dort würdigen, wo sie existierte und funktionierte, in der Schweiz, weil die Schweiz eine widerlich kleinbürgerliche, kapitalistische Gesellschaft war, die von den Bankiers an der Bahnhofstrasse in Zürich regiert wurde und wo der Gipfel des Radikalismus darin bestand, dass man vor Sprünglis Schokoladenboutique an der gleichen Strasse demonstrierte. (Rapport från Europa, S.130)

Für Donner hat der «Sonderfall Schweiz» gar keine Zukunft, denn das Land, in dem die Züge immer pünktlich gehen, ist ein integrierter Teil Europas, dessen Europazug ebenfalls unaufhaltsam weiterfährt, egal ob man einsteigen möchte oder nicht, und – wie er mit Nachdruck festhält – «auch nicht die Schweiz mit ihren Kühen, in der Mitte Europas, kann ausserhalb stehenbleiben» (Rapport från Europa, S.18).

RÜCKBLICK

Über die Freiheit der Schweizer hat Goethe einmal boshaft bemerkt: «Frei wären die Schweizer? Frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann! Besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt.»¹ Diese negativ zugespitzte Meinungsäußerung über die Wiege der Demokratie in Europa steht in krassem Kontrast zur gängigen Auffassung vom freiheitlichen Idealstaat, wie sie in der schwedischen Literatur von Generation zu Generation unkritisch weitergetragen wurde. Ihre Wurzeln reichen in der Tat weit zurück. Schon in der im Spätmittelalter entstandenen Auswanderungssage der Schweden und in der Erzählung von ihrer Landnahme in den späteren Urkantonen bildet der Freiheitsbegriff eine tragende Komponente.

Wie im vorhergehenden gezeigt werden konnte, ist dennoch die eigentliche Verklärung der «Utopie Schweiz» zum nahezu idealen demokratischen und freiheitlichen Staatsgebilde, das noch den Vorzug seltener landschaftlicher Schönheit aufzuweisen hat, dem Zeitalter der Romantik zu verdanken. Zweifellos hatten die auch in Schweden lebhaft rezipierten Schriften Rousseaus und später die Übersetzung von Schillers *Wilhelm Tell* zu diesem Image beigetragen. Gleichzeitig zeichnete sich eine ebenso empfindsam naturbetrachtende wie idealisierende Linie im immer beliebter werdenden Genre der Reisebeschreibungen ab, ob sie nun aus schwedischer oder sonst prominenter Feder stammen mochten. Die Vorstellungen vom freien, unverdorbenen Hirtenvolk der Schweizer erhielten während der schwedischen Nationalromantik darüber hinaus ihre besondere Dimension durch die verherrlichende Rückbesinnung auf die eigenen Vorfahren, an denen sich unverkennbar identische Eigenschaften entdecken liessen. Daneben trug die Entdeckung der nordischen Bergwelt noch zusätzlich zum gesteigerten Interesse für das Alpenland bei.

Es ist erstaunlich, wie diese Schablonen – von einigen späteren kritischen Querdenkern wie Arvid Brenner oder Jacques Werup einmal abgesehen – zäh und ohne wesentliche Nuancenverschiebungen um die zweihundert Jahre überdauert haben. Nicht einmal die Sage von der schwedischen Abstammung der Oberhaslitaler scheint ganz in Vergessenheit geraten zu sein, denn noch im Jahre 1985 widmete das Stockholmer Radio dem «schwedischen Alpental» eine Sendung.²

Doch seit den Reiseschilderungen von Böök, Heller und Johnson aus den dreissiger und vierziger Jahren, die sich zwar eingehend mit der Schweizer Gesell-

¹ J.W.v. GOETHE, *Briefe aus der Schweiz*, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, 9, Hrg. E. Beutler, Zürich 1949, S.481.

² F. PERSSON, *Här vill vi slå oss ned, ty detta liknar vårt fädernesland*. Im Programm *Vårt att veta*, vom 3.2.1985.

schaftsstruktur auseinandersetzen, aber immerfort den alten Anschauungsmustern mehr oder weniger verhaftet sind, hat die Schweiz in der schwedischen Literatur zunehmend ihre exotische Anziehungskraft eingebüsst. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt, da die Gattung der Reisebeschreibung in Schweden erneut grossen Anklang findet, ist die Schweizer Freiheitsutopie im Volksbewusstsein weitgehend verblasst und die überschwengliche Hingerissenheit des Nordländers vor einem Sonnenuntergangspanorama mit Alpenglühn dahin. Dies dürfte nicht zumindest damit zusammenhängen, dass neben dem Trend des heutigen Massentourismus in immer entferntere Länder und weniger erschlossene Gegenden die Eidgenossenschaft zu sehr an die schwedische «Normalität» erinnert. Die nicht eben häufigen literarischen Kontaktnahmen der allerletzten Jahrzehnte haben jedenfalls dem vorgeprägten Bild kaum neue Akzente hinzufügen können, sondern eher noch zur Idyllisierung und Stereotypisierung beigetragen. Das *literarisch* vermittelte Nationalstereotyp steht jedoch in spürbarem Missverhältnis zur Berichterstattung der schwedischen Massenmedien, die in jüngster Zeit mit der Ausleuchtung schweizerischer Risse und Verwerfungen nicht zurückgehalten haben.

Noch immer scheint die schwedische Wahrnehmung der Alpenrepublik durch die lyrischen Ergüsse der Romantiker oder die idealisierende Prosa einer Bremer, eines Strindberg oder eines Johnson mitbestimmt zu sein, die alle drei in der *ländlichen* Schweiz eine echte Utopie von Freiheit verwirklicht sahen. Ein einziger Beitrag aus allerjüngster Zeit hat allerdings neue Zeichen zu setzen versucht. Gemeint ist Jörn Donners wohlwollend vorurteilslose und sachliche Betrachtung der modernen Schweiz, eine Betrachtung, die positive *und* negative Züge gegeneinander abwägt und womöglich einen neuen Weg zum wechselseitigen Verständnis ohne vorgefasste Meinungen und Ressentiments weisen könnte.

Trotzdem darf man, zumindest vorläufig noch, von einer nur wenig gebrochenen Traditionslinie des Schweizer Bildes in seinen literarischen Bezügen ausgehen, so dass sogar der 1831 dargebrachten, enthusiastischen Lobeshymne *Schweitz* des Romantikers Karl August Nicander, der beide Länder als «Schwestern» apostrophiert, eine gewisse tiefere Gültigkeit auch heute nicht abzusprechen wäre:

Schöne, edle Mutter von freien Söhnen,
 Du, Sveas südlicheres Schwesterland!
 Die Eiskristalle deine Stirne krönen,
 Und Frühlingsblumen trägst du in der Hand.
 In deinen Bergen schützten einst die Helden
 Das Leben ihres Tals: nun herrscht dort stiller Fried’;
 Aber des Gipfels Echo weiss noch feierlich zu melden
 Von Wilhelm Tell und Arnold Winkelried.

(Minnen från Södern, 1, S.165)

LITERATURVERZEICHNIS

1. Schwedische Originaltexte :

- ASPLUND, KARL. *Att överleva*. Stockholm 1948.
- ATTERBOM, PER DANIEL AMADEUS. *Minnen från Tyskland och Italien*. 1-2, Örebro 1859.
- *Reseminnen och brev*. Valda skrifter, 6, Hrg. F. Böök, Stockholm 1929.
- BECK-FRIIS, JOHAN. *Möjligheten*. Stockholm 1921.
- BENGTSSON, FRANS G. *Sällskap för en eremit*. Stockholm 1970.
- Berättelse om Alprosen eller Den olyckliga kärleken i Schweitz, jemte Sång*. Stockholm 1871.
- BISMARCK, MARGARET VON. *Under skyarna: skisser och notat*. Landskrona 1976.
- BJÖRNSTÅHL, JACOB JONAS. *Resa til Frankrike, Italien, Sweitz, Tyskland, Holland, Ängland, Turkiet och Grekland*. Hrg. C. Ch. Gjörwell, 2, 4, Stockholm 1780-82.
- *Resebrev*. Hrg. Ch. Callmer, Stockholm 1960.
- BÖÖK, FREDRIK. *Resa till Schweiz*. Stockholm 1932.
- BÖTTIGER, CARL WILHELM. *Rhetoromanska språkets dialekter. Ett språkhistoriskt utkast*. Uppsala 1854.
- *Samlade skrifter*. 1, 3, 6, Stockholm 1856-81.
- BREMER, FREDRIKA. *Fredrika Bremers brev*. Hrg. K. Johanson und E. Kleman, 3, Stockholm 1917.
- *Lifvet i gamla världen. Dagboksanteckningar under resor i söder- och österland*. 1, Stockholm 1860.
 - *Livet i gamla världen*. Hrg. G. Fredén, Stockholm 1961.
- BRENNER, ARVID (Pseud. f. Helge Heerberger). *Ny vardag*. Stockholm 1936.
- *Stranden mitt emot*. Stockholm 1953.
- BRUNNER, ERNST. *Edith*. Stockholm 1992.
- *I det stora hela*. Stockholm 1982.
- COMBÜCHEN, SIGRID. *Byron*. Stockholm 1988
- DONNER, JÖRN. *Rapport från Europa*. Stockholm 1990.
- EGNELL, SVEN – YUNKERS, LILL (Hrg.). *60 skillingtryck*. Stockholm 1982.
- EHRENSVÄRD, CARL AUGUST. *Resa til Italien, 1780, 1781, 1782*. Stockholm 1786. (Auch in: Svenska författare utg. av Svenska Vitterhetssamfundet, X:1, 1923).
- *Resa till Italien och andra skrifter*. Hrg. H. Frykenstedt, Stockholm 1962.
- EKENDAL, JONAS HERMAN. *Resa genom Danmark, Tyskland och Schweitz åren 1849, 1850 och 1852: med hufvudsakligen fästadt afseende på dessa länders folklif och folkbildningsanstalter*. 3, Uppsala 1855.

- FAHLCRANTZ, CHRISTIAN ERIK. *Reseminnen från åren 1835 och 1836*. Samlade skrifter, 4, Örebro 1865.
- FOGELKLOU, EMILIA. *Helgon och häxor*. Stockholm 1952.
- GUSTAFSSON, LARS. *Herr Gustafsson själv*. Stockholm 1971.
- HANSSON, OLA. *Dikter på vers och prosa*. Samlade skrifter, 14, Stockholm 1922.
- *Man skriver om himmelriket när man har helvetet inom sig*. Hrg. G. Antonson, Lund 1990.
 - *Resan hem*. Samlade skrifter, 7, Stockholm 1920.
 - *Sensitiva amorosa*. Samlade skrifter, 3, Stockholm 1919.
 - *Sensitiva amorosa*. Stockholm 1957.
 - *Svartkonsten och nya visor*. Samlade skrifter, 15, Stockholm 1922.
 - *Tidens kvinnor*. Samlade skrifter, 5, Stockholm 1920.
 - *Ur minnet och dagboken*. Hrg. Emy Ek. Stockholm 1926.
 - *Vägen till lifvet*. Samlade skrifter, 9, Stockholm 1921.
 - *Valda dikter*. Hrg. Hj. Gullberg, Stockholm 1943.
 - *Vitt över världen...* Hrg. H. Levander, Stockholm 1977.
- HEIDENSTAM, VERNER VON. *Berättelser och fejder*. Samlade verk, 22, Stockholm 1943.
- *Brev*. Hrg. K. Bang und F. Böök, Stockholm 1949.
 - *Från Col di Tenda till Blocksberg*. Samlade verk, 2, Stockholm 1943.
 - *Tankar och teckningar*. Samlade verk, 9, Stockholm 1943.
- HELLER, FRANK (Pseud. f. Gunnar Serner). *På detta tidens smala näs. Funderingar över ett liv*. Stockholm 1940.
- *Resa i Schweiz*. Stockholm 1948.
- HÖIJER, BENJAMIN. *En svensk filosof på utrikes botten*. In: M.J. Crusenstolpe, *Karakteristiker, ur samtida förtroliga bref och anteckningar hemtade*, Stockholm 1851.
- JOHNSON, EYVIND. *Dagbok från Schweiz 1947-1949*. Stockholm 1949.
- *Hans nådes tid*. Stockholm 1960.
 - *Lägg undan solen!* Stockholm 1951.
 - *Livsdagen lång*. Stockholm 1964.
 - *Några steg mot tystnaden. En roman om fångna*. Stockholm 1973.
 - *Stunder, vågor. Berättelser från resor*. Stockholm 1965.
- LAGERKVIST, PÅR. *Brev*. Hrg. I. Schöijer, Stockholm 1987.
- *Själarnas maskerad*. In: *Kämpande ande*, Stockholm 1955.
- LEFFLER, ANNE CHARLOTTE. *En självbiografi grundad på dagböcker och brev*. Stockholm 1922.
- LEVERTIN, OSCAR. *Dikter*. Samlade skrifter, 1-2, Stockholm 1907.
- *Resebref*. Samlade skrifter, 23, Stockholm 1908.
- MALMSTEN, BODIL. *Svartvita bilder*. Stockholm 1988.
- MATTSSON, GUSTAF. *Gustaf Mattsson berättar om sig själv*. Hrg. B. Jung, Helsingfors 1942.
- *Strödda resebref*. Valda skrifter, 1, Borgå; Helsingfors 1915.
- MUNTHE, AXEL. *Boken om San Michele*. Stockholm 1930.

- MYRDAL, JAN. *Barndom*. Stockholm 1982.
- NICANDER, KARL AUGUST. *Minnen från Söder*. 1, Örebro 1831.
- *Samlade arbeten*. 1, Stockholm 1860.
- RÅDSTRÖM, PÄR. *Översten*. Stockholm 1961.
- REUTERSWÄRD, CARL FREDRIK. *Titta, jag är osynlig*. Stockholm 1988.
- SNOILSKY, CARL. *Carl Snoilsky och hans vänner*. 1, Hrg. R. G:son Berg, Stockholm 1917.
- *Eko*. Hrg. R. G:son Berg, Stockholm 1928.
 - *Samlade dikter*, 1, 2, 5, Stockholm 1903-04.
- SÖDERGRAN, EDITH. *Dikter och aforismer*. Samlade skrifter, 1, Helsingfors 1990.
- *Ediths brev*. Hrg. H. Olsson, Stockholm 1955.
 - *Samlade dikter*. Hrg. G. Tideström, Stockholm 1949.
- STOLPE, SVEN. *I dödens skugga*. Memoarer, 3, Stockholm 1962.
- *I dödens väntrum*. Stockholm 1930.
 - *Idyll och orosmoln*. Memoarer, 1, Stockholm 1974.
 - *Livets löjen. Glada minnen och bagateller*. Stockholm 1983.
- STRINDBERG, AUGUST. *Brev*. 4-7, 11, Hrg. T. Eklund, Stockholm 1954-69.
- *En dåres försvarstal*. Skrifter, 8, Stockholm 1983.
 - *Likt och olikt. Sociala och kulturkritiska uppsatser från 1880-talet*. Samlade skrifter, 16-17, Stockholm 1920.
 - *Utopier i verkligheten*. Skrifter, 3, Stockholm 1983.
 - *Sankt Gotthards saga*. Skrifter, 5, Stockholm 1983.
 - *Tjänstekvinnans son*. Skrifter, 7, Stockholm 1983.
- THORILD, THOMAS. *Dikter och prosaoden. Prosaskrifter 1778-1783*. Samlade skrifter, 1, Stockholm 1933 (Svenska författare utg. av Svenska Vitterhets-samfundet, XV:1).
- WERUP, JACQUES. *Swiss Made*. Stockholm 1975.

2. Übersetzungen ins Deutsche:

- ATTERBOM, PER DANIEL AMADEUS. *Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P.D.A. Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen nebst Reiseerinnerungen aus Deutschland und Italien aus den Jahren 1817-1819.* (Originaltitel: Minnen från Tyskland och Italien), Aus d. Schwed. von F. Maurer, Berlin 1867.
- BJÖRNSTÅHL, JACOB JONAS. *Briefe auf seinen ausländischen Reisen an den königlichen Bibliothekar C.C. Gjörwell in Stockholm.* (Originaltitel: Resa til Frankrike...), Aus d. Schwed. von J.E. Groskurd und Ch.H. Groskurd, 3, 5, Rostock; Leipzig 1781-82.
- BÖTTIGER, CARL WILHELM. *Auserwählte Gedichte.* Aus d. Schwed. von U. W. Dieterich, 1, Stockholm 1844.
- *Der Fremdling in St. Gallen.* (Originaltitel: Främlingen i Sankt Gallen), Aus d. Schwed. von P.J. Willatzen. In: *Nordlandsharfe*, Bremen 1889.
- BREMER, FREDRIKA. *Leben in der alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient.* (Originaltitel: Lifvet i gamla verlden), 1-16, Leipzig 1861-63.
- *Lebensschilderung, Briefe und nachgelassene Schriften.* Hrg. Ch. Zuiding, (Deutsche Originalausg.), 1-3, Leipzig 1868.
 - *Reisebilder aus der Schweiz und Italien.* (Originaltitel: Lifvet i gamla verlden), Aus d. Schwed. von G. Fink, 1- 2, Stuttgart 1861.
- COMBÜCHEN, SIGRID. *Byron.* (Originaltitel: Byron), Aus d. Schwed. von S.G. Feldstein, Stuttgart 1991.
- GUSTAFSSON, LARS. *Herr Gustafsson persönlich.* (Originaltitel: Herr Gustafsson själv), Aus d. Schwed. von V. Reichel, München 1972.
- HANSSON, OLA. *Alltagsfrauen. Ein Stück moderner Liebesphysiologie.* (Originaltitel: Tidens kvinnor), Berlin 1891.
- *Der Weg zum Leben.* (Originaltitel: Vägen till lifvet), Berlin 1896.
 - *Sensitiva amorosa. Neue Herzensprobleme.* Berlin 1892.
- HEIDENSTAM, VERNER VON. *Eine Sylvesternacht im Hotel «Zum Tode».* (Originaltitel: En Sylvesternatt på Dödens hotell). In: *Addio von Neera und andere Novellen*, Stuttgart 1894.
- *Gedichte.* In einer Auswahl übertr. von F. Stieve, Berlin 1910.
 - *Landschaften und Menschen.* (Originaltitel: Från Col di Tenda till Blocksberg), Aus d. Schwed. von E. Stine, Strassburg 1901.
- HELLER, FRANK . (Pseud. f. Gunnar Serner). *Schweizerreise.* (Originaltitel: Resa i Schweiz), Aus d. Schwed. von M. Mehlem, Kopenhagen 1949.
- JOHNSON, EYVIND. *Blätter aus einem schweizerischen Tagebuch 1947.* Aus d. Schwed. von A. Helfenberger. In: *Du*, Schweizerische Monatsschrift 6 (1948).
- *Eine grosse Zeit.* (Originaltitel: Hans nådes tid), Aus d. Schwed. von Ch. von Kohl. Berlin 1966.

- JOHNSON, EYVIND. *Fort mit der Sonne*. (Originaltitel: Lagg undan solen!), Aus d. Schwed. von W. Lindenthal, Hamburg 1953.
- *Notizen aus der Schweiz*. (Originaltitel: Dagbok från Schweiz 1947–1949), Aus d. Schwed. von U. und U. Bracher, Frauenfeld 1976.
 - *Reise ins Schweigen. Ein Roman über Gefangene*. (Originaltitel: Några steg mot tystnaden. En roman om fångna), Aus d. Schwed. von V. Reichel, Berlin; Frankfurt a.M.; Wien 1975.
- MYRDAL, JAN. *Kindheit in Schweden*. (Originaltitel: Barndom). Aus d. Schwed. von R. Petersson u.a., Marburg 1990.
- SNOILSKY, CARL. *Ausgewählte Gedichte*. Aus d. Schwed. von A. Stern, Stockholm 1892.
- SÖDERGRAN, EDITH. *Die Hölle / Ich sah einen Baum*. (Originaltitel: Helvetet / Jag såg ett träd), Aus d. Schwed. von H.-M. Enzensberger. In: *Museum der modernen Poesie*, Frankfurt a.M. 1980.
- *Feindliche Sterne*. Aus d. Schwed. von K.R. Kern u.a., Wiesbaden; München 1977.
 - *Fragment einer Stimmung*. (Originaltitel: Fragment av en stämning), Aus d. Schwed. von N. Sachs. In: *Schwedische Gedichte*, Neuwied; Berlin 1965.
 - *Klauenspür*. Hrg. R. Pietrass, Aus d. Schwed. von H.-M. Enzensberger u.a., Leipzig 1990.
- STOLPE, SVEN. *Ich blicke zurück – ich blicke voraus*. (Originaltitel: Blick tillbaka – och framåt), Aus d. Schwed. von R. Öhquist, Frankfurt a.M. 1965.
- *Im Wartezimmer des Todes*. (Originaltitel: I dödens väntrum), Aus d. Schwed. von A. von Sterneck, Frankfurt a.M. 1958.
- STRINDBERG, AUGUST. *Briefe*. Werke, 4, Aus d. Schwed. von T. von Bonin, München 1956.
- *Das Plädoyer eines Irren*. (Originaltitel: En dåres försvarstal), Werke in zeitlicher Folge, 5, Hrg. W. Butt, Aus d. Schwed. von A. Bruns u.a., Frankfurt a.M. 1984.
 - *Der Sohn der Magd*. (Originaltitel: Tjänstekvinnans son), Werke in zeitlicher Folge, 4, Hrg. H. Brandl und J. Scherzer, Aus d. Schwed. von H.-J. Maass und J. Scherzer, Frankfurt a.M. 1984.
 - *Die Saga vom Sankt Gotthard*. (Originaltitel: Sankt Gotthards saga), Werke, 5, Aus d. Schwed. von T. von Bonin, München 1957.
 - *Utopie und Wirklichkeit*. (Originaltitel: Utopier i verkligheten), Die gesammelten Erzählungen, 2, Aus d. Schwed. von K. Möllmann, Zürich 1991.

3. Literatur zum «Herkommen»:

- ANDERBERG, ROLF. *De ljushåriga eller Den otroliga historien om svenskarna som koloniserade en dal i Schweiz*. In: Göteborgs-Posten, 16.11.1980.
Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 7 (1871).
- BENZIGER, CARL JOS. *Schwedisch-schweizerische Beziehungen in der Vergangenheit*. In: Zeitschrift für Schweizer Geschichte 2 (1922).
- BRUCKNER, ALBERT. *Das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler*. Aarau 1961 (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt.III, Bd.2).
- BURCKHARDT, JOHANN RUDOLF. *Untersuchungen über die erste Bevölkerung des Alpengebirgs, insbesondere der schweizerischen Urkantone, des Berner Oberlandes und des Oberwallis*. In: Archiv für Schweizer Geschichte 4 (1846).
- DE BOOR, HELMUT. *Die nordischen, englischen und deutschen Darstellungen des Apfelschussmotivs*. Aarau 1947 (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt.III, Bd.1).
- EK, JACOB. *De Colonia Suecorum in Helvetiam egressa*. Uppsala 1797.
- ERICUS OLAI. *Chronica regni Gothorum*. 1470. (Gedruckt in Stockholm 1615).
- *The Swenskes och Göthes historie*. Schwed. Übersetzung von J. Sylvio, Stockholm 1678.
- ETTERLIN, PETERMANN. *Kronica von der loblichen Eydgnoschaft Jr harkomen vnd sust seltzam stritten vnd geschichten*. Basel 1507.
- GEIJER, ERIK GUSTAF. *Geschichte Schwedens*. Bd.1, Aus d. Schwed. von S.P. Leffler, Hamburg 1832.
- *Svenska folkets historia*. Samlade skrifter, Teil 1, Abt.2, Bd.2, Stockholm 1851.
- GREYERZ, OTTO VON. *Das Volkslied der deutschen Schweiz*. Frauenfeld; Leipzig 1927.
Hasle im Wyssland. In: Heimatwerk 3 (1942).
- HENNINGSSON, BENGT. *Geijer som historiker*. Uppsala 1961 (Studia Historica Upsaliensia 5).
- HOLMBERG, AXEL EMANUEL. *Hasslidalen och en liten färd i Schweitz, också en resebeskrifning*. Stockholm 1851.
- HOPF, OTTO. *Geschichten aus der Vergangenheit des Hasletales*. Meiringen 1892.
- JOHANNESSON, KURT. *Gotisk renässans. Johannes och Olaus Magnus som politiker och historiker*. Stockholm 1982.
- KURZ, GOTTLIEB – LERCH, CHRISTIAN. *Geschichte der Landschaft Hasli*. Meiringen 1979.
- LATVAKANGAS, ARTO. *Sveitsiläisten alkuperätarinan synty ja rooli ruotsalaisessa traditiossa*. Deutsche Zusammenfassung: Die Schweizer Herkommenssage: Herkunft und Rolle in der schwedischen Tradition. In: *Die Schweiz und Finnland. Menschliche Wechselwirkungen*, Turku 1993.

- LOCCENIUS, JOHAN. *Antiquitatum sveogothicarum*. Lib.III, Stockholm 1647.
 - *Svenske och göthiske gamle handlingar*. Schwed. Übersetzung von N. Hufvedsson Dal, Stockholm 1728.
- MÄTZENER, HANS. *Haslital, Haslitaler, Haslitalerberge. Porträt einer Landschaft und ihrer Menschen*. 3.Aufl., Meiringen o.Jahr.
- MAGNUS, JOHANNES. *Historia de omnibus Gothorum Sueonumque regibus*. Lib.V, VIII, Rom 1554.
 - *Swea och Götha Cronika*. Schwed. Übersetzung von E. Schroderus, Stockholm 1620.
- MARCHAL, GUY P. *Die frommen Schweden in Schwyz: das «Herkommen der Schwyzer und Oberhasler» als Quelle zum schwyzerischen Selbstverständnis im 15. und 16. Jahrhundert*. Basel 1976 (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 138).
- MÜLLER, JOHANNES VON. *Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft*. 1, Winterthur 1786.
- MUSCHG, WALTER – GESSLER, EDUARD ACHILLES. *Die Schweizer Bilderchroniken des 15./16. Jahrhunderts*. Zürich 1941.
- NAUMANN, HANS-PETER. *Tell und die nordische Überlieferung. Zur Frage nach dem Archetypus vom Meisterschützen*. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 71 (1975).
- NIHLÉN, ULF. «Svenskar» i schweizerby är ättlingar efter vikingar. In: Helsingborgs Dagblad, 8.11.1970.
- NORDSTRÖM, JOHAN. *Johannes Magnus och den götiska romantiken*. Stockholm 1975.
- PERSSON, FOLKE. *Här vill vi slå oss ned, ty detta liknar vårt fädernesland*. Radiovortrag in: Sveriges Radio, 3.2.1985.
- RINGGENBERG, FRITZ. *En Adler steid uf yser Fahnen... Chronik der Oberhasli- und Meiringer-Lokalgeschichte*. 2.Aufl., Meiringen 1975.
 - *Isen im Fiir. Festspiel zur 600-Jahrfeier Bern-Oberhasli*. Meiringen 1934.
- ROCHHOLZ, ERNST LUDWIG. *Eidgenössische Lieder-Chronik*. Bern 1835.
- ROMDAHL, MARGARETA. *Sherlocks dödsdal full av svenskar*. In: Dagens Nyheter, 12.10.1971.
- SCHILLER, FRIEDRICH. *Wilhelm Tell*. Werke, 10, Nationalausg., Weimar 1980.
 - *Wilhelm Tell*. Schwed. Übersetzung von O. Bergius. Strängnäs 1823.
- SÖDERBERG, WERNER. *Nicolaus Ragvaldis tal i Basel 1434*. In: Samlaren 17 (1896).
- STUMPF, JOHANNES. *GEMEINER loblicher Eydgnoschafft Stetten Landen vnd Völckeren Chronick wirdiger thaaten beschreybung*. Zürich 1547.
- SVENNUNG, JOSEF. *Jordanes und Scandia. Kritisch-exegetische Studien*. Stockholm 1967 (Skrifter utg. av K. Humanistiska vetenskapssamfundet i Uppsala 44:2A).
 - *Zur Geschichte des Goticismus*. Stockholm 1967 (Skrifter utg. av K. Humanistiska vetenskapssamfundet i Uppsala 44:2B).
- TOBLER, LUDWIG. *Schweizerische Volkslieder*. Frauenfeld; Leipzig 1917.

- TSCHUDI, AEGIDIUS. *Chronicon Helveticum*. 1-2, Basel 1734-36.
- *Chronicon Helveticum*. Hrg. P. Stadler und B. Stettler, Bern 1968 (Quellen zur Schweizer Geschichte, N.F., Abt.1, Bd.7).
- VETTER, FERDINAND. *Über die Sage von der Herkunft der Schwyzer und Oberhasler aus Schweden und Friesland*. Bern 1877.
- WEHRLI, MAX. *Der Schweizer Humanismus und die Anfänge der Eidgenossenschaft*. In: Schweizer Monatshefte 47 (1967/68).
- WIRSÉN, AXEL EMIL. *De Colonia Suecorum in Helvetiam deducta*. Uppsala 1828.
- WIRZ, HANS GEORG. *Das Weisse Buch von Sarnen*. Aarau 1947 (Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abt.III, Bd.1).
- Zelleni us em Haslital. Märchen, Sagen und Schwänke aus mündlicher Überlieferung*. Aufgez. von M. Sooder, Neue Ausg., Meiringen 1984.

4. Övriga benyttade Literatur:

- AHLMO-NILSSON, BIRGITTA. *Arvid Brenners romaner. Samtidsanalys och personteckning*. Göteborg 1972.
- AHLSTRÖM, GUNNAR. *Det moderna genombrottet i Nordens litteratur*. Stockholm 1973.
- AHLSTRÖM, STELLAN. *Ola Hansson*. Stockholm 1958.
- AHNLUND, NILS. *Till Axel Oxenstiernas ungdomshistoria*. In: Personhistorisk tidskrift 15 (1913).
- ÅKERBERG, HANS. *Sven Stolpe och Sigtunaupplevelsen*. Stockholm 1985.
- ANDERSSON, INGVAR. *Schweiz och Sverige genom tiderna. Kring en arkivutställning*. Stockholm 1963 (Meddelanden från svenska riksarkivet 6).
- ATTENHOFER, EDWARD. *Strindberg und Heidenstam begegnen sich auf Schloss Brunegg*. In: Lenzburger Neujahrsblätter 19 (1949).
- *Von den Dichtern Heidenstam und Strindberg und König Gustav IV. von Schweden (1792–1809), der als Oberst Gustavson in Lenzburg lebte*. In: Lenzburger Neujahrsblätter 29 (1958).
- AXBERGER, GUNNAR. *Jaget och skuggorna. Fredrika-Bremer-studier*. Stockholm 1951.
- BÄCKMAN, STIG. *Den tidlösa historien. En studie i tre romaner av Eyvind Johnson*. Stockholm 1975.
- BANDLE, OSKAR. *Ideologie und Wirklichkeit. Das Bild der Schweiz in Strindbergs Werken und Briefen*. In: W. Friese (Hrg.), *Strindberg und die deutschsprachigen Länder*, Basel; Stuttgart 1979 (Beiträge zur nordischen Philologie 8).
- BJÖRCK, STAFFAN. *Heidenstam och sekelskiftets Sverige. Studier i hans nationella och sociala författarskap*. Stockholm 1946.
- *I marginalen till Hemsöborna*. In: Modersmåslärarnas Förenings Årsskrift (1950).
- *Verner von Heidenstam*. Aus. d. Schwed. von V. Arpe. Stockholm 1959.
- BÖÖK, FREDRIK. *Oscar Levertin*. Stockholm 1944.
- *Strindberg och Heidenstam i Schweiz*. In: *Från åttiotalet*, Stockholm 1926.
- BOËTHIUS, ULF. *Strindberg och kvinnofrågan till och med Giftas I*. Stockholm 1969.
- BRANTLY, SUSAN. *The Life and Writings of Laura Marholm*. Basel; Frankfurt a.M. 1991 (Beiträge zur nordischen Philologie 21).
- BRENNER, PETER J. (Hrg.). *Der Reisebericht: die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Frankfurt a.M. 1989.
- *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts*. Tübingen 1991 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 35).
- BRUNNER, ERNST. *Till fots genom solsystemen. En studie i Edith Södergrans expressionism*. Stockholm 1985.

- BÜRGI, ANDREAS. *Weltvermesser. Die Wandlung des Reiseberichts in der Spätaufklärung*. Bonn 1989 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 386).
- DAHLBÄCK, LARS. *Strindbergs Hemsöborna. En monografi*. Stockholm 1974.
- DALIN, OLOF VON. *Geschichte des Reiches Schweden*. Aus d. Schwed. von J. Benzelstierna und J.C. Dähnert, 1-4, Greifswald; Rostock 1756-63.
- EBEL, UWE. *Studien zur skandinavischen Reisebeschreibung von Linné bis Andersen*. Frankfurt a.M. 1981.
- EDQVIST, SVEN-GUSTAF. *Samhällets fiende. En studie i Strindbergs anarkism till och med Tjänstekvinnans son*. Stockholm 1961.
- *Strindberg et la Suisse*. Lausanne 1963 (Études de lettres, Sér.II, 6).
- EHNMARK, ELOF. *Fredrika Bremer*. Stockholm 1963.
- EHLER, PAUL. *...hätte ich nur meine Bekannten schon begrüsst... Geschichte der Sanatoriums-Frischluf-Liegekur 1860-1950*. Rorschach 1982.
- ELLIOTT, JAMES – PELZER, JÜRGEN – POORE, CAROL. *Stereotyp und Vorurteil in der Literatur. Untersuchungen zu Autoren des 20. Jahrhunderts*. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik Beih.9 (1978).
- ENCKELL, OLOF. *Esteticism och nietzscheanism i Edith Södergrans lyrik*. Helsingfors 1949 (Skrifter utg. av Svenska litteratursällskapet i Finland 311).
- FÄRNSTRÖM, EMIL. *Fredrika Bremer i Schweiz*. Stockholm 1968.
- FEHRMAN, CARL. *En svensk resenär hos Rousseau och Voltaire*. In: Svensk literaturtidskrift 32 (1969).
- *Levertins lyrik*. Lund 1945.
- FERDMANN, JULES. *Der Aufstieg von Davos*. 2. Aufl., Davos 1990.
- FORSER, TOMAS. *Bööks 30-tal. En studie i ideologi*. Stockholm 1976.
- FRANZÉN, GÖSTA. *Alphyddan. Ett litterärt ortnamn*. In: *Studia Onomastica. Festschrift till Thorsten Andersson*, Stockholm 1989.
- FREDÉN, GUSTAF. *Arvet från Fredrika Bremer. En bild av F'B' sammanställd ur hennes skrifter*. Lund 1951.
- FRÖBERG, PAUL. «Den fordne Narciss». *En studie i C. W. Böttigers Ungdomsminnen*. In: *Samlaren* 84 (1963).
- *Skalden Böttiger. En studie i svensk senromantik*. Stockholm 1943.
- *Tysklands-intryck i svenska reseskildringar från 1810-, 1820- och 1830-talen. Spånor från en studie i romantisk reseskildring*. In: *Modersmålslära*ns Förenings Årsskrift (1949).
- GEIJERSTAM, CARL-ERIK AF. *Edith Södergran: O, mina solbrandsfärgade toppar*. In: *Lyrisk tidsspegel*, Lund 1967.
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON. *Briefe aus der Schweiz*. Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, 9, Hrg. E. Beutler, Zürich 1949.
- *Goethes Schweizer Reise 1775. Zeichnungen und Niederschriften*. Hrg. K. Koetschau und M. Morris, Weimar 1907 (Schriften der Goethe-Gesellschaft 22).
- GRIEP, WOLFGANG – JÄGER, HANS-WOLF (Hrg.). *Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen*. Heidelberg 1986 (Neue Bremer Beiträge 3).

- HAAS, LEONHARD. *Schweden und die Schweiz. Ein Rückblick in die Vergangenheit.*
In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 14 (1964).
- HALLER, ALBRECHT VON. *Die Alpen.* Bern 1729.
- HANSÉN, STIG – THOR, CLAS. *Att resa och skriva.* Stockholm 1992.
- HEDMAN, DAG. *Eleganta eskapader. Frank Hellers författarskap till och med Kejsarens gamla kläder.* Uppsala 1985.
- HOLM, BIRGITTA (Red.). *Fredrika Bremer ute och hemma.* Stockholm 1987 (Acta universitatis Upsaliensis: Uppsala Women's Studies B:1).
- JÄNICKE, GISBERT. *Edith Södergran. Diktare på två språk.* Helsingfors 1984 (Skrifter utg. av Svenska litteratursällskapet i Finland 518).
- JONSSON, BENGT R. *Svensk balladtradition.* 1, Stockholm 1967.
- JULÉN, BJÖRN. *Hjärtats landsflykt. En Levertin-studie.* Stockholm 1961.
- KARPF, URS. *Swiss made. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Schweiz aus der Sicht eines jungen schwedischen Schriftstellers.* Radiovortrag in: Radio DRS 2, 13.1.1982.
- KRASNOBAEV, BORIS I. *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforshung.* Hrg. B'I'K', G. Robel und H. Zeman, Berlin 1980 (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa 6).
- KUMLIEN, GUNNAR D. *Italien då... Galärslavar, pilgrimer, kurtisaner.* Stockholm 1976.
- LAGERCRANTZ, OLOF. *August Strindberg.* Stockholm 1979.
- *Eftertankar om Strindberg.* Stockholm 1990.
- LAMM, MARTIN. *August Strindberg.* 2. rev. Aufl., Stockholm 1963.
- *Förhistorien till Strindbergs Hemsöborna.* In: Svensk litteraturtidskrift 1 (1938).
- *Upplysningstidens romantik. Den mystiskt sentimentala strömningen i svensk litteratur.* 1, Stockholm 1918.
- LANDIN, PER. *Von Dort nach Hier. Zum Prozess der Vermittlung und Aufnahme deutschsprachiger Belletristik in Schweden 1980–1988.* Stockholm 1990 (Stockholmer germanistische Forschungen 43).
- LEVANDER, HANS. *Sensitiva amorosa. Ola Hanssons ungdomsverk och dess betydelse för åttiotalets litterära brytningar.* Stockholm 1944.
- LEWAN, BENGT. *Drömmen om Italien. Italien i svenska resenärers skildringar från Atterbom till Snoilsky.* Stockholm 1966.
- *Italienska bilder. Svenskars syn på Italien 1700-1800.* Stockholm 1970.
- LINDBERGER, ÖRJAN. *Heidenstams och Strindbergs brevväxling.* In: Svensk litteraturtidskrift 3 (1940).
- *Norrbottningen som blev europé. Eyvind Johnsons författarskap till och med Romanen om Olof.* Stockholm 1986.
- LINDER, ERIK HJALMAR. *Fem decennier av nittonhundratalet.* 1–2, 4. rev. Aufl., (= Ny illustrerad svensk litteraturhistoria, 5), Stockholm 1965-66.
- Litteraturhistoria, ny illustrerad svensk.* 1–4, 2. rev. Aufl., Stockholm 1967.
- Litteraturllexikon, svenskt.* 2. erw. Aufl., Lund 1970.

- LÖNNROTH, LARS – DELBLANC, SVEN (Red.). *Den Svenska Litteraturen*. 1-7, Stockholm 1987-90.
- LOKRANTZ, GUNNAR. *Karl August Nicander*. Uppsala 1939.
- LUNDBERG, ERIK. *Kalla mig Mr Collin! Anteckningar om Gunnar Serner – äventyrare, författare, språkman*. Laholm 1981.
- MEYER, OLE. *Eyvind Johnsons historiska romaner. Analyser av språksyn och världssyn i fem romaner*. Köpenhamn; Lund 1976.
- MOESCHLIN, FELIX. *Strindberg und die Schweiz*. In: *Die Schweiz* 16 (1912).
- OBERHOLZER, OTTO. *Pär Lagerkvist. Studien zu seiner Prosa und seinen Dramen*. Heidelberg 1958.
- ÖSTERLING, ANDERS. *Jacob Jonas Björnståhl. Minnesteckning*. Stockholm 1947.
- *Ola Hansson. Minnesteckning*. Stockholm 1966.
- OLSSON, HENRY. *Carl Snoilsky*. Stockholm 1980.
- *Den unge Snoilsky*. Stockholm 1941.
- OPPENHEIM, ROY. *Die Entdeckung der Alpen*. Frauenfeld; Stuttgart 1974.
- ORTON, GAVIN. *Eyvind Johnson*. Schwed. Übersetzung von G. Barklund. Stockholm 1974.
- O'SULLIVAN, EMER. *Das ästhetische Potential nationaler Stereotypen in literarischen Texten. Auf der Grundlage einer Untersuchung des Englandbildes in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur nach 1960*. Tübingen 1989 (Stauffenburg Collegium 8).
- PETERSSON, MARGARETA. *Indien i svenska reseskildringar 1950–75*. Lund 1988 (Litteratur teater film, nya serien 3).
- PILGAARD, TOVE. *Edith Södergrans lyrik*. Aalborg 1985.
- REIMERS, GERD. *Fredrika Bremer. En kålmask badar i Atlanten*. In: *Vägar och utvägar. Kvinnliga litteratörer på resa*, Stockholm 1990.
- RUDBECK, OLOF. *Atlantica sive Manheim*. 1-4, Uppsala 1679-1702.
- SALIS, JEAN RUDOLF VON. *Notizen eines Müssiggängers*. Zürich 1983.
- SCHÖIER, INGRID. *Pär Lagerkvist. En biografi*. Stockholm 1987.
- SCHOOLFIELD, GEORGE C. *Edith Södergran. Modernist Poet in Finland*. Westport; Connecticut; London 1984 (Contributions to the Study of World Literature 3).
- SCHÜCK, HENRIK – WARBURG, KARL. *Illustrerad svensk litteraturhistoria*. 7, 3.rev.Aufl., Stockholm 1932.
- SEE, KLAUS VON (Hrg.). *Die Strindberg-Fehde*. Frankfurt a.M. 1987.
- SMIRNOFF, KARIN. *Strindbergs första hustru*. Stockholm 1925.
- SÖDERHJELM, WERNER. *Oscar Levertin. En minnesteckning*. 1, Stockholm 1914.
- SPRENGEL, DAVID. *Oscar Levertin. En skiss*. 2.rev.Aufl., Stockholm 1918.
- STAPF, KURT HERMANN – STROEBE, WOLFGANG – JONAS, KLAUS. *Amerikaner über Deutschland und die Deutschen. Urteile und Vorurteile*. Op-laden 1986.
- STENKVIST, JAN. *Nationalskalden. Heidenstam och politiken från och med 1909*. Stockholm 1982.
- STENSTRÖM, THURE. *Romantikern Eyvind Johnson. Tre studier*. Lund 1978.

- STROEBE, WOLFGANG. *Stereotyp, Vorurteil, Diskriminierung*. Tübingen 1985 (Berichte aus dem psychologischen Institut der Universität Tübingen 19).
- THURÉN, TORSTEN. *Reportagets rika repertoar. En studie av verklighetsbild och berättarteknik i sju reportageböcker*. Stockholm 1992 (Journalistik, medier och kommunikation, Stockholms univ. 1102–3015).
- TIDESTRÖM, GUNNAR. *Edith Södergran*. 2.Aufl., Stockholm 1963.
- WARBURG, KARL. *Carl Snoilsky. Hans lefnad och skaldskap*. Stockholm 1905.
- WARBURTON, THOMAS. *Åttio år finlandssvensk litteratur*. Helsingfors 1984.
- WELINDER, HÉLÈNE. *Strindberg i Schweiz. Reminiscenser från sommaren 1884*. In: *Ord och Bild* 21 (1912).
- WIDELL, ARNE. *Ola Hansson i Tyskland. En studie i hans liv och diktning åren 1890-1893*. Uppsala 1979 (Skrifter utg. av Litteraturvetenskapliga institutionen vid Uppsala universitet 9).
- WIDMER, THOMAS. *Strindberg in der Schweiz*. In: *Neue Schweizer Rundschau* NF 9 (1941/42).
- WILNER, PER O. *Förteckning öfver svenskar inskrifna vid tyska universitet under 1500-talets senare hälft*. In: *Samlaren* 25 (1904).
- WRANGEL, EVERT. *Forskningar om svenskarnas universitetsstudier i Tyskland*. In: *Samlaren* 25 (1904).
- *Schiller och Sverige*. In: *Samlaren* 26 (1905).
- WUTHENOW, RALPH-RAINER. *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*. Frankfurt a.M. 1980.
- ZIMMERMANN, JOHANN GEORG. *Vom Nationalstolz. Über die Herkunft der Vorurteile gegenüber anderen Menschen und anderen Völkern*. (Nach der Ausg. Zürich, 1768), Hrg. und gekürzt von G. Blumer und A. Messerli, Zürich 1980.

PERSONENREGISTER

- Ahlmo-Nilsson, Birgitta 169
Almqvist, Carl Jonas Love 35
Amiel, Henri Frédéric 182
Ankarcrona, Julia 67-68
Asplund, Karl 183, 187
Atterbom, Per Daniel Amadeus 5, 45,
46, 47, 53, 55
- Bakunin, Michail 158,163
Bandle, Oskar 94
Beck-Friis, Johan **144-145**
Bennet, Carl Stephan 44
Bernadotte, Sigvard 153
Berzelius, Jöns Jacob 44
Beylon, François 5
Bichsel, Peter 182
Bismarck, Margaret von **189**
Bjørnson, Bjørnstjerne 86, 87, 93, 121
Björnståhl, Jacob Jonas 5, 27-28, **36-43**, 53, 62, 154, 199
Bleuler, Eugen 135
Bodmer, Johann Jakob 5, 37
Böcklin, Arnold 122, 123
Böök, Fredrik 7, 103, **149-152**, 154, 202
Boëthius, Ulf 93
Böttiger, Carl Wilhelm 5, **55-60**, 61,
71, 197
Bonnier, Åke 186
Bonnier, Albert 94
Bourget, Paul 125
Brandes, Georg 6, 118, 120
Breitinger, Johann Jakob 5, 37
Bremer, Fredrika 6, 7, 8, 9, 20, 30, 52,
62, **75-83**, 91, 93, 178, 189, 190, 203
Brenner, Arvid (Pseud. f. Helge Heer-
berger) 7, 8, **167-174**, 176, 183, 202
Brunner, Ernst **135-136**
Burckhardt, Johann Rudolf 20
Burger, Hermann 182
- Byron, George Gordon 5, 45, 46, 189,
197, 198-199
- Calvin, Jean 34, 179
Combüchen, Sigrid 183, 197, **198-199**
- Dalin, Olof von 35
Dante Alighieri 135, 137, 190
Dean, Martin R. 182
Dickens, Charles 135
Donner, Jörn 8, **200-201**, 203
Du Puy, Edouard 5
Dürrenmatt, Friedrich 182, 192
- Ebel, Uwe 49, 54
Ehrensward, Carl August 44
Ek, Jacob 16, 24
Ekendal, Jonas Herman 29, **64-65**, 91,
131
Eklund, Torsten 103
Erasmus von Rotterdam 111
Ericus Olai 9, 22-23, 24
Essen-Strindberg, Siri von 92, 101
Etterlin, Petermann 14, 15
- Färnström, Emil 77
Fahlcrantz, Christian Erik **61-63**, 190
Fehrman, Carl 117
Fischerström, Johan 35, 48
Fogelklou, Emilia **188-189**
Franzén, Gösta 53
Frisch, Max 182
Fröberg, Paul 56, 58
Fründ, Johannes 14, 15
Fürst, Walter 53
Füssli, Johann Heinrich 5
- Geijer, Erik Gustaf 24, 25, 26, 48, 56
Gessner, Salomon 5, 34, 35, 37, 57
Gjörwell, Carl Christoffer 35, 37

- Gletting, Bendicht 16
 Goethe, Johann Wolfgang von 5, 37, 41, 45, 46, 49, 50, 202
 Gotthelf, Jeremias 95, 182
 Gujer, Jakob 40
 Gullberg, Hjalmar 125
 Gundelfingen, Heinrich von 14
 Gustafsson, Lars 7, 183, **190-193**
 Gustav II. Adolf 22, 34
 Gustav IV. Adolf 59-60, 197-198
 Gustav Vasa 22, 81
 Gutenberg, Johann 118
 Gwer, Ritter von Hasli und Frutigen 17
 Gyllenborg, Gustaf Fredrik 35
- Haller, Albrecht von 5, 28, 34, 35, 36, 37
 Hansson, Nils 122
 Hansson, Ola 6, 84, 85, 113, **118-128**, 182, 184, 191
 Hart, Julius 121
 Hasler, Eveline 182
 Hedberg, Tor 182
 Hedlinger, Johann Karl 5
 Hedlund, Torsten 89
 Hedman, Dag 153
 Heerberger, Helge (siehe Brenner, Arvid)
 Heidenstam, Verner von 6, 59, 72, 84, **97-104**, **105-109**, 110, 113, 114, 117, 119, 124, 160, 162, 182, 183, 197
 Heller, Frank (Pseud. f. Gunnar Serner) 7, 31, 149, **153-157**, 178, 190, 202
 Hemmer, Jarl 142
 Herder, Johann Gottfried 37
 Hiärne, Urban 34
 Hitler, Adolf 168
 Hobhouse, John Cam 199
 Hoffman, Wilhelmina 73
 Höijer, Benjamin 45
 Holmberg, Axel Emanuel **26-27**, 29, 91, 199
 Holmqvist, Bengt 181
- Hopf, Otto 31
 Hürlimann, Thomas 182
 Hutten, Ulrich von 111
- Ibsen, Henrik 93, 100, 121
- Jaeggi, Urs 182
 Jensen, Thorvald 153
 Johansen, Hanna 182
 Johanson, Klara 182
 Johnson, Eyvind 7, 8, 149, **158-166**, 178, 202, 203
 Jordanes 21
 Julén, Björn 111
- Karl der Grosse 130, 164
 Karl X. Gustav 4
 Keller, Gottfried 123, 150, 156, 182
 Kellgren, Johan Henrik 68
 Key, Ellen 182
 Kiburger, Eulogius 14
 Klemming, Gustaf Edvard 69
 König, d.h. Koninck, Philips 53
 Krapotkin, Pjotr 158, 162, 163
- Lagerkvist, Pär **184-186**, 191
 Lamm, Martin 35
 Larsson, Carl 86, 91
 Lavater, Johann Kaspar 5, 34, 37, 56
 Leffler, Anne Charlotte 30, 131
 Lenin, Wladimir 158
 Levertin, Anna 110
 Levertin, Oscar 6, 31, 71, 84, **110-117**, 119, 129, 172, 183, 199
 Lidner, Bengt 35
 Lie, Jonas 86, 87, 92, 100, 120
 Linder, Erik Hjalmar 149
 Lindblad, Otto 55
 Linné, Carl von 35
 Loccenius, Johan 23
- Magnus, Johannes 9, 23, 25
 Malmsten, Bodil 183, **200**
 Manderström, Ludwig 66

- Mann, Thomas 133, 145, 159
Marholm, Laura (Pseud. f. Laura Mohr) 120, 121
Martinson, Harry 159
Matter, Mani 10
Mattsson, Gustaf **129-132**, 133, 134
Meinrad, Meginrat 188
Meyer, Conrad Ferdinand 150, 182
Müller, Johannes von 12, 25, 57
Münster, Sebastian 4
Munthe, Axel 190
Muralt, Ludwig von 133, 135, 140-141
Myrdal, Alva 194
Myrdal, Gunnar 194
Myrdal, Jan 183, **194-195**
- Nicander, Karl August 5, 28-29, **46-54**, 55, 57, 62, 79, 126, 199, 203
Nikolaus von der Flüe 188
Nietzsche, Friedrich 116, 119, 120, 121, 141, 142, 159
Nordenflycht, Hedvig Charlotta 35
Nordenskiöld, Adolf Erik 193
Norman, Georg 4
- Östergren, Klas 197
Österling, Anders 127, 182
Olsson, Hagar 143
Oscar II. 44
Oxenstierna, Axel 33
Oxenstierna, Bengt 24
Oxenstierna, Gabriel 4, **33-34**
- Paracelsus von Hohenheim 4, 34, 188
Paulus Diaconus 21
Personne, John 85
Pestalozzi, Heinrich 5, 34, 187
Poe, Edgar Allan 120
Proudhon, Pierre-Joseph 163
Przybyszewski, Stanislaw 121, 128
- Rådström, Pär 59, 183, **197-198**
Ragnar Lodbrok 25
- Ragvaldsson, Nils 12, 23
Reagan, Ronald 4
Reuter, Fritz 108
Reuterswärd, Carl Fredrik 183, 194, **195-196**
Ringgenberg, Fritz 32
Ringwaldt, Bartholomäus 17
Rochholz, Ernst Ludwig 16, 17
Rosenstein, Samuel von 24
Rousseau, Jean Jacques 4, 5, 34, 35, 37, 41, 43, 44, 47, 57, 87, 91, 93, 101, 162, 163, 202
Rudbeck, Olof 9, 34
- Sanders-Lagerkvist, Elaine 186
Schiller, Friedrich 5, 11, 31, 44, 57, 202
Schlözer, Ludwig 42
Schneider, Hansjörg 182
Schriber, Hans 13
Schriber, Margrit 182
Schwind, Moritz von 155
Sergel, Johan Tobias 5
Serner, Gunnar (siehe Heller, Frank)
Shakespeare, William 108, 135, 136
Shelley, Percy Bysshe 5, 45, 198
Silberysen, Christoph 20
Silfverstolpe, Malla 55
Snoilsky, Carl 6, **66-72**, 75
Södergran, Edith 7, 129, **133-143**, 172
Södergran, Helena 133
Söderhjelm, Werner 111
Sørensen-Lagerkvist, Karen 186
Späth, Gerold 182
Spitteler, Carl 182
Stauffacher, Werner 11, 53
Steiner, Rudolf 142
Stenström, Thure 162
Stern, Adolf 70
Stiernhielm, Georg 34
Stolpe, Sven 129, 144, **145-148**, 175, 190
Storz, Claudia 182

- Strindberg, August 6, 7, 8, 30, 31, 64,
72, 81, **84-96**, **97-104**, 105, 106,
107, 108, 109, 113, 118, 120, 127,
155, 160, 162, 177, 178, 182, 184,
192, 193, 203
Stumpf, Johannes 13, 14
Sudermann, Hermann 121
Svanström-Levertin, Lisen 113, 115
Swinburne, Algernon Charles 135, 153
- Tegnér, Esaias 46, 49, 55
Tell, Wilhelm 3, 5, 11, 20, 31, 44, 53,
56, 57, 81, 89, 112, 155, 178, 179,
186, 202, 203
Thorild, Thomas 28, 35
Tideström, Gunnar 135
Törneros, Adolph 46, 50
Trotzkij, Leo 158
Tschudi, Aegidius 14
- Uggla-Heidenstam, Emilia 97, 101
Uhland, Ludwig 56, 58
- Vallotton, Félix 122
Veillon, Charles 191
Vetter, Ferdinand 16, 17, 21
Vinet, Alexandre 76, 77
Voltaire, François-Marie Arouet de 36,
37
- Warburton, Thomas 129
Werup, Jacques 7, 8, **175-181**, 183, 202
Werup, Thomas 176, 177, 178, 180, 181
Winckelmann, Johann Joachim 45
Winkelried, Arnold 203
Wirsén, Axel Emil 16, **24-25**
- Zwald, Mathys 17
Zwingli, Ulrich 34

Berättelse
om
Alprosen

eller
Den olovliga kärleken i Schweiz,
jente Sång.



Sång
om
**Den förfärliga branden
i Chicago.**

Utgifna på eget förlag af W. Hoffman.

Pris: 20 öre.

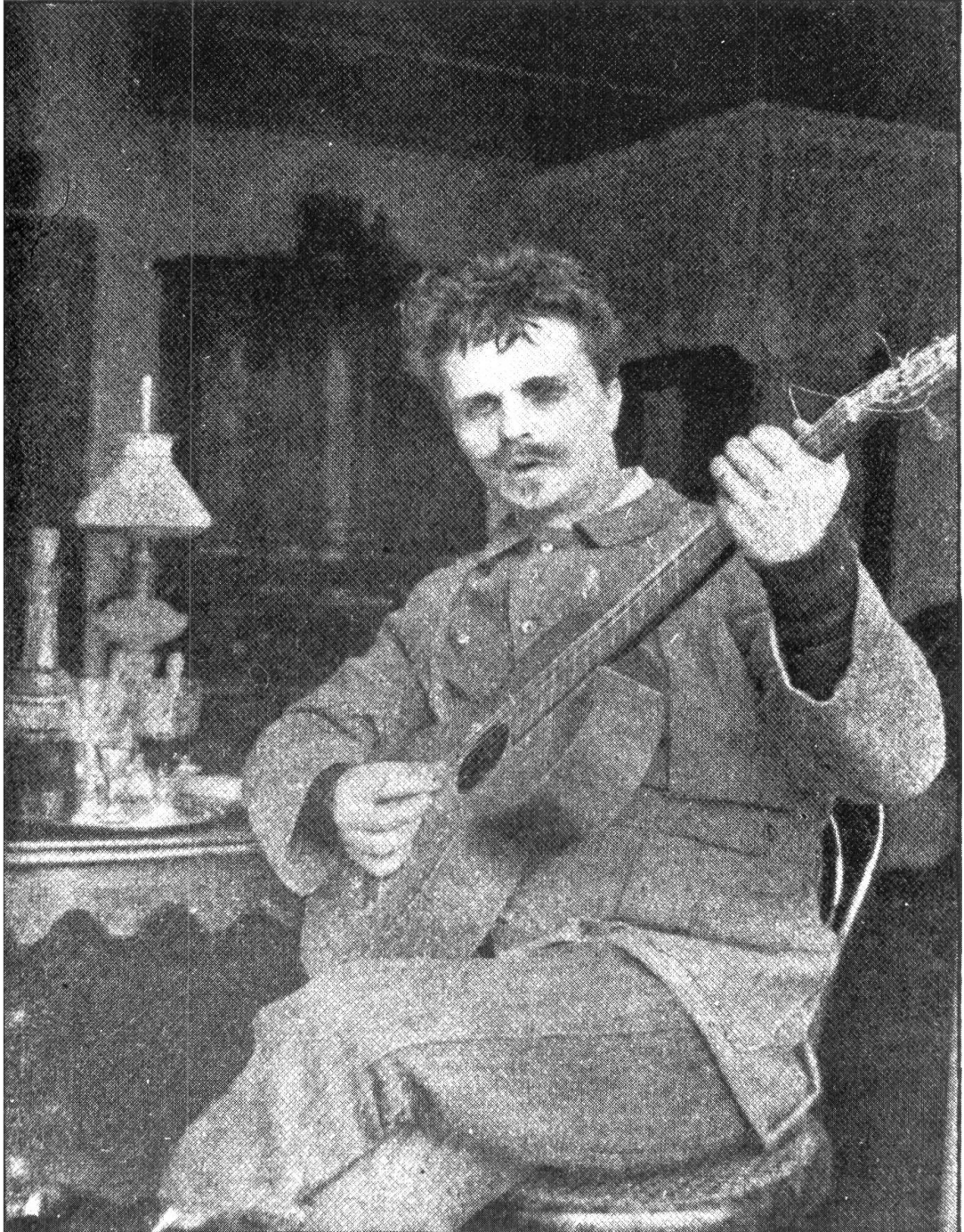
1. Erstdruck des Bänkeliads «Alprosen» aus dem Jahre 1871.
(Kungliga Biblioteket Stockholm).



2. Schloss Brunegg. (Privatbesitz J.R. von Salis).



3. Der grosse Rittersaal von Schloss Brunegg. (Privatbesitz J.R. von Salis)



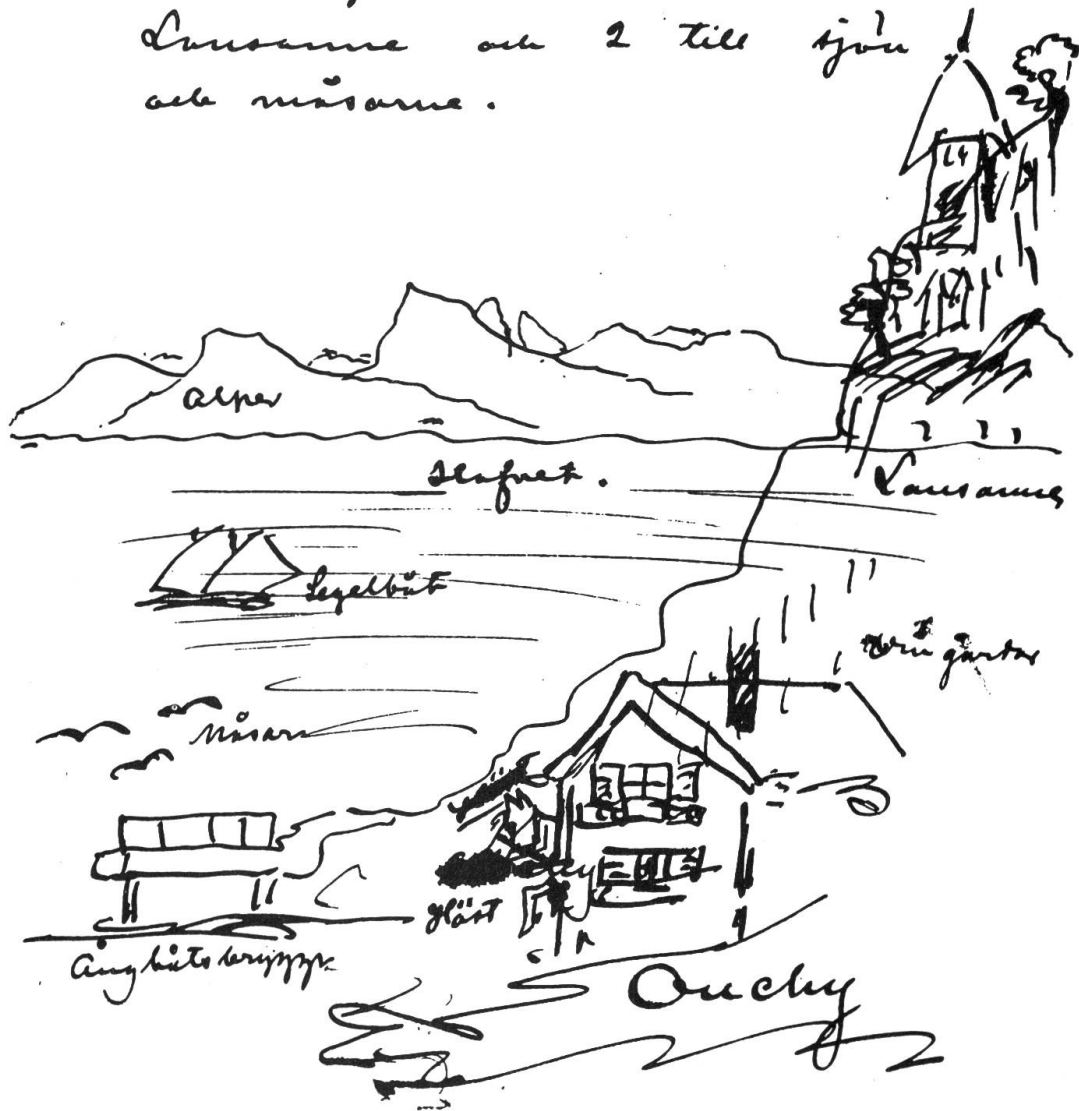
4. Strindberg mit Gitarre in der Schweiz, 1884. (Kungliga Biblioteket Stockholm).

Egen Chalet för Samuils pris. En sun
här djefvel: med många öfverdrag.



5. Zeichnung Strindbergs vom Chalet in Chexbres in einem Brief an Pehr Staaff vom 24. 6. 1884. (Kungliga Biblioteket Stockholm).

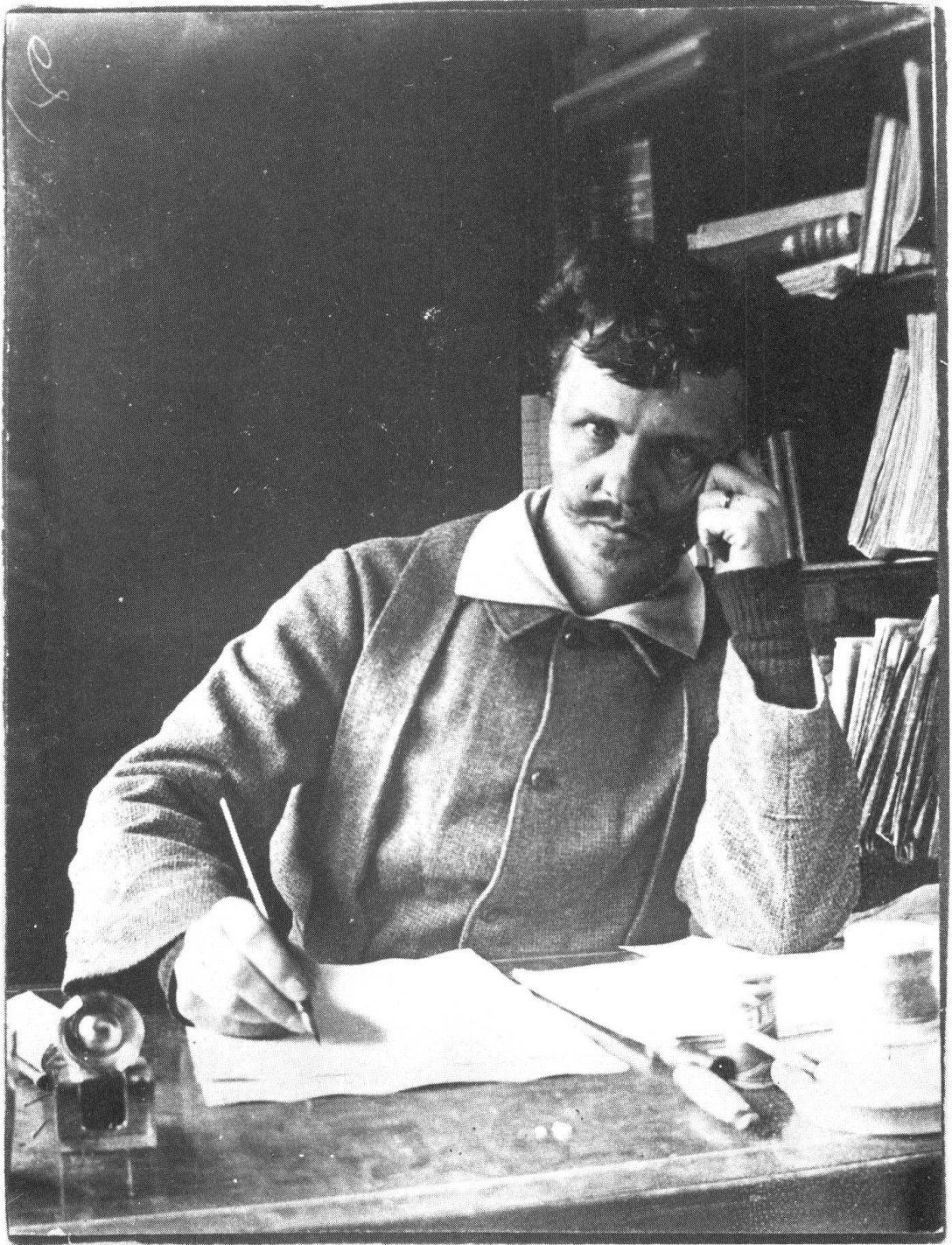
Och Genèvehofuet som dänar utan
 för förtolmas. Ouchy är ingen
 stad utan en by lika lundtlig
 som Grev 2 5 minuter till
 Lausanne och 2 till sjön
 och näsarna.



6. Lausanne, Ouchy mit dem Ausblick über den Genfersee. Zeichnung Strindbergs in
 einem Brief an Carl Larsson vom 29. 1. 1884. (Uppsala Universitetsbibliotek).



7. Strindberg mit Seidenbarett am Schreibtisch, 1885. (Kungliga Biblioteket Stockholm).



8. Selbstportrait 1886 in Gersau. (Kungliga Biblioteket Stockholm).



9. Strindberg mit den beiden Töchtern Karin und Greta in Gersau 1886.
(Kungliga Biblioteket Stockholm).



10. Strindberg in Gersau 1886. (Kungliga Biblioteket Stockholm).



11. Heidenstam mit Ehefrau Emilia (?) in Davos, 1890. (Kungliga Biblioteket Stockholm).



12. Verner von Heidenstam. Selbstportrait, gemalt in Öl 1886 auf Schloss Brunegg.
(Kungliga Biblioteket Stockholm).



13. Oscar Levertin in Davos 1891. (Kungliga Biblioteket Stockholm).



14. Edith Södergran in Begleitung von Mitpatienten in Davos. (Svenska litteratursällskapet i Finland).



15. Eyvind Johnson in Brissago. (Privatbesitz C. Johnson).



16. Eyvind Johnson vor Casa Branzell in Brissago. (Privatbesitz C. Johnson).